

Eduard Mörike



Eduard Mörike.

Eduard Mörikes Leben und Werke

Dargestellt von **Karl Fischer**,
Gymnasialdirektor in Wiesbaden.

Mit vielen Abbildungen



B. Behr's Verlag
(E. Bock) 1901.
Berlin W. 35
Steglitzerstr. 4.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Biographie soll keine Rezension sein,
Darum muß die Liebe sie schreiben.
Hebbel.

Mörike kann nach seiner Eigenart zu keiner bestimmten litterarischen Richtung oder Schule gerechnet werden. Als lyrisches Genie wurzelt er im Boden seines Stammes und gedeiht in Luft und Licht seiner Nation. Wie er ein ganzer Mann war, so war er auch ein echter Künstler. Es lag in ihm nicht bloß der Dichter, sondern auch der Musiker, der darstellende Künstler, Mimiker und Schauspieler. Mit einer überreichen schöpferischen Phantasie verband er eine außerordentliche Energie des inneren Schauens, plastische Darstellungsgabe, schöpferische Sprachbildungskraft und sprachliche Treffsicherheit. Was im Dämmerlicht der Menschenseele sonst wort- und sprachlos ruht, ergreift er begrifflich, faßt es in sprachliche Form und läßt es in vollendetem Wohllaut vernehmen. Wie er die Natur beredt zu machen weiß, so umschweben ihn die heitere Harmonie, das reine Ebenmaß und die bezaubernde Anmut der Antike; mit der Kraft göttlichen Humors weiß er sich über die Thorheiten und Uebel dieser Welt zu erheben und sein zartes Herz zu umhegen. Wahr, tief, klar, rein und innig wie sein ganzes Denken und Fühlen ist auch seine Dichtung. Seine hohe Auffassung von der Poesie, sein künstlerisches Gewissen bewahren ihn vor jeder Nebenabsicht, jeder Tendenz; seine Werke sind die Früchte, die am Baume seiner Erfahrungen wachsen

und reifen. Wer sie ganz und recht genießen will, muß des Dichters Leben und Wesen kennen.

Unser Volk hat als ganzes Mörikes Genie nicht erkannt; weder in der Litteraturgeschichte noch in der darstellenden Kunst ist er ausreichend gewürdigt worden; nur in der Tondichtung hat er volles Verständnis gefunden, nur in diese Kunst ist er mustergiltig übertragen worden: von Fr. Kauffmann und Hetsch bis auf Hugo Wolff*), den unglücklichen, genialen Künstler, dessen Name unvergänglich mit dem Mörikes verknüpft wäre, hätte er auch nur den „Gesang Weylas" mit seiner visionären Perspektive und majestätischen Getragenheit geschaffen. —

Für die vorliegende Biographie sind außer den gedruckten und ungedruckten Werken des Dichters seine Briefe und Tagebücher, soweit sie zugänglich waren, verwendet worden. Außer dem bisher noch nicht benutzten Teil des Nachlasses sowie zahlreichen schriftlichen und mündlichen Mitteilungen aus dem Verwandten- und Freundeskreise Mörikes konnten die handschriftlichen Schätze der Königl. Bibliothek in Stuttgart, des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar, des Schillerhauses in Marbach, die Akten des Seminars in Urach, des Stifts in Tübingen u. a. verwertet werden.

Es ist also ein ziemlich umfangreicher wissenschaftlicher Apparat — der Anhang giebt eine genaue Uebersicht —, auf den die Biographie aufgebaut ist; ihn ganz im Hintergrunde zu lassen war ich stets bemüht, da der Anblick des wissenschaftlichen Skeletts einer Biographie deren Lektüre nicht genußreicher machen kann. Ich habe dabei den Dichter, soweit als möglich, sein Leben und Wesen vor den Augen des Lesers gleichsam selbst aufbauen lassen, denn des Lesers Interesse gilt dem Helden und seinen Werken, den Ausführungen des Darstellers nur so weit als sie jenem Interesse zu dienen verstehen.

Des Dichters Werke im Einzelnen zu behandeln, behält sich der Verfasser für eine spätere Gelegenheit vor, dasselbe gilt von den noch zur Verfügung stehenden ungedruckten und für die Veröffentlichung

*) H. Wolffs Mörikelieder (55) sind bei Heckel in Mannheim erschienen.

geeigneten Stücken; was davon hier abgedruckt ist, trägt 2 Sternchen; die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind entweder an weniger zugänglichen Stellen gedruckt, oder durch falsche Lesarten entstellt.

In die Uebersicht über die einschlägige Litteratur, die ebenfalls im Anhange steht, habe ich nur die Schriften aufgenommen, die unmittelbar zur Sache gehören, ungenannt blieben darin nicht bloß die Litteraturgeschichten, sondern auch die Werke, die nur eine vereinzelte Auskunft geben; soweit es nötig schien, sind diese Schriften in den Bemerkungen angegeben. Die Schrift von E. Kuh habe ich mir trotz aller Bemühungen nicht verschaffen können.

Kritische, litterarische zc. Bemerkungen und Nachweise sind ebenfalls in den Anhang verwiesen.

Zum Schluß spreche ich allen denen, die mich in meiner Arbeit unterstützt und gefördert haben, auch hier meinen verbindlichsten Dank aus, namentlich der Wittwe des Dichters, Frau Professor Mörike, und seiner Schwester, Fräulein Clara Mörike, die mit immer gleich bereiter Güte der Wißbegier des Biographen zu dienen wußte; sowie den Verwaltungen der oben genannten Anstalten, insbesondere dem Herrn Oberbibliothekar und den Herrn Beamten der Königlichen Bibliothek in Stuttgart.

Wiesbaden, im Juni 1901.

Karl Fischer.



Ludwigsburg im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Erstes Kapitel. Heimat und Familie, Kinder- und Knabenjahre. 1804–1818.

Es ist ein ungleiches Geschwisterpaar, das etwas nördlich von Heilbronn in den Neckar geht: die geschwätzige, schnelle Jagst und der stille, gemächliche Kocher. Mit Bedacht geht er um die Berge und Hügel herum, die ihm den Weg verlegen, und eine gute Meile vor seinem Ziele kommt er an einem Hügel vorbei, auf dem sich der Länge nach ein Städtchen hinaufzieht, das nach dem braven Kocher zubenannt wird. Aber da oben ist noch ein anderer, der auch schon Karls des Großen Tage gesehen haben soll, ein Riesenbaum, von 90 Steinsäulen gestützt: die große Linde; so heißt das Städtchen auch Neuenstadt an der Linde, oder an der großen Linde.

An heißen Sommertagen flüchten die Menschen in den tiefen Schatten des mächtigen Baumes, und die Kinder freuen sich des hochgelegenen, geborgenen Spielplatzes im Regen wie im Sonnenschein; sie rufen hinunter in das Kocherthal und horchen nach Bürg zu, ob von dem alten Schloß der Gemmingen der Wiederhall kommt. Es giebt auch immer einige kleine Mädchen, die sich dicht

an die Hecke drängen, um hinüber zu sehen in Hof und Garten des Frauenstifts, vielleicht, daß das liebe Fräulein Clara kommt mit ein paar Blumen, oder noch etwas Besserem. Vielleicht darf auch eine einmal mit in den großen, dunklen Park mit den herrlichen Bäumen, den schattigen Plätzen, dem geheimnisvollen Turm. Ja, was war da früher für ein fröhliches Leben und Treiben in dem gastlichen Haus, in Garten, Hof und Park; da kamen die lustigen Gäste immerfort, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß; da gab es Tanz, Gesang, Spiel und Lust aller Art, Tag für Tag. Ja, da war der Herr Dr. Mörike noch jung, ein immer freundlicher Gastgeber und ein fröhlicher Jägersmann, und erst die junge Frau Doktor: wie schön schallte ihr Gesang durch Haus und Garten, und welche Pracht und Lust war es, wenn sie im blauen Sammetgewand den schwarzen Hengst durch Flur und Wald tummelte und ihre schönen Tirolerlieder vom Sattel sang.

Jetzt geht es still und gemessen in Haus und Hof her; alles haben die einst so gastlichen und fröhlichen Besitzer geschenkt zur Errichtung des Frauenstiftes, des Dr. Mörike-Stifts. Der gütige Geber ruht längst drüben auf dem geruhigen Friedhof, der so idyllisch zwischen die ländlichen Gärten hineingebettet ist, auf dem auch seine Eltern und Vorfahren liegen, die die Mörikes nach Württemberg verpflanzt haben.

War da anno 1694 in der Hof- und Stadtapotheke — eine kurze Zeit hatte eine Seitenlinie des Württembergischen Hauses in Neuenstadt Hof gehalten — ein schmucker Provisor weit her aus den Kurbrandenburgischen Landen angekommen, mit Namen Bartolomäus Mörike, Sohn des Anton Mörike, „Gerichts- und Holzhändlers“ zu Havelberg. Und anno 1707 gab es große Hochzeit in der Apotheke, da verheiratete sich Bartolomäus mit der verwittweten Frau Hof- und Stadtapotheker Auguste Marie Vischerin. Der älteste Sohn aus dieser Ehe starb frühe, der zweite, Albrecht Ludwig, übernahm 1734 die Apotheke, der jüngste, Carl Friedrich, wurde Bürgermeister des Städtchens. Albrecht Ludwig nahm zur Ehe Christiane Wolters, die in 6. Linie von Martin Luther abstammte, daher in der Familie der schlichte silberne Trinkbecher des großen Reformators aufbewahrt wird. Während ein Sohn Albrecht Ludwigs später die Apotheke übernahm — und von dem stammt jener Dr. Karl Abraham Mörike, des Dichters Eduard Mörike Vetter und Begründer des Frauenstifts — studierte der andre, Gottlieb, die Heilkunde und wurde in der zweiten Residenz des damaligen Herzogtums Württemberg, dem „Trutz-Stuttgart“, in Ludwigsburg Hofmedikus. Sein Sohn Karl Friedrich ergriff den Beruf des Vaters, vollendete seine Studien auf der Hohen Karlsschule, wo

er auch in der ersten medizinischen Abteilung am 20. April 1788 einen Preis davontrug, wurde Oberamtsarzt in Ludwigsburg und verheiratete sich am 23. Juli 1793 mit seiner geliebten Lotte, Tochter des Pfarrers Beyer in Beuren. Das sind die trefflichen Eltern unseres Dichters. Früh kehrte die Trauer in ihrem Hause ein, denn den Erstling ihrer Ehe verloren sie schon in den Kinderjahren. Aber reich gesegnet sollte die Ehe werden: 1797 wurde Karl, 1798 Luise, 1804 Eduard, 1807 August, sodann Louis, Adolf und Clara geboren.

Ludwigsburg war nach den glänzenden Zeiten Karl Eugens und den behaglichen des Herzogs Ludwig eine stille Stadt geworden. Durch schöne Gänge von Linden- und Kastanienbäumen trat man in sie ein; weite Straßen öffneten sich, die von niedrigen, gelbgestrichenen Häusern gebildet wurden und z. T. von Gras bewachsen waren; ziemlich in der Mitte lag der sehr große Marktplatz mit den beiden Kirchen und den bedeckten Gängen an den Häusern. Spielte hier nicht die Jugend, so konnte man wohl die Perpendikel der benachbarten Turmuhr gehen hören, und die einzige Bevölkerung in den Arkaden waren die Hühner eines italienischen Spezereihändlers, die sich wie ihr Herr nun erst ihres Daseins freuen konnten samt ihrem alten sorgsamen Hüter Pietro.

Da konnte wohl eine lange Zeit vergehen bis die Stadtfiguren in den Gesichtskreis traten: Der unförmlich dicke, maschinenartige Brunnenmacher Kämpf, der vormittags 10 Uhr in den Bären ging und eine halbe Kalbskeule mit dem entsprechenden Getränk genoß und zu Mittag für sich und sieben Freunde Essen bestellte, das er dann ohne Freunde verzehrte; vor seinem Atemholen sollen sich die Straßengräser verbeugt haben. Oft schoß an ihm wie ein lichter Sonnenfaden pfeilschnell der Perrückenmacher Fridolin vorbei, ein langgezogener, fadendünner Mensch in einem eng anliegenden, weißen gestrickten Wämschen, an das die langen weißen Beinkleider samt den Strümpfen angestrickt waren. Schlag 2 Uhr erschien ein nach französischer Mode aufgeputzter Herr in silbergrauem Frack, gelben ledernen Beinkleidern und Reitstiefeln mit Sporen, in der Hand eine Reitpeitsche, der die Bewegungen eines Reitenden mit wechselnder Gangart nachahmte und zuweilen rief: fort, fort, Schweißfuchs! Seine Pferdenarrheit hatte ihn um Vermögen und Verstand gebracht: nun mußte er ohne Pferd ausreiten. Regelmäßig tauchte auch der „Jakobele“ auf, ein kleiner, hagerer, alter Mann, in einem abgeschabten roten Rock mit verwitterten goldenen Borden, roten, struppigen, hinten in einen Haarbeutel gebundenen Haaren, der in einem Korbe den Straßenmist sammelte, den er auf seinen hohen Mistbau, höher als sein Haus, trug. War er nicht mit dieser Arbeit beschäftigt, so

schwadronierte er in den Gasthäusern — er war ein wohlhabender Mann — von den herrlichen Zeiten unter Karl Herzog, wie die Ludwigsburger sagten, erzählte die skandalösesten Geschichten und gebärdete sich auf die schamloseste Weise.

Ganz in der Nähe des Marktplatzes, an dem die Geburtshäuser Justinus Kerners und Fr. Theod. Vischers — auch David Strauß ist in Mörikes Vaterstadt geboren — liegen, befindet sich des Dichters Elternhaus, Obere Marktstraße Nr. 2, jetzt mit einer Gedenktafel versehen.



Ludwigsburg. Obere Marktstraße. Das mittelste Haus ist Mörikes Geburthaus.

In jener Zeit trat das heutzutage sehr einfache Haus recht stattlich durch seinen künstlerischen Schmuck hervor. Unter den Fenstern des ersten Stocks lief ein breiter Fries her, auf dem, in Sepia ausgeführt, Greife, von Arabesken umrahmt, prangten. Das Haus hatte — wie heute — nur ein Erdgeschoß und ein Stockwerk, das von einem verhältnißmäßig hohen Dach überragt war, unter dem sich ein ausgedehnter Speicher, mit allerhand Kammern und Gelassen, befand, zum Nutzen der Hausfrau und zu allerhand Versteck und heimlich-gruseligem Spiel der Kinderschaar. Hinter dem Hause lag ein geräumiger Hof mit einem schattigen Maulbeerbaum und weiter ein Garten mit vielen, vielen

Aepfel-, Birn- und anderen erfreulichen Bäumen. Freilich hieß es da auch wie einst im Paradiese: Von diesen Bäumen sollt ihr nicht essen! Neben dem Elternhause lag damals das Gasthaus zur „Kanne", für die jugendliche Neugierde, wenn auch keine genußreiche, so doch gar anziehende Nachbarschaft.

Samstag, den 8. September 1804, vormittags halb zwölf, wurde den glücklichen Eltern unser Dichter als „ein starker Sohn" — wie der Vater in seinen Kalender schrieb — geboren und acht Tage darauf, Samstag, den 15. September getauft. Des kurfürstlich-württembergischen Herrn Oberamtsarztes Jüngstgeborener gedieh vortrefflich und wurde das Abbild der Mutter: ein auffallend schönes Kind mit leuchtenden blauen Augen und blonden Locken, voll Schelmerei und kindlicher Lust, aber sanft, weich und lenkbar. Besonders gerühmt wurde bald seine Selbstbeherrschung und die zarte Rücksicht, die er seiner Umgebung bewies.

Es waren günstige Umstände und glückliche Verhältnisse, die den heranwachsenden Knaben umgaben.

Der Vater, ein Mann von stattlichem, männlich-schönem Aeußeren, von reichem Wissen und lauterem Charakter, lag mit Freude und Eifer seinem ärztlichen Berufe ob und pflegte, sobald er nur immer konnte, wissenschaftliche, auch philosophische Studien; so war er rastlos thätig und nahm an der Erziehung seiner Kinder nur allgemeinen Anteil. „Wenn er auf uns wirkte," erzählt Eduard, „so geschah es zufällig durch einzelne Winke, oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernsten Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten und gegen die Jüngeren, zu denen ich gehörte, fast niemals."

Die Mutter, eine zarte, ächt weibliche Schönheit von außerordentlicher Anmut, die nicht frei von Schalkheit war, und einer unerschöpflichen Freundlichkeit und Güte, besaß ein bezauberndes Erzählertalent, das sie mit gar manchen äußeren und inneren Eigenschaften auf unseren Dichter vererbte. Sie übte einen starken religiösen und sittlichen Einfluß auf ihre Kinder aus. „Durch ihre Zärtlichkeit," schreibt Eduard, „ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche, sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus."

Unter den Geschwistern gewann zunächst Eduards älterer Bruder Carl den stärksten Einfluß auf ihn. „Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlichen Verhältnisse zu ahnen vermag, das Alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb

verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnisvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindlichen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand."

In späteren Jahren war es namentlich seine Schwester Luise, ein Mädchen von ungewöhnlicher, erhabener Schönheit und tiefer, lebendiger Frömmigkeit, die sehr starken Einfluß auf den jüngeren, ihr mit ganzer Seele ergebenen Bruder besaß.

Der etwa drei Jahre jüngere Bruder August war ein guter Kamerad, dessen Gutmütigkeit manchen Streich decken mußte. Die Kinder sollten sich nicht selbst Obst aus dem Garten holen, da konnten die beiden jüngeren Brüder doch nicht immer widerstehen, an den Stielen der schönsten Früchte so lange zu drehen, bis ihnen eine Frucht in die Hand fiel; diese war aber die Augusts, des damals jüngsten, dessen Straffälligkeit noch mehr unter dem Kindheitsschutze stand als die des älteren Eduard. Dieser belohnte den Bruder und die Freunde seinerseits dann durch die Erzählung der schönsten Märchen und Gespenstergeschichten, die noch keiner kannte, denn der Bruder hatte sie erfunden. Und die Stimmen und Gebärden anderer konnte Eduard auch nachahmen; und Verse machte er auch schon, erzählte der Freund Ferdinand Jung, denn als sie zum Krämer gingen, da rief der Eduard: „Wir gehen mit einander und holen Koriander."

Eine Zeit lang war Eduard Gespiele des Prinzen Paul, der gar oft im schönen Kütschchen seinen Spielkameraden und ein kleines Mädchen fuhr; und als der Prinz ihm einmal sagte: „Da, nimm deine Mütze," da gab Eduard im derbsten Schwäbisch zurück: „Ach was Mitz, 's isch e Kapp!" Besonders stolz war der Knabe auf seine Husarenuniform, „scharlachen, fein, mit Silberschnörkelwerk besetzt" (Ged. S. 235), die er, mit dem Säbel umgürtet, durch Hof, Garten und Alleen der Stadt trug.

Gute Gerüche liebte Eduard beinahe mit Leidenschaft; darum vor allem war ihm der Besuch der Frau von Killinger im Elternhause besonders angenehm und erwünscht, namentlich wenn sie längere Zeit blieb, und der kleine Feinriecher dann sich etwas von ihrer wohlriechenden Pomade wegholen und dies an einer günstigen Stelle des Hauses zur besonderen Ergötzung der Nase aufstreichen konnte.

Von klein an hatte der äußerst lebhafte und aufgeweckte Knabe sehr viel Sinn für Musik, der dann auch im Elternhause, wo viel Hausmusik gemacht wurde, und ein sehr reger Familienverkehr herrschte, seine natürliche Pflege fand. Außer Frau v. Killinger und der ausgebreiteten Verwandtschaft ver=

kehrten regelmäßig im Elternhause Fried. Th. Vischers Eltern, der Vater war Pfarrer in Ludwigsburg, ferner der Leibmedikus Hardegg mit seiner Familie und der Rektor der Lateinschule Breitschwerdt, ein strenger Mann von steifer, militärischer Haltung, der einst in seinen Glanzstiefeln, wie in einem Köcher, Haselnußstöcke verwahrt hatte, sowie eine ältere Dame, die ausgezeichnet Klavier spielte und auch Unterricht auf diesem erteilte; es war Mademoiselle Voßler Schuberts gefeierte „Regina", die Pflegetochter des unglücklichen Generals von Bilfinger. Nun freilich war sie dichterisch nicht mehr zu preisen, sie pries'te



Mörikes Eltern.

leidenschaftlich und liebte nicht minder den Gänsebraten, deren keiner bei Mörikes verzehrt wurde ohne ihre sehr thätige Teilnahme.

Unter den Freunden der Kindheit uud ersten Knabenzeit standen ihm am nächsten Ferdinand Jung, der Sohn eines in der Nähe wohnenden Kaufmanns, und Hermann Hardegg; Fritz Vischer war 3 Jahre jünger und trat dem Dichter erst später näher.

Im Jahre 1811 kam Eduard auf die Lateinschule seiner Vaterstadt, die einst auch Schiller besucht hatte. Im Sommer 1812 schrieb er voll Selbstgefühl an Bruder Carl: ich kann schon tueor konjugieren, es geht mir gut in der Schule. Der Bruder Carl war immer die erste und letzte Instanz, namentlich bei brüderlichen Zwistigkeiten; so ist ein von „Carl Mörike" unterzeichnetes

Protokoll vom 5. April 1812 vorhanden, das auf blaues Packpapier geschrieben ist und ein förmliches Verhör der Brüder Eduard und August enthält. Frage: Wie lange lebt Eduard mit August in Feindschaft? Antw.: Seit 14 Tagen. Warum? der Bruder August sei immer so neidig auf ihn gewesen; zum Schluß: Versöhnung.

In der Schule wurde Eduard sein Sinnen und Träumen gar manchmal hinderlich, wie die bekannte Anekdote zeigt: Als er wieder einmal in seine Gedanken versunken da saß, fragte ihn der Rektor treffend: „Nun, von welchem Brückle hast jetzt eben wieder runter guckt?“ Trotzdem rückte er ganz regelmäßig auf und seinem Ziele näher.

So schien es auch den Eltern wünschenswert, daß der zur Musik außergewöhnlich beanlagte Knabe Unterricht im Klavierspielen erhielt. Ganz unerwartet kam ihnen nun dessen Widerspruch: „Ich will mich davor hüten, daß ich Klavier lerne, denn dann muß ich gerade wie der Hermann (Hardegg) überall mit hin und aller Welt vorspielen. Das thu ich nicht.“ Und dabei blieb er. Um so ausgedehnter aber, unter dem beständigen Einfluß einer nie rastenden Phantasie, wurden alle Knabenspiele betrieben. Ganz besonders beliebt waren die Spiele, die mit den wilden Kastanien getrieben werden konnten. Da zogen die Kameraden hinaus zu den schattigen Kastanienalleen, sammelten die braunen, glänzenden Früchte — daß sie „unschmackhaft“ waren, mußte gewiß oft geprobt werden — reihten sie auf lange Schnüre, hängten diese um den ganzen Leib und zogen umher „als wilde Menschen“; oder die Früchte wurden zur Munition im scharfen Knabenkrieg, daß es Beulen genug gab. Zeitlebens blieben die „unschmackhaften“ Früchte ihm „ein liebes Schaugerichte“ und zeigten ihm „die Prachtgehänge heimatlicher Schattengänge“.

Auch Drachen steigen lassen war, zumal auf dem großen Marktplatz, ein beliebtes Spiel; freilich fanden sie nicht selten ihr schnelles Ende an den Kränzen der beiden Stadtkirchtürme, wo sie dann lange, an den Schwänzen aufgehängt, zu bewundern waren. Oder es wurde mit Pfeil und Bogen fleißig auf dem großen Platze geschossen, und die zum Trocknen aufgehängten Kleidungsstücke des Turmwächters dienten nicht selten dem Uebermute zur Zielscheibe. Im Winter aber ging es die Abhänge in den Alleen und die abschüssigen Straßen auf Bergschlitten hinab oft bis in die Nacht bei Mondenschein, während der große Stadtsee die schönste Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen bot.

Bei Carls Theater durfte Eduard nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen, dafür mußte die Rumpelkammer auf dem Speicher mit ihrer gar geringen Wirklichkeit der mächtigen Phantasie des Knaben zu Diensten sein;

Räuberfangspiel wurde mit Vorliebe betrieben, mit Bogen und Pfeil auch in Garten und Hof geschossen, wie die Wilden thaten; und als die Knaben später die Homerischen Helden kennen gelernt hatten, da ergriffen sie jene und ähnliche Waffen, entledigten sich der Kleider und führten so Kämpfe auf, bis eines Tages eine Tante dem Getöse bis in den obersten Teil des Hauses nachging und den einen Helden als Adam antraf, während Eduard, der alle Schlupfwinkel kannte, sich rechtzeitig vor der zürnenden Dame in Sicherheit gebracht hatte.

Gerne aber gab sich der sonst so fröhliche Knabe auch sinnender Beschaulichkeit hin, sei es auf der Gartenmauer nach der „Kanne" zu, sei es an der Kirchhofsmauer oder auf dem Speicher. „Mit welcher Behaglichkeit konnte ich," erzählt er im Nolten, „wenn die anderen sich im Hofe tummelten, ganz oben an einer Dachluke sitzen, mein Vesperbrot verzehren, eine neue Zeichnung vornehmen! Es ist dort ein Verschlag von Brettern, schmal und niedrig, wo mir die Sonne einen besonderen Glanz, überhaupt ein ganz anderes Wesen zu haben schien, auch konnte ich völlig Nacht machen und — es war dies die höchste Lust — während außen heller Tag, eine Kerze anzünden, die ich mir heimlich zu verschaffen und wohl zu verstecken wußte." Oder: „Jüngere Kinder hörten des Abends gerne eine Märchen von dienstbaren Geistern, die mir mit Hilfe und Schrecken jederzeit zu Gebote standen. Sie durften dabei an einer hölzernen Treppenwand auf jenem oberen Boden zwei Astlöcher sehen, wo die zarten Gesellen eingesperrt waren; das eine, das ich mit einem dunklen Läppchen von innen verhängt hatte, verwahrte die bösen, ein anderes, worin der runde Knoten nur locker eingeschlossen stak, die freundlichen Geister; wenn nun am Abend die Sonne dahinter schien, so war der Pfropf vom schönstem Purpur brennend rot erleuchtet; diesen Eingang, so lange die Rundung noch so glühend durchsichtig erschien, konnten die luftigen Wesen gar leicht aus und ein durchschweben; unmittelbar dahinter dachte man sich in sehr verjüngtem Maßstabe eine ziemlich weit verbreitete See mit lieblichen, duftigen Inseln. Nun war das eine Freude, die Kinder, die andächtig um mich herstanden, ein Köpfchen um das andere, hinaufzulüpfen, um all die Pracht so nahe wie möglich zu sehen, und jedes glaubte in der schönen Glut die wunderbarsten Dinge zu entdecken; natürlich, hab' ich es doch beinahe selbst geglaubt."

Und was bot die Vaterstadt selbst und ihre nächste Umgebung dem phantasievollen, naturfrohen Knaben für Herrlichkeiten! Da war in der Altstadt das finstere „Hexengäßlein", von dem gar merkwürdige Dinge erzählt wurden; dann das Schloß mit seinen geheimnisvollen Baumgängen und dem zauberischen Schloßgarten mit der Emichsburg, einer künstlichen Ruine, wo er die Wind-

harfen flüstern hörte; und jedes Jahr einmal durfte er hinunter in die unterirdischen Gewölbe, wo er die Ritter-Rüstungen und sonstige Herrlichkeiten mit stummer, schüchterner Ehrfurcht betrachtete. Aus den dunklen Rüsteralleen schauerte es ihn wonnig-grausig an; oder es ging hinaus durch die lichten Pappelalleen zu dem zauberischen Rokoko-Schloß am stillen See mit seinen sieben duftigen Inseln, die den Knaben an sich lockten; oder er stürmte auf den Altan der Emichsburg, um in die friedliche, sonnige Landschaft hinauszuschauen und sein Herz der großen, geliebten Natur schwärmerisch zu öffnen und hinzugeben.

Aber auch weiter hinaus kam er schon als Knabe, wenn er mit dem Vater auf die Praxis nach Benningen fuhr zu dem lieben Onkel Neuffer, dem Pfarrherrn daselbst, und der freundlich-gütigen Tante, der Mutter Schwester; sein Herz aber gehörte dem lieblichen Töchterchen des Hauses, dem anmutigen, schalkhaften Clärchen. Dieses Pfarrhaus, die Stätte seiner ersten Liebe, hat er dann in einer Zeichnung festgehalten, an deren oberem Rande noch steht: „O Herz, hör auf zu schlagen!“

In der Vakanz nahm ihn Bruder Carl zu Fußwanderungen mit, so zu dessen Lieblingsplätzchen, dem „Schützenhäuschen“ bei Bettlingen, auf dem Wege nach Stuttgart zu, oder noch weiter hinaus in das herrliche Calwer Thal.

Blumen und Vögel und die Tiere des Waldes sprachen zu seinem Herzen, seltene Steine waren seine Freude und weckten seinen Sammeleifer. Wer sich sein Herz gewinnen wollte, schenkte ihm dergleichen. Im Erdgeschoß, das meistens an einzelne Herrn vermietet war, wohnte ein Herr v. S.; der liebte die herrliche Luise; so stand auch ihr jüngerer Bruder seinem Herzen nahe; er erhielt dann freundlich-werbende Geschenke, so einst einen Achat, der dem Knaben besonders wert war; er hat ihn so gut bewahrt, daß er heute noch vorhanden ist. —

Auf eine merkwürdige Weise wurde Eduard mit der deutschen klassischen Litteratur näher bekannt. Eines Tages kam er mit blutendem Gesicht und zugehaltenem Auge, aber ohne Weinen und Klagen — Selbstbeherrschung auch im Unterdrücken körperlichen Schmerzes war ihm immer eigen — zu Schwester Luise. Nachdem er ihr seinen Zustand als die Folge eines mißlungenen Pulverexperiments bezeichnet, und sie ihn in eine hintere Kammer geführt hatte, legte sie ihm zur Linderung Oelumschläge auf die Wangen und gab ihm als Trost ein Buch. Es war Goethes Götz; mit dem kroch er unter das mächtige Gastbett und erschien nicht früher, als bis er das Buch durchrast hatte.

Ganz heimlich mußte auch das Kramersche und Spießsche Lesefutter beim Antiquar Rast verschlungen werden.

Da Eduards Vater nicht wünschte, daß einer der Söhne seinen Beruf ergreife, so blieb Eduards Beruf zunächst unentschieden. Mütterlicherseits lag die geistliche Laufbahn nahe, auch war ja eine Schwester der Mutter an den Pfarrer Neuffer verheiratet, die andere dagegen war die Frau des juristisch gebildeten Amts- und Stadtschreibers Dr. Planck zu Nürtingen. Von besonderem Gewicht war aber die Stimme des damaligen Regierungsrats, späteren Präsidenten des Consistoriums bezw. Obertribunals Georgii, der die Schwester des Vaters geheiratet hatte. Dieser riet, Eduard dem geistlichen Stande zu widmen.

„Im Jahre 1815," erzählt dieser in seiner Selbstbiographie, „erkrankte mein Vater auf bedenkliche Art. In Folge übermäßiger Anstrengung bei Gelegenheit einer in der Stadt und Umgegend ausgebrochenen Seuche, wobei er selbst zu Nacht sich wenig Ruhe gönnte, ward er sichtbar geschwächt, und es bereitete dieser Zustand einen Schlaganfall vor, der erstmals bei der besonderen Veranlassung eintrat, daß den sonst so kraftvollen Mann der Anblick seiner sterbenden Mutter aufs Aeußerste ergriff. Mit diesem Tage begann das Glück unseres Hauses in mehr als einem Betracht zu sinken.

Noch fürchteten wir nicht das Schlimmste; auf den Gebrauch des Wildbads zeigte mein Vater einige Besserung, er ließ sich nicht abhalten, seine gewöhnlichen Geschäfte wieder zu versehen. Wiederholte Bäder im folgenden Jahre thaten die erste Wirkung nicht mehr, er wurde hinfällig und mußte sein Amt übergeben. So war also der unermüdet fleißige Mann, welcher, wie seine unvollendet hinterlassenen Schriften bezeugen, der wissenschaftlichen Welt ebenso viel zu werden gedachte, als er in seinem inneren Wirkungskreise der Stadt und dem Lande durch persönliche Hilfeleistung gewesen war, nun auf einmal aus seiner gesegneten Thätigkeit für immer herausgerissen und in die äußerste Unmacht versetzt. Außer der ganzen linken Seite seines Körpers waren auch die Sprechwerkzeuge beinahe völlig gelähmt, das Gedächtnis auffallend geschwächt, selbst die Denkkraft hatte gelitten. Wenn nun das Vertrauen so Mancher, denen er seine Dienste gewidmet und im eigentlichen Sinn des Wortes geschenkt hatte, sich auch jetzt nicht wollte abweisen lassen und ihn mit rührender Zudringlichkeit bis in sein Krankenzimmer verfolgte, wenn er, die Feder in der zitternden Hand, den rechten Ausdruck suchte und nicht fand und er zuletzt mit unterdrückter Wehmut die Leute wieder entließ, oder, höchst reizbar wie er war, in einen Zustand ungemessener Heftigkeit geriet, sodaß ihm niemand, meine Mutter kaum, sich nähern durfte, wenn der jammervoll Dasitzende mich unter Thränen zwischen seinen Knien hielt und mir ein schwer zu erratendes Wort mit Liebkosungen gleichsam abschmeicheln wollte, um den anderen zu sagen, was er wollte — so

waren das Augenblicke des herzzerreißenden Elendes, die unauslöschlich in meiner Erinnerung stehen. Hier mußte der Knabe den Ernst des Lebens, dem er entgegenwuchs, und die Hinfälligkeit alles Menschlichen mit erschütternder Wahrheit empfinden."

In der Zeit, als die Eltern noch nach Wildbad gingen, führte Luise in Ludwigsburg den Haushalt, und aus dieser Zeit sind noch Briefe an die Mutter erhalten. Luise schreibt in ehrerbietiger Liebe, indem sie die Mutter mit „Sie" anredet; Eduard aber redet sie mit „Du" an und teilt in kurzen klaren Sätzen mit, was er sagen will. „Die liebe Luise," schreibt er, „spart mir zu arg," zum Schluß heißt es: „Deine Lehren, die Du mir in Deinem Briefe gabst, will ich befolgen." Die Unterschrift zeigt die festen klaren Züge des Mannes, wenn auch in lateinischen Buchstaben und mit ck, wie er sich in Tübingen noch schrieb. In diesen bangen Zeiten, wo sich, wie es in der Selbstbiographie heißt, die unerschöpfliche Liebe der Mutter, ihre Umsicht, ihre Geistesstärke, ihre fromme Treue auf eine unbeschreibliche Art offenbarten, rückten die Brüder innerlich und äußerlich einander näher und gaben diesem Verhältnis auch einen äußeren Ausdruck, wie es jener schwärmerischen Zeit und ihrer Jugend entspricht.

Am ersten Dienstag des Jahres 1817, Mittags, schlossen sie ein „brüderliches Bündnis" und verpflichteten sich gegenseitig es zu erneuern, sobald es verletzt wird. Ludwigsburg am 7. Januar 1817. Unterschrieben ist es: Karl Eberhard Mörike, Eduard Mörike, August, Ludwig und Adolf Mörike, hinter jedem Namen steht das Zeichen, an dem sie sich in Zukunft erkennen wollen. Anfangs März errichteten die drei ältesten einen neuen Bruderbund mit bestimmten Satzungen, in Paragraphen gefaßt; nach § 7 verpflichteten sie sich, ihre Bruderpflichten vor Gott und Menschen gewissenhaft zu erfüllen.

Die Leiden des Vaters nahmen zu: „In einer Nacht, wir Kinder schliefen schon, rief man uns unvermutet an sein Bette; er lag bewußtlos da und man erwartete sein Ende; wir knieten um ihn auf dem Boden, die Mutter betete und noch höre ich den Ton, womit das Lied von ihr gelesen wurde: „Gott der Tage, Gott der Nächte, unsre Seele harret dein." Hierauf entfernte man die Kinder, da sich die Auflösung noch länger zu verzögern schien. Am andern Morgen bei unserem Erwachen sagte man uns das ganz unfaßliche Wort, daß wir jetzt keinen Vater mehr hätten. Dies war den 22. September des Jahres 1817. Beim Leichenbegängnis trat der Oheim Georgii mit der Erklärung hervor, er wünsche mich zu sich nach Stuttgart zu nehmen und meine Bildung zu fördern, ein Anerbieten, das meine Mutter mit Dank, ich selbst mit Begierde ergriff." Bei dieser Gelegenheit rühmt Mörike auch den anderen

Oheim, Pfarrer Neuffer, damals schon in Bernhausen bei Stuttgart. „Von jeher," sagt die Selbstbiographie, „hatte zwischen ihm und den Meinen ein steter vertraulicher Verkehr bestanden; in seinem gastfreundlichen Hause war die reinste Anmut eines heiteren, geselligen Familienlebens zu finden, und so wie er mit seiner lieben Gattin einst in Tagen ungetrübten Glückes als Freund uns unzertrennlich nahe geblieben, erwies er sich auch jetzt, da sich so viel und immer mehr veränderte, als sorgsamster Berater einer Wittwe und der von ihm in Pflegschaft genommenen Waisen."

Auf eine so schnelle und traurige Weise hatte Eduards Ludwigsburger Zeit ein Ende genommen; sie ist mit all ihren Kinder- und Knaben-Erinnerungen an Haus und Garten, an Park und Springbrunnen, an die geheimnisvollen Schauer der dunklen Rüsteralleen und duftigen Seen, an die Rokokoherrlichkeit des Schlosses und an den lichten Zauber maigrüner Baumgänge, Felder und Wiesen ein fester Bestand seiner liebsten und freudigsten Erinnerungen und Stimmungen geblieben für sein ganzes Leben. —

Des Oheims Haus in Stuttgart gehörte zu den vornehmsten und angesehensten Pflegestätten höheren Geisteslebens in der württembergischen Hauptstadt. Auch äußerlich trat es für die damalige Zeit merklich vor andern hervor und zeigte im inneren den behaglichen Luxus der Rokokozeit. Der Garten hinter dem Hause war ganz im französischen Geschmack gehalten; im Sommer versammelte man sich zu gemütlichen Kegelabenden daselbst; in dem Gartensaale entwickelte sich zuweilen lebhaftes wissenschaftliches und litterarisches Treiben. Schelling, des Hausherrn Freund, trug z. B. dort im Jahre 1810 die Grundzüge seiner Philosophie vor; an Musikübung wird es auch nicht gefehlt haben. Der Widerschein dieses Ganzen ist in den Schilderungen altfränkischen Wesens und Lebens in der Novelle „Mozarts Reise nach Prag" bemerkbar. Der Hausherr selbst, aus einer hochangesehenen altwürttembergischen Familie stammend, trug noch das Zöpfchen und bewegte sich in den gemessenen Formen der alten Zeit.

Für den neuangekommenen Neffen, mit der tiefen Trauer im Herzen, war es zunächst nicht leicht, sich in dem vornehmen Hause und unter so viel hervorragenden Männern zurechtzufinden, doch der feine Takt seines ganzen Wesens half ihm auch hier auf die rechten Wege. Gar mancher hatte seine helle Freude an dem schönen, aufgeweckten und so bescheidenen Knaben, namentlich der Epigrammatiker Haug sprach ihn öfter an und gewann ein persönliches Ver-

hältnis zu ihm; Schelling dagegen ist ihm nie zu Gesicht gekommen. In der Selbstbiographie berichtet er über sein Stuttgarter Gymnasialjahr: „Mit wenig Worten kann ich meinen Wohlthäter (Georgii) als einen Mann bezeichnen, welcher durch manchen Zug seines entschiedenen Charakters an die Formen kräftiger Gestalten aus dem Altertum, wie sie durch Schilderungen uns überliefert sind, erinnern mußte. Mit einer gründlichen Gelehrsamkeit verband er die strengsten rechtlichen Grundsätze, die feurigste Liebe zum Vaterland, und wenn in dieser Richtung sein Eifer oft an Härte streifte, so war sein Wesen doch im Ganzen durch eine große Herzensgüte, vorzüglich aber durch den Geist eines lebendigen Christentums und einer wahrhaft demütigen Gottesfurcht gemildert. Von meinen Stuttgarter Lehrern erwähne ich mit besonderer Achtung und Anhänglichkeit den damaligen Herrn Professor (Karl Ludwig) Roth. Seine Behandlung war der Art, daß ich zum ersten Male in meinem Leben ohne Zwang zu lernen anfing."

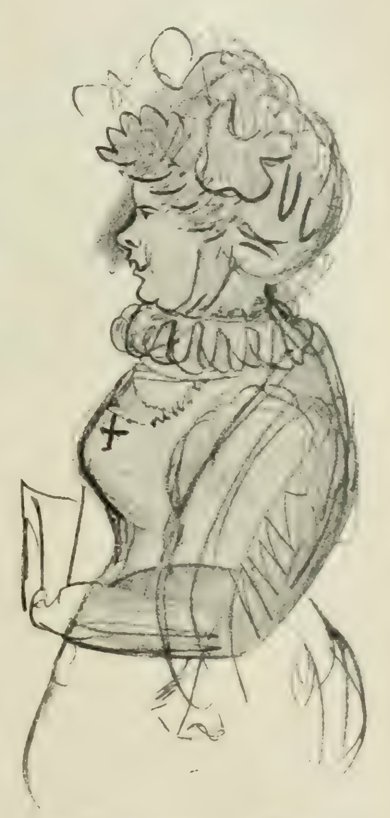


Präsident von Georgii
nach einer Zeichnung Eduard Mörikes.

Auch hier zog sich der innerlich immer bewegte Knabe auf sich oder nur ganz wenig Kameraden zurück; poetische, besonders Theater-Neigungen traten schon deutlich hervor. Sein liebster Kamerad war der „Gustel", mit dem er sich ein kleines Theater gemacht hatte; und nun sollte es ans Spielen gehen. Aber die Mutter und der Oheim Georgii hielten seinen Umgang mit „Gustel" nicht für günstig und wünschten, daß sich Eduard von ihm trenne. Es wurde ihm sehr schwer. Denn damit mußte er auch das unter vielen Mühen und mancherlei Kosten gezimmerte und gepappte Theater aufgeben, er that es ohne Widerrede, so schwer ihm auch beides wurde; denn von so feuriger Natur und nicht selten leidenschaftlich bewegtem und festem Willen er war: in der heißen

Liebe zur Mutter und der ehrfurchtsvollen Dankbarkeit für den Oheim schwiegen seine heißesten Wünsche und seine mächtigsten Liebhabereien.

„Nun kam," schreibt er in seiner Selbstbiographie, „der Tag der Konfirmation heran, nachdem ich als Vorbereitung dazu den herzgewinnenden Unterricht des Herrn Prälaten von Flatt, damaligen Stiftspredigers, zu genießen das Glück gehabt hatte. Sein Segensspruch erinnerte mich mit rührenden Worten an meinen vollendeten Vater, und ich fand mich in meinem Innern zu dem stillen Gelübde bewogen, von nun an ernsthafter, frommer, fleißiger zu werden."


Frau Präsident von Georgii nach einer Zeichnung Eduard Mörikes.

Im Goethe-Schiller-Archiv befindet sich noch ein vergilbtes Blatt, am Tage vor der Konfirmation (wahrscheinlich am 2. Oktober) mit griechischen Buchstaben beschrieben; er habe geschworen, heißt es da, „von allen irreligiösen und faden Reden, die hier Ton sind, abzulassen." Und dann lateinisch: Deus fuit testis ꝛc. bis er sich zuletzt — ebenfalls lateinisch — fragt: und nach 14 Tagen? Dahinter steht mit Bleistift: „Ja".

„Sofort nach bestandener letzter Schulprüfung, schreibt er, dem sogenannten dritten Landexamen, ward mein Beruf zum Prediger entschieden ausgesprochen; im Oktober 1818 wurde ich mit mehr als 30 Zöglingen in die neu errichtete Klosterschule zu Urach aufgenommen."

Die Mutter brachte den Vierzehnjährigen an den Ort seiner nächsten Bestimmung.



Gesamtansicht von Urach.

Zweites Kapitel. In Urach.

Herbst 1818 — Herbst 1822.

In stürmischer Erwartung fuhr Eduard mit der noch tief gebeugten Mutter dem Ziele entgegen; wie pochte sein Herz, als sie in das bäche- und höhenreiche, wild- und waldesfrohe, buchenumrauschte Urachthal hineinkamen; freudetrunken ruhten die Augen auf den „besonnten Felsen, alten Wolkenstühlen, auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet." Und nach kurzer Rast ging es hinaus, die winkenden Herrlichkeiten der Natur in der Nähe zu erschauen: Durch die Waldesnacht hinauf nach Hohen-Urach, nach dem schäumenden, springenden Wasserfall und der Hochwiese mit ihren mächtigen Buchen und lauschigen Plätzen. Und wie leuchteten da zwischen den schattigen Buchen Ahorn und Eschen, Steinlinden, Vogel- und Maulbeerbäume, dunkle Tannen und zitternde Pappeln und Erlen. Und welche Pracht war erst im Frühling zu erwarten! Wenn die Frühlings-Gentiane ihr azurblaues Auge im grünen Rasen zeigt und die Herminien hervorkommen und die Orchideen, oder gar das zarte Blümchen,

einem Totenkopfe ähnlich, das aus dem Blute des unglücklichen Nikodemus Frischlin entsprossen sein soll.

Und abends in der behaglichen Stadtschreiberei war des Fragens kein Ende nach den Bächen und Bergen, den Türmen und Schlössern und nach dem in Trümmern liegenden Hohen-Urach, das Herzog Ulrich einst mit Philipp von Hessen dem schwäbischen Bunde abgenommen hatte, um es wieder an den grausamen Herzog Alba zu verlieren; wo einst der gelehrte Herr und Dichter Nikodemus Frischlin, in strenger Haft gehalten, zu fliehen versuchte und an den Felsen zerschellte.

Gar heimisch hatte den Knaben der Anblick der Stadtkirche berührt: die sah aus wie eine Schwester der lieben Stuttgarter Stiftskirche; gar fröhlich zu hören war ihm, daß das Wappen der Stadt Urach ein Jägerhorn mit drei Federn ist. Auch erzählte ihm der wohlerfahrene, gastliche Stadtschreiber vom Schloß und seinen Herrlichkeiten, darinnen Graf Eberhard im Bart mit Barbara von Mantua anno 1474 glänzend Hochzeit gehalten hatte, und Herzog Christoph, Württembergs weiser Fürst und Vater, geboren war. Im Kreuzgewölbe stehe der Stammbaum Graf Eberhards im Bart zu lesen, und an einer Stelle sei ein wunderliches Wappen zu sehen: Hund auf dem Helm, das Wappen der Baldegge, deren Stammschloß droben im Seeburger Thale liege, genannt das Marterschlößchen, von dem ein unterirdischer Gang nach Schloß Hohen-Wittlingen geführt haben soll. All die Herrlichkeit sei nun zu Ende, da der letzte Baldeck droben bei Münsingen auf der Jagd stürzte und ohne Leibeserben starb. Als dann der unterhaltsame Gastfreund darauf kam, daß an das Chor der St. Amandikirche das ehemalige Chorherrnstift stoße und mit diesem einen großen viereckigen Hof bilde, in dessen Mitte eine schattige Linde stehe, da witterte der natur- und lebensfrohe Knabe Kloster- und Seminarluft und fragte rasch nach den Türmen und hohen Giebelhäusern und dem Marktplatz der Stadt.

In die Träume des tieferregten Knaben schwebte das ehemalige Chorherrnstift, das mit dem Chor der St. Amandikirche ein so stattliches Viereck bildete, aber doch wohl hinüber, denn jetzt war es das Seminar — das Kloster genannt — in dem er die nächsten vier Jahre leben und arbeiten sollte, um sich vorzubereiten, für die hohe Schule in Tübingen.

Das Seminar zu Urach — diese Seminare boten damals in vier Jahren den Unterricht der vier oberen Gymnasialklassen — wurde im Herbst 1818 mit der Schülerabteilung, der auch Mörike zugewiesen war, — gegen 40 Schüler — eröffnet. Eine solche Schülerabteilung, die vier Jahre zusammenblieb, bis sie nach Tübingen ging und der folgenden Abteilung Platz machte, hieß eine Promotion.

Klösterlich erschien noch gar manches, was man da zu thun und zu lassen, zu zeigen und zu verhüllen hatte. Die Tagesordnung war streng geregelt. Zum Aufstehen wurde sommers nach 5, winters nach 6 Uhr geläutet; um $5^1/_2$ bezw. $6^1/_2$ fand die Morgenandacht statt. Bis die Unterrichtsstunden begannen — im Sommer 7 Uhr 5 Minuten, im Winter eine Stunde später — sollten die Zöglinge auf dem Studierzimmer thätig sein. Die Unterrichtsstunden dauerten im Winter bis um 12, im Sommer bis um 11 Uhr. Um 12 Uhr folgte das Mittagessen, darauf Erholungszeit, Recreation, bis um 2 Uhr, während welcher die Schüler das Seminar verlassen durften. Von da ab gehörte der Nachmittag wieder den Studien. Im Winter durfte von 2 Uhr ab kein Schüler mehr ohne Erlaubnis des Ephorus, des Direktors, ausgehen, im Sommer erst nach dem Abendessen, bis zu der vom Ephorus bestimmten Zeit. Zu Abend gegessen wurde im Winter um $6^1/_2$, im Sommer um $7^1/_2$ Uhr. Dann war wieder Erholung gestattet im Winter bis um 9, im Sommer bis zur Abendandacht; um 10 Uhr mußten Alle zu Bette sein.



Sekretär Mörike
nach einer Zeichnung Eduard Mörikes.

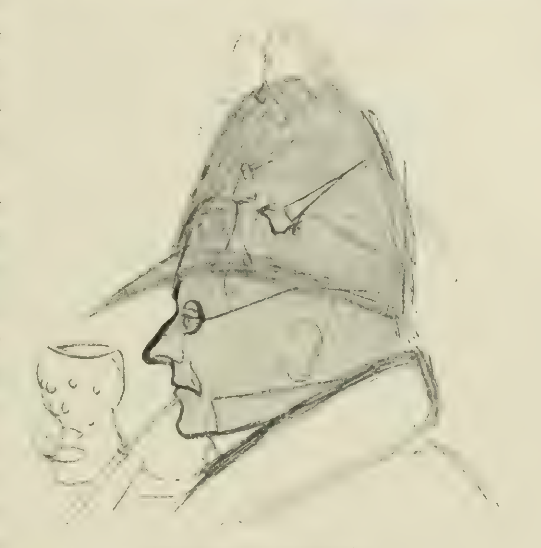
Alle Sonn- und Feiertage hatten die Schüler den Morgengottesdienst regelmäßig zu besuchen. Statt die Nachmittagspredigt an den genannten Tagen zu hören, versammelten sie sich in dem Hörsaal, zum Anhören bezw. Abhalten eines oder mehrerer religiösen Vorträge, die aus Predigt- und Erbauungsbüchern zu deklamieren waren. Das Ganze sollte nicht länger als 1 Stunde dauern. Nach dieser Deklamation gab es im Winter $1^1/_2$ Stunden, im Sommer $2^1/_2$ Stunden Erholungszeit. Auch die Ferienzeit war sehr knapp bemessen: Ostern 2 und Herbst 3 Wochen.

Als Kleidung war vorgeschrieben: Sonn- und Festtags und bei allen Feierlichkeiten alles schwarz — nur die Halsbinde durfte weiß sein — sonst

war auch dunkelblauer oder dunkelgrauer Rock gestattet, vorgeschrieben waren auch schwarze, „kein Geräusch machende“ Stiefel, als Kopfbedeckung runder Hut, oder „anständige Kappe“. Anscheinend gegen die stark aufgekommene altdeutsche Burschentracht gerichtet ist die einige Zeit darauf gegebene Weisung: „Daß die Brust bedeckt sein soll, versteht sich als Etwas, was zum Anstand überhaupt gehört, von selbst.“

Wirtshausbesuch, Kartenspielen und Tabakrauchen wären besonders scharf verboten, verboten auch der Besuch der Apotheke, oder eines Kram, Bäcker- oder Metzgerladens, oder irgend eines „Professionisten“. Merkwürdig ist es, daß — zumal in der Kirche — keine Brillen oder Augengläser getragen werden durften.

Eine für die Schüler sehr erfreuliche mönchische Erbschaft war die, daß jeder täglich ½ Maß Wein erhielt. Außerdem durfte der Famulus, der Seminardiener, auf Bescheinigung des Repetenten, Gehilfen des Ephorus, jedem Schüler in den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts im Kloster wöchentlich 2—3 mal, in den beiden letzten Jahren wöchentlich 4 mal einen Schoppen Bier bringen. Trinkgelage, Compotationen, sind dagegen streng verboten.



Prokurator Mörike
nach einer Zeichnung Eduard Mörikes.

„Während der Rekreationszeit, so bestimmte die „Normal-Verordnung für das Seminar Urach“ ausdrücklich, ist den Seminaristen — mit Ausnahme der Abendrekreation im Winterhalbjahr — ohne weitere Anfrage und ohne Rücksicht auf die Witterung täglich erlaubt, außerhalb des Seminares spazieren zu gehen, oder Besuch bei Honoratioren und Verwandten des Orts zu machen. Verlängerung der Erholungszeit war nur alle 2—3 Wochen einmal gestattet, Reise-Erlaubnis während des Semesters nur einmal schriftlich vom Ephorus zu erbitten. Zeitungen sollten regelmäßig in der Rekreationszeit gelesen werden.

Die gewöhnlichste Strafe war die Carition, die Entziehung des Tisch-

weins, auf längere oder kürzere Zeit. Seltener war die Entziehung der Erholungszeit und der Reiseerlaubnis und die Beschränkung oder gar Entziehung der Vakanz; zu den schwereren Strafen gehörte schon „Inkarzeration mit schmaler Kost und bestimmter Beschäftigung."

Alle disciplinarischen Bestimmungen wurden sehr human gehandhabt.

Unterricht und Studien waren so geordnet, daß die Schüler durchweg 35—36 Unterrichtsstunden in der Woche — ausschließlich des Musikunterrichts — hatten.

Alle 4 Wochen fand an einem bestimmten Tage eine öffentliche rekapitulierende Prüfung in Anwesenheit aller Lehrer statt.

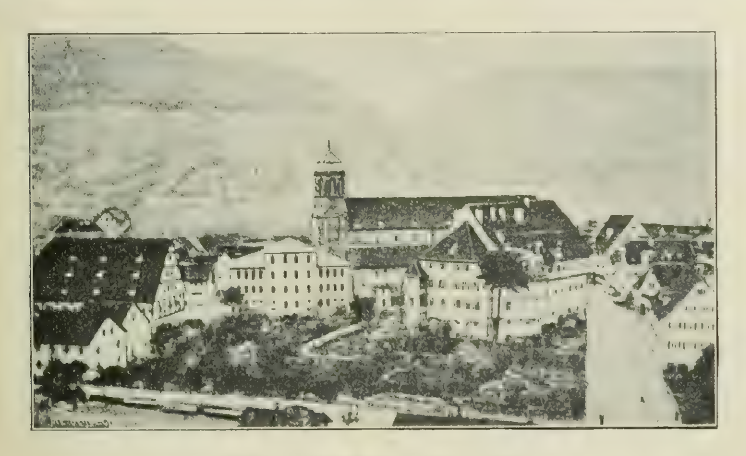
So wie der Gang in die Kirche und aus ihr immer gemeinsam im Zuge unter Führung eines Repetenten stattfand, so wurde jährlich zweimal eine gemeinsame Abendmahlfeier gehalten. —

In diese schwere und enge Rüstung mußte nun der Vierzehnjährige hinein. Und es ging nicht ohne Schwierigkeiten. „Mein Einstand, sagt er in der Selbstbiographie, war insofern nicht erfreulich, als mich gleich in der ersten Woche das Scharlachfieber in die Krankenstube sprach, worin ich über einen Monat zuzubringen hatte." Aber dieses Uebel brachte ihm andrerseits den Vorteil, daß er rascher mit seinen Kameraden bekannt wurde; jedenfalls trug ihm dies Leid einen Freundschaftsbund ein, der sein Leben lang dauerte. Unter den mit ihm ins Seminar Aufgenommenen befand sich nämlich auch der Sohn des Pfarrers Hartlaub zu Wermutshausen in der Grafschaft Hohenlohe, Wilhelm mit Vornamen. Als Mörike wieder auf der Besserung war und besucht werden durfte, „strömten," so erzählt Hartlaub selbst, „die Mitschüler in den Freistunden zu ihm. Wundershalber ging ich auch einmal mit. Aber wie ward mir! Mit hundert Scherzen erfreute und unterhielt er den Haufen um sich her; jedoch nichts Gewöhnliches kam aus seinem Munde; den heitersten Sonnenschein verbreitete sein Wesen, in dem es jedem sogleich wohl wurde. Der Haufen verlief sich dann wieder, wie er gekommen; ich aber muß etwas geahnt haben von dem was Ludwig Bauer von Mörike sagt: daß er die verkörperte Poesie war; unter Poesie alles verstanden, was gut, schön, lieb und liebenswert ist. Von diesem Tage an schloß ich ihn auf immer ins Herz."

Allein kaum war Eduard von dieser schweren Krankheit genesen, so zeigten sich deren üble Nachwirkungen in einem sehr beschwerlichen und hartnäckigen Augenleiden; endlich, Mitte Dezember, konnte er der bekümmerten Mutter schreiben, daß es wieder besser gehe, nur müsse er noch einen Augenschirm tragen. Zum großen Troste gereichte es der Mutter, daß die Frau des Ephorus Hutten, zu

der noch verwandtschaftliche Beziehungen bestanden, sie hieß allgemein „die Frau Ephora", wie eine Mutter für ihn sorgte. Es war doch ein trübes Weihnachtsfest, das erste im Kloster; übrigens bezeugte ihm auch der Oheim Georgii seine besondere Teilnahme, indem er ihn reichlich beschenkte, aber ihn auch ermahnte, mit seiner Kraft hauszuhalten und sie nur „für seinen großen Zweck" anzustrengen.

Am Schluß des ersten Halbjahres, Ostern 1819, erhielt er ein Zeugnis, dessen wesentlicher Inhalt dahin ging: Gaben: nicht üble Anlagen, besser im Auffassen als im Behalten und Verwerten. Sitten: gutartig, aber etwas weich.



Schloß und Kirche von Urach.

Fleiß: weniger angestrengt, nicht immer aufmerksam; Latein: ziemlich mittelmäßig; französisch: schwacher Anfänger; Mathematik: ziemlich mittelmäßig; Poesie: zeigt Anlagen; Deklamation: mittelmäßig. Freund Hartlaub erhielt ein ähnliches Zeugnis, nur daß die Gaben bei ihm als mittelmäßig bezeichnet wurden, der Fleiß als nicht geordnet und anhaltend genug, Sitten dagegen immer: gut, artig, Poesie: nicht ohne Fähigkeit, Deklamation: gefällig.

Auch etwas zu wirtschaften hatte der Untersekundaner lernen müssen; die Spuren davon sind in einem kleinen Merkbüchlein enthalten; z. B. aus dem Herbst und Winter 1818/19 stehen sorgfältig die paar Kreuzer mit Tinte aufgezeichnet, die er für Post, Postpapier, Obst, Wecken, Hefte ꝛc. ausgegeben hat, und zuletzt so dünn mit Bleistift, daß es nur mit der Lupe zu lesen ist: „6 Kreuzer für einen Armen." Auch hat er darin sorgfältig die Opern und

Dramen aufgeschrieben, die er auf dem Stuttgarter Hoftheater kennen gelernt hatte; am meisten vertreten ist da Wilhelm Tell, in dem er jedesmal Ferdinand Eßlair gesehen hatte, ferner Wallensteins Tod, Shakespeares Julius Cäsar, die Braut von Messina, Stücke von Iffland und Kotzebue und Grillparzers eben erschienene „Ahnfrau“; von Opern sind genannt: Don Juan, Titus, die Entführung, die Vestalin, das unterbrochene Opferfest. Sehr bezeichnend für den Rekonvalescenten ist, daß er sich Hufelands Makrobiotik zur Anschaffung aufgeschrieben hat. Einige roh gezeichnete Skizzen sind ebenfalls darin, z. B. eine Szene, die auf seinen letzten Besuch in Bernhausen zu gehen scheint; dann folgt der Vierzeiler, der sich offenbar auf Clara Neuffer beziehen soll:

Lebe wohl, vergiß mein nicht,
Ewig teuer meinem Herzen,
Denke Dein mit süßen Schmerzen
Bis das Aug' im Tode bricht.

Mit den Brüdern, besonders mit August, stand er in lebhaftem brieflichem Verkehr, und der gute Käferle, der Sohn des blinden Instrumentenmachers Käferle in Ludwigsburg, schrieb ihm aus dem Kloster Maulbronn einmal und fragte ihn in seiner naiven Art: „Hast Du immer noch so viel Anzüglichkeit im Wesen?“ Am 1. Mai hatte Eduard mit Hartlaub einen Ausflug nach Tübingen gemacht auf einem „Chaischen,“ das sie selbst fuhren. Das war eine Herrlichkeit! Freilich hatten sie nur Erlaubnis bis zum Lichtenstein gehabt; aber, schrieb er der Mutter, „das wird ja kein Kapitalverbrechen sein.“ Mit Hartlaub wurde auch fleißig in Wald und Feld herumgelaufen, nachdem mit ihm die Schriftsteller präpariert waren; eifrig lasen die Freunde zusammen Kerners „Reiseschatten“, wohl auch Th. Körners „Leyer und Schwert“; auf die Spaziergänge wurden gewöhnlich die „Accorde deutscher Klassiker“ mitgenommen. Wenn Eduard aber dies Buch einmal zu ernst und zu tief war, dann griff er zu dem „milden Hebel“, der ihnen „etwas in der gesunden und lieben Bauernsprache vorerzählen“ sollte. Außer Hebel las er mit Freund Hartlaub Ludwig Neuffers 1816 erschienenes episches Gedicht „Günther oder Schicksal und Gemüt“ und zeichnete Szenen daraus. Die fleißigen Sekundaner verstiegen sich sogar zur Privatlektüre von Ciceros Miloniana. In der altdeutschen Sagenwelt wurde nicht minder geschwärmt: da war ein Platz die Sigurtshaide, und ein großer, umgehauener Baumstamm war Fafner; umgekommenen Vögeln wurde eine lateinische Trauerrede gehalten; nach der schwärmerischen Art der Zeit wurden

bedeutungsvolle Namenszüge in die Baumrinden geschnitten; man scheute sich aber auch nicht, den „Sigurtsplatz" durch Rauchen zu entweihen, und war schnöde genug, in dem „Quelle der Nixe" die Taschentücher zu waschen; ein kleiner Bachstrudel wurde zum „Rheinfall" und „über den grünen Weg" wurde mit Pistolen geschossen. Selbst bei einem so wichtigen Geschäft, wie es für sie das Kegelspiel war, spielte die Phantasie mit ihren luftigen Gestalten, die diesmal Hartlaubs zukünftige Töchter waren.

Wie gewissenhaft, ernst und tief Mörike alles nahm, was ihm von besonderer Bedeutung zu sein schien, geht aus einem vergilbten Blättchen hervor, das die Ueberschrift trägt: „Am 23. Juli 1819 Freitag Abend nach 9 Uhr. Vor dem Abendmahle."

Darunter heißt es: „Vater! Sende meiner Mutter Trost, gieb ihr frohe Tage!

Erhalte mich meinen Geschwistern und Verwandten brav! Vater! Bessere mich! — Prüfe mich und schenke mir Mut und Trost.

Gieb mir Stunden, in denen ich in mich gehe, in denen ich mich der Natur freue, in denen ich mich an die väterlichen Tage erinnere, an meinen guten Vater. O schenk' ihm Ruhe! Erhalte in mir die angeborene kindliche Einfalt und Anhänglichkeit an mein Haus!"

Dann folgt eine sehr milde Charakteristik aller seiner Geschwister, nur er selbst kommt dabei schlecht weg, indem er sich als zornig, eigensinnig, trotzig und stolz bezeichnet.

Am folgenden Tage, dem der Abendmahlsfeier, versicherte er unter der Aufschrift Monumentum amicitiae fraternae die Erneuerung des Bruderbunds zwischen sich, Karl und August.

Nach der Weise der Zeit waren die Freundschaftsverhältnisse sehr innige und verliefen in schwärmerischen und zart gewählten Formen. Da wurden kleine Briefchen geschrieben und an verabredeten Stellen versteckt, wo der Freund sich dann auch die Antwort holte; die geringsten, oft nur augenblicklichen Trübungen des Freundschaftshimmels wurden schwärmerisch beklagt und schleunigste Verscheuchung jedes Wölkchens gefordert. Auch von Eduard sind solche sehnsüchtige oder wehmütige Ergüsse noch vorhanden, die er in jener Zeit an Hartlaub sandte.

Mittlerweile war in Mörikes Gesichtskreis Wilhelm Waiblinger getreten. Mit außerordentlicher, auch dichterischer Begabung, mit einem Selbstbewußtsein,

das schon frühe sich als Ueberhebung, Uebermut, ja Hochmut und Eitelkeit zeigte, verband er das Imponierende eines genialen und schönen Aeußeren und das Hinreißende eines leidenschaftlich bewegten Temperaments. Er stammte aus ärmlichen Verhältnissen und mußte zunächst froh sein, auf einer Schreibstube Verwendung zu finden. So kam er im Frühjahr 1819 zum Oberamtmann in Urach. Alle Umstände machen es wahrscheinlich, daß er mit Mörike, der auch viel in der Stadt verkehrte, bald bekannt wurde. Und in der That schreibt Eduard im August an die Mutter: „Mit Waiblinger bin ich wirklich im Streit, doch glaube ich nicht auf lange Zeit.“ Es ist ja allgemein bekannt, daß Mörike eine sehr rücksichtsvolle, ja weiche und zartgeästelte Natur war, aber nie — auch als Kind nicht — ließ er sich in seiner Eigenart beengen oder gar bedrohen, nie in seinem Leben hat ihn jemand beherrscht, nie hat er sich ins Schlepptau nehmen lassen. Ein Charakter wie Waiblinger suchte immer zu beherrschen, kein Wunder, daß seine Freundschaft mit Mörike starken Schwankungen ausgesetzt war; nach der Art der Zeit folgte dem stürmischen Bruderkuß nicht selten scheues Sichzurückziehen, folgte dem vertraulichen „Du“ in den Briefen das förmliche „Sie“, daran hat es auch hier nicht gefehlt. Und doch war Mörike der einzige Freund Waiblingers, der sich nie ganz von ihm getrennt, der Einzige, der ihm über das Grab hinaus freundschaftliche Gesinnung bewahrt hat. —

Die Nachwehen des Scharlachfiebers schienen kaum überstanden, als sich neue Beschwerden einstellten; im Spätherbst 1819 mußte Eduard wieder öfter das Bett hüten, ein Ohrenleiden peinigte ihn. Es war ihm unerträglich von der geliebten Natur und der frischen Luft ganz abgesondert zu sein, so wurden denn auch im Krankenzimmer die Fenster geöffnet; da kam denn „die gute alte Ephora“ und band ihm die Fensterriegel mit Schnüren fest, daß die Fenster geschlossen sein mußten.

Welch lebhaften Anteil Eduard schon als Knabe an dem öffentlichen Leben genommen hat, geht besonders aus einem bisher unbekannten Gedicht — auch Hartlaub scheint es nicht gekannt zu haben — hervor, dem frühesten, das wir von ihm haben. Es zeigt, wie der fünfzehnjährige Sekundaner nicht bloß mit Begeisterung die Befreiungskriege in sich aufgenommen, sondern auch mit Verständnis und Charakter die Verfassungskämpfe in seiner engeren Heimat verfolgt hatte; in dem hohen rednerischen Schwung Theodor Körners suchte er die mächtige innere Erregung in dichterische Form zu gießen. Das Gedicht hat 15 Strophen und ist überschrieben: „Die Liebe zum Vaterlande. (Auf den 31. Dezember 1819).“ Als Probe mag hier die letzte Strophe folgen.

** O, es ist schön fürs Vaterland zu sterben,
Und herrlich ists, wenn unsre Treue singt:
Wie sich des Deutschen Wangen mächtig färben,
Wenn für sein Wohl die Siegesfahne fliegt;
O Brüder, lasset Gut und Blut und Leben,
Wenn nur die Knechtschaft tief im Staube liegt —
Der Dank wird uns in friedlicheren Zonen,
Dort oben, wo die Himmlischen belohnen!

Dies Gedicht schickte er dann dem wackeren Oheim in Bernhausen, dem Vater des geliebten Clärchens. „Von Deinem Dichtertalent," antwortete ihm dieser im Januar 1820, „hast Du in Wahrheit eine schöne Probe abgelegt." Das wisse Professor Köstlin — Eduards bester Lehrer in Urach —, der ihn ja zu „Redeübungen in gebundener Rede" heranziehe. Auch der alte Freund des Mörikeschen Hauses, Professor Hochstetter in Hohenheim, dem er das Gedicht zu lesen gegeben habe, sei über dasselbe sehr erfreut gewesen; solche Versuche seien für den künftigen Prediger von Wert; und wenn er dem lieben Eduard früher geraten habe, sich weniger mit der Poesie abzugeben, so sei dies nur geschehen, weil er fürchtete, Eduard möchte sich dadurch „das weniger anziehende philologische Studium entleiden."

Die Studien wurden indessen fortgesetzt; Onkel Georgii sandte ihm den erbetenen Plutarch März 1820, um dieselbe Zeit richtete Bruder August einen schwärmerischen Brief an ihn, an dessen Schluß er dem Bruder zuruft: „Laß uns unseren Bund erneuern!"

Als bald darauf Waiblinger die Stadt verlassen hatte, um in das Stuttgarter Gymnasium einzutreten, schloß sich an Mörike sein Mitschüler Bruckmann näher an; von weit größerer Bedeutung jedoch für den jungen Dichter war es, daß im Laufe des Winterhalbjahres ein Jüngling, zunächst als Hospitant, in das Seminar eintrat, mit dem er sich bald auf das innigste befreundete: es war dies Johannes Mährlen, geb. am 14. September 1804 zu Ulm, der Herbst 1820 förmlich in die Promotion aufgenommen wurde.

Diese war indessen zu einem Senior gelangt, der Mörikes Humor auch dichterisch beschäftigte. Es war der dicke, kleine D., immer wohlbestallter Ultimus, mit Spitznamen reichlich ausgerüstet, z. B. Bollen, Kunzel; berüchtigt war er wegen seiner furchtbaren lateinischen Verse und seiner schrecklichen Witze, Rettige genannt. Zum Frühjahre 1820 widmete Mörike ihm folgendes Gedicht.

** Wir nahn uns Euch zu dieser Frist
Am allerschönsten Tage,
Der, ob es gleich wüst Wetter ist,
Doch diesen Namen trage.
Der uns ein würdig Seniorat
Massivster Form gegeben hat,
Euch unsres Herzens Wonne!

Und wenn's an Kräften gleich gebricht,
Wie wir Euch ehren sollen,
Verschmähet doch dies Opfer nicht
O hochgeschätzter Bollen.
So leiht uns Euer langes Ohr,
Großmächtig edler Senior,
Hört unsre Liebeswünsche.

Euer wertes Lebensschifflein soll
Das höchste Glück ersteuern,
Fortuna blas die Segel voll
Mit Backen, wie die Euern.
Doch Ihr seid selbst Fortunas Sohn,
Euer corpus referiert ja schon
Das Abbild ihrer Kugel.

Die Göttin wird das Consisto-
Rium nach Gunsten wenden,
Und wohl das beste Dienstlein, so
Es giebt, an Euch verspenden;
Daß Ihr auch auf der Kanzel steht
Und oft zu Euern Bauern fleht:
„Nunquam committere stuporum (?)"

Trotz diesem wohlgenährten Leib
Wird Euch alsdann daneben
Ein angenehmes Eheweib
Zum Himmelreich erheben.
In diesem Paradiesgärtlein
Wird unserm Pärchen auch gedeihn
Manch angenehmer Rettig.

Ihr mögt die Wünsch in Geld empfahn,
Sie sind ja gut und würzig,
Gewiß der Himmel hört sie an,
Bedenkt, wir flehn selb vierzig.
Und wenn man dies zusammenpackt,
Samt dem, was unser Herz noch sagt,
Giebts einen ganzen Kunzel.

Um die Langeweile mancher Stunden zu vertreiben, wurden während derselben Verse geschmiedet und von Hand zu Hand gegeben; einige sind noch vorhanden.

Auch ganz „puerile" Sachen machte der brave Eduard noch. Aus seinem Zimmer nämlich konnte er durch ein Glas die Sonne in des Herrn Ephorus Zimmer spiegeln. Das belästigte den alten Herrn, der nicht wußte, was das war und seine Not seiner Frau klagte. Diese machte dann dem Thunichtgut Vorstellungen, worüber er sich, wie er später erzählte, sehr, sehr geschämt habe, da er in seinem jugendlichen Uebermut gar nicht bedacht, daß das den alten Herrn, der an den Augen litt, so übel treffen könne.

Daß Mörike der anerkannte Poet der Promotion war, geht auch daraus hervor, daß er bei einer Trauerfeier derselben am 2. Juni 1820 das offizielle Trauergedicht in sieben achtzeiligen Strophen lieferte, dessen Abdruck hier ohne besonderes Interesse wäre.

Von Originalität der Erfindung dagegen und von nicht gewöhnlicher Formgewandtheit zeugt ein Stück, das Hartlaub als „die früheste Reliquie aus der Uracher Zeit" bezeichnet hat. Es ist überschrieben Märchen.

Der Dichter fühlt sich in ein fernes Wunderland versetzt und hat dort eine wunderbare Erscheinung: In einem weiten Marmorsaale ist eine große Glocke aufgehangen; während im Saale tiefes Schweigen herrscht, hört man in der Ferne Stimmen, die immer näher kommen und plötzlich erscheinen viel kleine, klingende Glöckchen.

* „Das war ein Durcheinander-Schwärmen
In diesem weiten, hohlen Raum,
Wie Kinder schienen sie zu lärmen —
Doch ach! Das Klingen ruhte kaum,
Da will die Glocke sich bewegen,
Sie schwingt sich immer mehr und mehr
Und unter unbarmherzigen Schlägen
Wirft sie die Kleinen hin und her.
Sie klirren und seufzen und können nicht fliehen,
Nicht bersten noch schmelzen, trotz Schlägen und Glühen.

Wohl eine Stunde mocht es dauern,
So lang der Schläger kräftig schlug,
Dann kamen jene wie mit Trauern
Heraus — und fort in mattem Zug.
Mir aber fing es an zu bangen,
Mir schien es wohl ein ernstes Spiel,
Und wie die Glöckchen weinend klangen,
Erregten sie mein Mitgefühl.
Schon hatten sie alle, verschwebend nach oben,
Sich durch eine Oeffnung den Blicken enthoben.

Dann, aus der Glocke letztem Beben
Vernahm ich dieses, wunderbar:
„Wer drüben in dem ird'schen Leben
Zum Scheine fromm und heilig war,
Die dort gebetet ob der Menge,
Sie sei'n auch hier ein tönend Erz;
Wie sie den Ruf der Glockenklänge
Zur Kirche folgten ohne Herz;
So mögen sie hier auch zur Glocke sich finden
Und, tönend, die täglichen Schmerzen empfinden!"

Kaum hatte der Frühling begonnen, da ging es hinaus in Wald und Feld, in die Nähe und in die Weite. Einmal hinauf auf die Alb zum gewaltigen Hohen-Neuffen, von dessen ragendem Turme man ringsum die sonnige Landschaft sieht bis zu den Höhen über Tübingen, bis zur Achalm und zum lieben, friedlichen Bernhausen, und dann weiter zu dem breiten Rücken des Breitensteins, der Teck und dem Albrand, auf dem das einsame Ochsenwang liegt. Oder es ging über die Hochwiese und die Rutschenfelsen auf die Alb, wo durch tiefe Waldesschatten die weichen, stillen Pfade zum Lichtenstein führen, oder der schnellen, klaren, betriebsamen Erms entgegen auf schmalem Wege an den grünenden Buchenwäldern unter Baldeck und Hohen-Wittlingen her bis zum stillen Seeburg, wo Felsblöcke und Häuser gute Nachbarschaft halten. Der Ort war einst ganz von Seen umgeben, und dabei lag eine Burg, die Karls des Großen Zeiten gesehen hätte. Zwischen den Waldbergen schlängelt sich ein schmales Thälchen, übergossen von dem romantischen Zauber des leise im üppigen Schattengrund dahin schleichenden Baches, unter den nickenden und lispelnden Wipfeln des vieläſtigen Ahorns und der weißſtämmigen Birke. Leise Zwiesprache führte hier

der schwärmende Jüngling mit der ewigen, stillen Größe der Natur, die auch ihren Lieblingen gegenüber nur so selten ihr Schweigen bricht, denn

„ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
darf nicht aus ihrem eignen Rätsel steigen!"

Wie im Traum wandelte der Jüngling wieder hinaus durch die Bergpforte zum freundlichen Dorfe, wo er die trauten Genossen in der gastlichen Mühle fand. Da saßen sie wohl im hinteren Gastzimmer, schauten auf die grüne Bergwand gegenüber, lauschten dem Gang des Mühlrads urd dem Rauschen, Sprudeln und Gurgeln der Erms und nahmen mit Jugendlust den Labetrunk aus der Hand der schönen Müllerin.

Selten nur waren den harten Klosterordnungen solche Wanderungen abzugewinnen; so machte sich Eduard mit seinen liebsten Freunden um so heimischer in den nahen Herrlichkeiten der entzückenden Natur.

Droben am Turm von Hohen-Urach träumte man unter der mächtigen Esche und sah mit Wehmut auf den wasserlosen Brunnen und die verfallene Friedhofskapelle; oder man saß im Schloßhofe am „klingenden Tisch", bis sich Rittersaal und Kirche belebten, und Ritter, Knappen und Frauen wie im Traume vorüberschwebten zum Zwinger am verschütteten Brunnen vorbei und zur Kapelle. Am liebsten aber gingen die Freunde unterhalb der Burg her zur Hochwiese mit den mächtigen Buchen und über sie hinaus zu den moosigen, im Dickicht versteckten Klüften, aus denen die Wasser des Brühlbachs quellen, „die Schaar der Quellen, die der Matten grünes Gold" durchspülen, die „urbemoosten Wasserzellen", „im kühnsten Walde die verwachsenen Schwellen,

Wo ihrer Mutter Kraft im Berge grollt
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, sie im Thale zu versenden."

Am teuersten aber war ihnen, zumal dem schwärmenden Eduard, der schlichte Winkel — nicht weit vom Wasserfall — „wo halb verwittert die kleine Bank und wo das Hüttchen stand;" das traute Hüttchen, das sich die Freunde „nur so halb in den Berg hineingebaut hatten". Das war Eduards „Sorgenfrei"; oft machte er es zur „abgeschiedenen Zelle", wo er bei „brennendem, freundlichen Lichte" seinen Gedanken nachhing. „Eine gewisse Einsamkeit", schreibt er einmal an Waiblinger, „scheint dem Gedeihen der höheren Sinne notwendig, und daher muß ein ausgebreiteter Umgang der Menschen mit ein-

ander manchen heiligen Keim ersticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuter Gesellschaften und die Verhandlung kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen. Wenn er in seiner Zelle bei dem freundlichen Lichte sitzt, da wird es ihm — „ich kann dir's nicht nennen, wie ich mich da fühle." Beseligend auch war es mit dem Freunde zu horchen auf den Kuckuck, der sein „einförmig Grüßen" ruft „versteckt aus unerforschter Wildnis Grüne", oder hinaufzuschauen nach den „ehrwürdigen Trotz der Burgruine", da

„schlang sich tausendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inn'gem Wohlgefallen."

Und dann wieder sehnte er sich nach der fernen Liebe, die ihm doch nicht ganz eigen werden sollte, und sang:

* „Was ich lieb' und was ich bitte
Gönnen mir die Leute nicht,
Drum, Du kleine moos'ge Hütte,
Meid' ich so des Tages Licht.

Bin herauf zu Dir gekommen,
Wo ich oft der Welt vergaß,
Gerne sinnend bei dem frommen,
Roten Kerzenscheine saß.

Weil ich drunten mich verliere
In dem Treiben, bang und hohl,
Schließe dich, Du niedre Thüre
Und mir werde wieder wohl!

So der Einsamkeit ergeben
Hing ich alten Träumen nach,
Doch der Flamme rusig Weben
Trost in meine Trauer sprach.

— — — Langsam, wie durch Geisterhände
Oeffnet sich die Thüre bald,
Und es tritt in meine Wände
Eine liebliche Gestalt.

Was ich lieb' und was ich flehte
Freundlich schüchtern vor mir stand,
Ohne Sinn und ohne Rede
Halt ich die geliebte Hand.

Fühlte Locken bald und Wangen
Leis ans Antlitz mir gelegt,
Während sich im sel'gen Drange
Thräne sich um Thräne regt.

Freundlich Bild! im himmelblauen
Kleide mit dem Silbersaum,
Werde nimmer so Dich schauen,
Und mich täuschte nur ein Traum.


Clärchen Neuffer.

Dies „Liedchen" ihm „durch eine üble Nachricht ausgepreßt", schickte er, wie es scheint 1821, an Waiblinger, der den Freund vorher in Urach besucht hatte. Bald indessen belebte sich Eduards Hoffnung wieder, denn im Juni 1821 schrieb August in einem lateinischen Briefe dem Bruder, wegen „Carolina" (Clärchen N.) dürfe er ruhiger sein, sie sei bei ihnen gewesen, habe ihm gesagt, sie liebe Eduard noch und werde ihm schreiben. Das scheint nun freilich doch nicht geschehen zu sein.

Um diese Zeit besonders übte die Musik sehr starke Wirkungen auf ihn aus, sie bringe ihn, schreibt er an Waiblinger, in die wehmütigsten Phantasien, wo er die ganze Welt küssend umfassen möchte; bricht die Musik aber ab, so ist ihm, als müsse er von einer hohen Mauer herabstürzen und sterben.

Auch sonst spiele ihm Laune und unerklärliche Erregung merkwürdige Streiche. Es ist ein unangenehmer Zug an mir, schreibt er in dieser Zeit an Waiblinger, „daß ich, vor einer dunklen Besorgnis, ich möchte dem Freunde oder Bekannten, den ich zum erstenmale oder auch nach langer Zeit wiedersehe, in einem ungünstigen Lichte erscheinen, blitzschnell aus meinem eigentlichen Wesen heraustrete. Das ist schon so eingewurzelt bei mir, daß ich diese Maske fast bewußtlos annehme und so den Freund abhalte, mir frei, mit warmem Zutrauen entgegen zu kommen, mithin keinem von Beiden, am wenigsten mir selbst damit diene". Und trotz alles Bestrebens, sich diesem Nebel und Schleier zu entwinden, vermag er es nicht; und die Unzufriedenheit mit sich steigert sich aufs höchste, wenn der Freund fort ist. Höchst charakteristisch ist aber der Schluß dieser Briefstelle: Waiblinger solle es sich nicht gereuen lassen,

diesen psychologischen Exkurs gelesen zu haben, aber, heißt es dann: „schließe nichts weiteres aus ihm, Du könntest — auf meine Gefahr — leicht fehlgehen.“

Bemerkenswert sind auch die Briefe an Waiblinger wegen der Stellen, die sich auf Mörikes damalige Lektüre beziehen. Mit besonderem Eifer und Genuß lasen sie den Landprediger von Wakefield; Jean Paul kennt er nur aus Sentenzsammlungen, Almanachen und den oben genannten „Accorden der deutschen Klassiker“; auch Goethes „Wanderjahre“, deren Lektüre Waiblinger angeraten hatte, haben sie noch nicht erhalten können; dagegen hat Mörike die beiden ersten Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ gelesen; „sie hatten, schreibt er, eine wunderbar anmutige Wirkung für mich. Es thut Einem wohl, den Großen so menschlich zu sehen, man meint keine Ursache zum Schüchternwerden vor ihm zu haben, fühlt sich ihm näher gebracht, wenn man hier liest, wie er so umgänglich und menschlich war — an jedem in seiner Umgebung findet er etwas Gutes.“

An einer anderen Stelle erzählt er dem Freunde, neulich habe ihn ein Offizier gefragt, was er von Schiller am liebsten lese, und als er geantwortet habe: den „Wallenstein“, habe jener überlegen und höhnisch gelächelt.

Mit Begierde las Eduard die übersandten Stücke des Waiblingerschen Tagebuches und forderte immer neue Sendungen. Dazwischen wieder berichtet er von seiner Lektüre Klopstocks, Miltons und Ariosts, und von Millers „Siegwart“ sagt er nach der Lektüre einmal, der ist fähig „mich zu bessern, das muß ich ihm danken.“ Auf Waiblingers Anfrage schreibt er ihm, leider habe er bis jetzt Uhland nur im Traum gesehen, dagegen kenne er, wie bereits erzählt, Haug, der öfter in Georgiis Garten mit ihm sprach, und erinnere sich deutlich an einige Bonmots, die jener zu ihm sagte. Dazwischen fließen Klagen über seine Liebe, die er verloren hat. Namentlich kommen diese Empfindungen stark zur Geltung, wenn sich bei ihm nach der Rückkehr aus den Ferien jenes Gefühl von Leere einstellte. „Sie — es ist Clara Neuffer gemeint — hat mich wohl seit einiger Zeit nicht mehr so recht befriedigt, aber nun in meinem Alleinsein treten die alten Erinnerungen wieder vor mich hin, sie wird mir wieder viel lieber und anmutiger, und ich glaube ihr Unrecht gethan zu haben, wünsche jetzt gleich zu ihr zu können, um alles wieder gut zu machen, womit ich sie in einer falschen Meinung beleidigte“. Dann sucht er sich selbst zu erheitern und macht manchmal, wenn er allein ausgeht, den Gang eines bekannten Stuttgarter Schauspielers nach, „wobei ich Dich dann immer an meine Stelle denke und laut lachen muß“. Mit Freund Bruckmann, der ihm früher „sogar eher zuwider als lieb“ war, „hängt“ er jetzt fest zusammen und als

äußeres Zeichen ihrer Freundschaft trägt der Freund einen Ring, der ihr gemeinsames Eigentum ist. Bruckmann ist fürs Vaterland begeistert und „Jahn verehrt und liebt er mit Recht. Für Sand hat sein Enthusiasmus etwas abgenommen.“ „Ich mußte,“ fährt Mörike fort, „den Sand von jeher wegen seiner echten, guten Gesinnung lieben, ich gesteh' aber, daß so manch eisenfresserischer Studiosus mit seinem kindischen Geschrei oder vermeintlichem Enthusiasmus, wie er sich besonders in Stunden des Weins bei manchem Lümmel, der nicht weiß was er will, in Lobeserhebungen Sands zu äußern pflegt, mir das Gute und Wahre, was ich an dergleichen Dingen fand, verkümmerte, sodaß mir nicht selten ein eigener Widerwillen aufsteigt, wenn ich von Sand rühmlich sprechen höre.“ —

Aus diesen Briefen geht hervor, daß Mörike schon damals viel an Rheumatismus litt, zuweilen so stark, daß er das Bett hüten mußte: das Lagern im Walde, das Liegen und Sinnen und Sitzen in der „Hütte“ haben gewiß nicht günstig auf seinen zarten Organismus gewirkt.

Die Studien nahmen indessen genügenden Fortgang, schon Herbst 1819 wird in Mörikes Zeugnis festgestellt, daß sein Fleiß mehr Anstrengung und Zweckmäßigkeit zeige als früher, während es bei Hartlaub vom Fleiße heißt: „mehr anhaltend als energisch“; auch die Leistungen sind besser geworden, z. B. in der Religion werden sie als ziemlich gut, bei Hartlaub nur als mittelmäßig bezeichnet. Ostern 1820 wird Mörikes Fleiß „gut“ genannt und später ähnlich, nur wird er bis zuletzt nicht immer „zweckmäßig“ gefunden. Die Leistungen in den alten Sprachen heißen noch immer „ziemlich mittelmäßig“, in der Psychologie wie in der Religion „ziemlich gut“; in der Poesie wird ihm eine „günstige Anlage“, Herbst 1821 „Empfindung und Gewandtheit“ zugesprochen, die Deklamation wird „natürlich“ genannt, „lebendig, gut, anständig“; seine Sitten werden immer als gut und artig bezeichnet, wie bei Hartlaub; unter 41 Schülern erhielt Hartlaub Herbst 1821 den 31., Mörike den 32. Platz. Bei Freund Mährlen, der äußerlich Mörike ähnlich war, stand die Sache schulmäßig besser. In der Lokation nahm er stets einen mittleren Platz ein, zwischen 19 und 21 unter 41 Schülern.

Uebrigens mußten regelmäßig auch lateinische Verse gemacht werden, und in einem Uracher Exerzitiumhefte findet sich die deutsche Uebersetzung des lateinischen Epigramms Sannazaros auf Venedig, wie es scheint von Mörike, es könnte auch als ein Stammbuchblatt Waiblingers von diesem herrühren.

Bei dem außerordentlich regen Interesse, das Mörike von jeher für Musik und Theater hatte, bei seinem hervorragenden mimischen Talent und einer un-

gewöhnlich klangvollen und modulationsfähigen Stimme ist es erklärlich, daß auch in Urach das Theater „unser Theater" wie er es nennt, keine geringe Rolle spielt. Erhalten ist nichts mehr von der ganzen Herrlichkeit als in Mörikes Brief an Hartlaub vom 19. Dezember 1867 vier Verse, in denen Mieg „auf unserem Uracher Theater" stecken blieb, und ein Theaterzettel. Dieser Zettel ist auf ein Quartblatt geschrieben und beginnt: „Mit allergnädigstem Privilegio werden wir heute am 16 Dezember aufzuführen die Ehre haben:

Die Heurath wider Willen.

Lustspiel in zwei Abteilungen

von Moliere".

Dann folgt die Angabe der Personen. Die Hauptperson spielte Mörike; außer ihm stehen auf dem Zettel die Mitschüler Buttersack, Mögling, K. Vogt und Chr. Schmidt.

Wie ernst Mörike dabei auch auf die Wege der Theater-Freunde achtete, geht aus der Urschrift eines Briefes an einen jener Freunde hervor, die sich auf der letzten Seite jenes Merkbüchleins findet und wörtlich lautet: „Freund! Länger trag ich es nicht, es drückt mein Herz eine Last und diese Last muß ich abwerfen! Es braucht hier keines Eingangs, keines Vorworts, nein gleich die Sache selbst in ihrer reinen Wahrheit, nur dies allein: Bedenke, daß diese Worte von dem Freunde kommen: Du gefällst mir nicht, Du kannst niemandem gefallen, der Dich wahrhaft liebt, Du kannst Dir selbst nicht gefallen, denn Du bist auf einem Weg, der zu einem Abgrunde führt, vor dem Dir selbst in ruhigen Stunden grauen muß." —

Mörikes bedeutendster Lehrer in Urach war, wie gesagt, Gottl. Köstlin, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, von außerordentlichem Lehrgeschick und von ebenso scharfem und klarem wie mildem Urteil und durchaus humaner Denkart. Der Lehrer der Mathematik stritt mit dem des Hebräischen um die Palme, Mörike noch später im Traume zu beunruhigen, obgleich jener, wie der Dichter immer anerkennt, sich bei der Lösung mathematischer Aufgaben nie an ihn wandte, weil er sein Ungeschick hierin kannte und stets schonte. —

Aus verschiedenen Briefstellen geht hervor, daß Goethes Wilhelm Meister die Freunde, zumal Mörike, besonders stark beschäftigte und interessierte, namentlich waren es die Mignon-Lieder, die ihm immer im Gedächtnis waren und seine Seele bewegten. Es ist fast, als habe er eine Ahnung gehabt, daß

auch ihm einmal ein wunderbares Wesen, ein Zaubermädchen, den Lebensweg vertreten werde.

Es mag sein, daß ein Gedicht aus dieser Zeit, es ist datiert vom 7. Januar 1822, jener halb verschleierten, sehnsüchtig-wehmütigen Stimmung — man wäre versucht sie Mignon-Stimmung zu nennen — seine Entstehung verdankt. Es mag deshalb hier folgen.

* Die Unschuld.

„Treibet Winde!
Eilet, eilet,
Nach der Heimat, nach der lieben
Will ich flieh'n
Lichte Wolken, tragt mich hin!
An dem frommen Eiland drüben
Ach, da ruhet ihr und weilet!"

Und es wehn die luft'gen Flügel
Mit der Göttin durch die Höhn,
Ueber Berge, über See'n,
Ueber klare Meeresspiegel.

Und die Himmlische, die Milde —
Mit dem Lilienkranz geschmückt —
Wie sie von dem Wolkenbilde
Sehnend in die Weite blickt!

Schon erreicht sie das Gestade, —
Aber weh, was ist geschehn? —
Warum muß sie traurig stehn?
Warum wendet sie die Pfade?
Von der Insel muß sie wieder scheiden
Ewig muß die Reine meiden
Das Geschlecht, das sie gesehn.

Einem Kinde, das im Abendscheine
Ruhig spielt am Meeresstrand,
Giebt sie ihrer Blumen eine,
Schmerzlich blickend, in die Hand.

3*

„Ach es schaut der gute Knabe
Lieblich nach der Geberin,
Lächelt auf die Lilie hin,
Doch er kennet erst die Gabe,
Wenn sie aufgehört zu blühn."

— „Ja, mein Reich — es sollte bald vergehen,
Länger kann ich diesen Schmerz nicht nähren,
Und ich will zum Himmel wiederkehren,
Die mich lieben, werden dort mich sehen."

So kam das Frühjahr 1822 heran, und Eduard sah mit Freuden dem letzten Kloster-Semester entgegen. Onkel Georgii wachte sorgfältig über den Fortgang der Studien und schrieb Anfang März 1822, Ephorus Hutten habe ihm gesagt, Eduard sei fleißig, nur im Hebräischen sei er noch schwach; für sein Examen solle er sich, mahnt der Oheim, Bruder Carl zum Vorbild nehmen, der in Tübingen die kameralistische Prüfung mit so ausgezeichnetem Ergebnis bestanden habe. —

Als Mörike zum letzten Male aus den Ferien nach Urach zurückkehrte, nach Ostern 1822, traf er mit Waiblinger in Reutlingen, wo dessen Eltern waren, zusammen, und dieser begleitete ihn bis Metzingen. Da saßen die Freunde in demselben vertrauten Stübchen, in dem Eduard $3^1/_2$ Jahre vorher mit der Mutter gesessen und dem Uracher Kloster entgegen gebangt hatte. Nun schwärmten die Freunde von ihrer Göttin Poesie und gedachten in herzlich bewegter Rede und Gegenrede des Freundschaftsbundes und des geliebten Hartlaub, da war es, schreibt Mörike damals an Hartlaub, „wo dann unsre Herzen so ganz feurig zusammenklangen, wo wir uns ganz liebten. Beim Abschiede glühten unsre Wangen aneinander und wir schieden stumm."

Das letzte Semester im Kloster begann. Noch einmal, das letzte mal, der Uracher Sommer, noch einmal wurden alle seine Herrlichkeiten genossen. Die Abschiedsgedanken drängten sich bereits hervor; am 24. Mai schrieb Mörike dem geliebten Freunde das Stammbuchblatt:

* „Wie sollten wir der frühen Zeit vergessen,
Die unbewußt uns mehr und mehr verbunden,
Uns manchen stillen, lieben Kranz gewunden,
Und wo wir anspruchslos uns ganz besessen?

Wohl hat die Zeit, doch nicht ihr Geist geendet,
Und mochte viel auch anders sich gestalten,
Die Neigung konnt' uns nimmermehr veralten,
Drum bleibe stets mir freundlich zugewandt!"

Von dem schlichten Winkel, wo halb verwittert die kleine Bank und wo das Hütlchen stand, von dem Wasserfall, an dem sie so oft Aug und Ohr berauscht hatten, mußte Abschied genommen werden. Aber:

„Dort oben, wo in Abendwonne
Noch glühet die Septembersonne,
Und wo der Hirsch erfrischt und wärmt sein braunes Fell,
Quillt unerschöpft der alte Jugendquell."

Noch einmal wurde gelagert im tiefen Walde, wo sich der „Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle", wo sie „im Moose, bei süß-schläferndem Gefühle, der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen". Noch einmal ging es hinauf auf die Alb und die trauten Lichtensteiner Pfade, nach dem Hohen-Neuffen und seinen ragenden Zinnen, nach Seeburg und dem lauschigen, stimmungsvollen Fischburgthal: Ahorn und Birke zitterten den Abschiedsgruß; der leise schleichende Bach hemmte die Schritte des Enteilenden, die geschäftige, sprudelnde Erms trieb zur Eile, denn die Klosterglocke hob zum letzten Abendgruße aus. —

Schlußzeugnis und Schlußlokation standen bevor: der Fleiß war zwar immer noch nicht „zweckmäßig genug" und auch in den Leistungen ging es nur an wenig Stellen über das Mittelmaß hinaus, nur in deutscher Sprache und Litteratur, in Religion, Poesie und Deklamation konnten auch die Lehrer ihm Anerkennung spenden, und mit Freund Hartlaub, mit dem er immer ziemlich gleich geblieben, erhielt er nun denselben Platz, den 33. unter 41 Schülern. Das Strafregister war bei beiden recht frugal.

In der Selbstbiographie, die er als Dreißigjähriger niederschrieb, faßte er seine Uracher Studienzeit so zusammen: „Die prachtvolle Gebirgsgegend, das schöne Thal, worin wir wohnten, das engere Zusammensein mit einer Menge junger, nach Art und Begabung höchst verschiedener Menschen, die Eigentümlichkeit der Lehrer, die Bekanntschaft mit Büchern, die nicht unmittelbar auf meinen Beruf hinwiesen — dies Alles gab dem nun zum Jüngling erwachsenen Knaben in einer abgeschlossenen und einförmigen Lage die mannigfaltigste Anregung. Die Begriffe gewannen nun schnell einen größeren Umfang, Gesinnungen und Neigungen bestimmten sich; mit Ueberraschung sah ich eine reiche Welt des

Geistes vor mir aufgethan, deren Widerspruch bereits auf mich zu wirken begann, sodaß ich das, was ich mein eigen nennen konnte, was von Empfangenem mit meinem innersten Bedürfnisse zusammentraf, nur immer heimlicher und fester an mich zog."

Am 19. September 1822 reiste er ab. Als er bei der nächsten Rast wieder in Metzingen anlangte und in demselben Stübchen des Wirtshauses saß, in dem er vor einem halben Jahre mit Waiblinger geschwärmt, schrieb er an den im Kloster noch zurückgebliebenen Hartlaub: Er sähe sich gleichsam in Doppelgestalt, der wahre Mörike sei noch in Urach bei dem Freunde im Kloster, und in allen Abschiedsschmerz und in die Freundessehnsucht klängen immer hinein die Mignonlieder, Mignon aber stände selbst so rührend vor ihm wie nie zuvor. --

Die tiefe Sehnsucht nach Urach hat ihn auch in Tübingen nicht verlassen; er eilte hin, um Thal und Berge zu sehen; und wieder kam er, da es in ihm stürmte und drängte, um den Frieden jener Zeit wieder zu gewinnen: da lebte und webte er noch einmal in jener süßen Zeit, da streifte und schwärmte er noch einmal von Thal zu Berg und von den sonnigen Höhen zum stillen Thale:

„O Thal! Du meines Lebens andre Schwelle!
Du meiner tiefsten Kräfte stiller Herd!
Du meiner Liebe Wundernest!



Tübingen. Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1822.

Drittes Kapitel. Auf der Universität. 1822–1826.

Nachdem Eduard einen glücklichen Ferienmonat bei der Mutter in Stuttgart, wohin sie unterdessen gezogen war, zugebracht hatte, reiste er etwa am 18. Oktober nach der fröhlichen Neckarstadt, wo Graf Eberhard im Bart geholfen hatte „zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unabsehbar geschöpft mag werden tröstliche und heilsame Weisheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit."

Das Neckarthal bei Tübingen hat seinen besonderen Reiz: der Fluß bespült auf der einen Seite den mit Reben bepflanzten Höhenzug, der Neckar und Ammer trennt und auf seinem Rücken das stolze Schloß Hohentübingen und einen Teil der Stadt trägt, auf der andern Seite eine Hügelkette, die zur Alb führt. Ringsum belebt eine reiche Vegetation die Höhen, die auch Hopfen und Wein tragen, und im Thale ziehen herrliche Baumgänge hin: neben dem uralten Lindenbaumgang die Platanen-, Kastanien- und Akazienallee.

Eduard wurde nun, wie seine Schwester Luise schreibt, „in das Stift eingeliefert." Und daß dies in Tübingen auch allgemein das Kloster hieß, war dem angehenden Studenten, dem die Stadt ja nichts Neues war, gar wohl

bekannt. Daß es ihn nach dem früheren Augustinerkloster, das mit seinen stattlichen Neubauten ganz freundlich auf den Neckar blickt, nicht sonderlich gezogen hat, wird man dem alten Klosterschüler und jungen Poeten und Studenten nicht gar sehr verargen, denn da begannen gleich wieder die Sorgen, wie der Burschenfreiheit am besten gegen die Stiftsstatuten beizuspringen, und der strengen Klosterordnung auch das nächtliche Schweifen und Schwärmen im Walde und auf den Höhen abzugewinnen sei. Auch gab es da wieder die regelmäßigen mündlichen und schriftlichen Prüfungen und Repetitionen, Aufsätze ꝛc.; es gab eine bestimmte Werktags- und Sonntags-Ordnung, eine Studien-, Kirchen-, Tisch- und Kleider-Ordnung, eine Rekreations-, Ausgangs- und Heimkehr-Zeit, Verbote gegen Tabakrauchen, Kartenspielen und Trinkgelage; es gab Hausarrest, Inkarzeration und Weinentziehung; spärlich wie in Urach war auch die Reiseerlaubnis. In einem Zimmer hatten mehrere Seminaristen zu wohnen, und das wurde nicht angenehmer durch die schönen Namen, die diese Zimmer hatten, wie: Worms, Bethlehem, Wartburg, Jerusalem, Leipzig, Belgrad, Zion, Neapel, Hellas, Katzbach, Vendée, Elysium, Mulattenstube ꝛc. Und am Hauptthor wohnte der Herr Ephorus und am anderen Ausgang, der „Hölle", der Herr Inspektor. —

Der junge Student befand sich indes im Stift nicht unter Fremden: von den Freunden wohnte Bruckmann mit ihm zusammen — von der Maulbronner Promotion war der gute Käferle da, auch Waiblinger war gleichzeitig mit ihm ins Stift aufgenommen worden; von der Uracher Promotion traten ihm noch näher Buttersack, Flad und Nast, vorübergehend auch Tobias Beck, der berühmte Theologe.

Nachdem sich Mörike mit seiner festen, klaren Schrift in die Matrikel eingetragen hatte, war er akademischer Bürger der Stadt Tübingen. Als Stiftler hatte er an sich schon weniger Veranlassung, sich einer besonderen studentischen Verbindung anzuschließen; und wenn er auch nach seiner ganzen Gesinnung den Tendenzen der allgemeinen Burschenschaft geneigt war, so hatte ihn doch das Auftreten der Tübinger Burschenschaft, wie er es schon von Urach aus kennen gelernt hatte, durchaus abgestoßen. Das geräuschvolle bunte Bänder- und Mützenwesen, in dessen alleiniger Obhut Gott, Ehre, Freiheit und Vaterland stehen sollten, konnte seinen Sinn für Schlichtheit, Wahrheit und Gerechtigkeit sowie seine keusche Empfindung und sein ästhetisches Gefühl nur verletzen. Und was er als unwahr oder halbwahr, als anmaßend oder gemacht, als gespreizt und geschmacklos empfand, das pflegte er auch äußerlich bestimmt, ja rücksichtslos abzulehnen, zu verurteilen oder zu verspotten. Vertreter der Burschenschaft haben nicht unter-

lassen, dies als „unpatriotisch" zu bezeichnen, sie beweisen damit selbst, daß sie Mittel und Zweck verwechseln, und Mörike im Grunde so unrecht nicht hatte. Bekannt ist ja die Satire auf die Verirrungen der Burschenschaft im Maler Nolten, wo ein Riesenmensch im altdeutschen Rock mit Ritterspornen und Tabakspfeife auf einem großen Maskenfeste auftritt, und sich lästig macht. „Er wird endlich in eine Ecke geschoben, ein kleiner Schornsteinfeger kommt herbei, knebelt ihm Hände und Füße, legt sein schwarzes Leiterchen am breiten Rücken des Ungetüms an, klettert flink mit Scharreisen und Besen an ihm hinauf, hebt ihm vorsichtig den Scheitel wie einen Deckel ab und fängt an, den Kopf recht wacker auszufegen, indem er einen ganzen Plunder symbolischer Objekte herauszieht: einen täuschend nachgemachten Wurm von erstaunlicher Länge, ein seltsam gezeichnetes Kärtchen von Deutschland, eine Menge zerbrochener Kronen und eine größere ganze dabei, kleine Dolche, Biergläser und farbige Bänder, dagegen wurden andere Sächelchen hineingelegt, worunter man ein griechisches A B. C-Buch zu erkennen glaubte; alsdann bekam der Mann ein wenig Streiche und gleich darauf kroch höchst vergnügt ein rundes bescheidenes Pfäfflein aus der prahlerischen Hülle hervor."

Philister waren Mörike all seine Tage verhaßt, am verhaßtesten aber waren ihm die verkappten und maskierten. Aus seiner Studentenzeit ist noch eine dramatische Satire erhalten, die dieser Gesinnung nach verschiedenen Seiten, namentlich auch der Burschenschaft gegenüber, einen unzweideutigen Ausdruck verleiht.

Dieses dramatische Stück hat drei Auftritte. Im ersten Auftritt legt ein „Fruchthändler" in 33 Reimpaaren dar, wie er „ein reiches Weib von seltenem Vermögen" heimführen wolle, das einen armen alten Teufel zum Manne und vier „Lümmel", die nur Bier „schlampfen" können, zu Kindern hat. Im zweiten Auftritt erscheint jenes Weib, genannt „Musa", mit ihren „Kindern", die ihr von Tabakrauchen und Biertrinken vorschwärmen und auf Steckenpferden reiten: auch schöne, bunte Quasten ꝛc. hätten sie

„So haben wir noch Sächlein allerhand,
Wir turnen, oder spielen auch mit — Sand."

Alles aber geschieht, „von wegen Deutschlands Freiheit".

Musa: „Wie meint Ihr das?"
Zweiter: „Wir meinens — eben — gut."
Musa: „Wie macht Ihrs aber?"

Zweiter (besinnt sich): Ach, wir machens — machens eben — Wie machen wir's denn, Fritz?"

Erster: „Das Näh're wird sich geben,
Denn was geht über's Vaterland,
Was über Völkerrecht und Treue!
Nein — ich — mir ists — wie ich mich freue!
Kommt! Männer, Brüder! Eure Hand!"

Dritter: „Wir gehen einmal in den Krieg,
Und — Säbel — Pulver — Freiheit – Sieg!"

Vierter (leise): „Hol ich der Mutter nicht die netten Briefe,
Die wir als an einander schreiben?"

Erster: „Nein, Bester, laß es lieber bleiben,
Bedenk den Eid, es geht sonst schief." —

Darauf folgt ein „Zwischengespräch unter den Zuschauern":

„Knoz, Professor (zu seinem Nebensitzer): Unfaßlich, Herr Kollege! es regt sich noch nichts unter den Studenten.

Professor Fatel: Ha! Ha! Ha! Hamlets Vater hätte lang sein „Licht! Licht!" gerufen. Die Herrn da unten sollten sich auch welches ausbitten. Was meinen Eure Magnificenz?

Doktor Kalzner: Lassen Sie mich! Ich bin außer mir vor Wut, der Direktor ist ein Schurke, er überschreitet meine Absicht. Verlangte ich eine Satire gegen die Studentenschaft? Ich hätte Lust, das Weiterspielen zu verbieten.

Knoz: Eine lose Rede schläft in tauben Ohren.

Kalzner: Keinen Unglimpf mein Herr! Ich respektiere die Studenten, und es macht ihnen nicht wenig Ehre, daß keinem einfällt, diese abgeschmackte, unwahre Karrikatur auf sich zu deuten.

Fatel: . . . aber dort stecken doch einige die Köpfe zusammen.

Einer aus dem Trupp ruft: Ich frage, ob die Posse uns zum Schimpf sein soll; ich frage im Namen aller Uebrigen. Andre (lachen): Gott behüte! in unserem Namen nicht. Inkommodieren Sie sich nicht! Ziehe die Sache auf sich, wer will. Wir gaudieren uns im Ganzen, denn die Allegorie oder wie mans nennen will . . . ist doch wohl der Hauptkoup dabei.

Kalzner: Bravo, Ihr Herren, bravo!

Die ersteren (unter einander): Was brummen die da von einer Kategorie? — Sie sagen, sie seien nicht in einer Kategorie mit uns. Was wollen die Kameele denn? — Ich wette, es steckt noch was anders dahinter! Nur still,

wir prügeln die Hunde aber nachher. — Ich fordere sie; wär mirs nicht wegen dem hübschen Weib, das die Gräfin (!) spielt, ich finge Skandal an auf der Stelle.

Die Anderen: Weiter im Schauspiel!"

Im dritten Auftritt erscheint zunächst Musa mit ihren Kindern, dann kommt der Fruchthändler mit seinem Neffen Bel esprit, der für den Onkel die geistreiche Unterhaltung führen und werben soll.

Es entwickelt sich nun zwischen allen ein Gespräch, in dem die „Kinder" als läppische, rohe Gerngroße, und der Fruchthändler als plumper Aufdringling sich erweisen, sodaß der Bel esprit unter Lachkrämpfen verschwindet. Sobald aber der Fruchthändler der Musa einen Heiratsantrag macht, erscheint der Herr vom Hause hinter dem Stuhle des Heiratskandidaten, verabreicht ihm eine schallende Ohrfeige und beschwert sich in solider Prosa darüber, daß jener ihn um sein Brod bringen will. Als der Fruchthändler seine Werbung fortsetzt und dem Herrn vom Hause „einige wenige Entschädigung" verspricht, geraten sich die beiden Konkurrenten in die Haare und „drücken sich zur Thüre hinaus."

Musa (allein) beklagt ihr hartes Geschick (in 24 fünffüßigen Jamben); sie würde den Vater bitten, sie wieder in seinen heiteren Saal aufzunehmen, wenn die Menschen nicht ohne sie verschmachten müßten. Das liebliche Thal, den Fluß, das Schloß mit seinen Zinnen will sie jetzt nicht verlassen. Der Alte sei kein schlimmer Mann, „der Fremde aber ist mir tief verhaßt. Ich ahne schon, wie alles kommen mußte. Ein Uebel um das andere zeigt sich mir Voraus im Geist für mich und meine Kinder." —

Zu den hervorragenden Führern der damaligen Tübinger Burschenschaft gehörte Friedrich Notter, 1801 in Ludwigsburg geboren und während seines Besuches der dortigen Lateinschule (1811—1818) mit Mörike von Ansehen bekannt. Er fand dessen Stellung der Burschenschaft gegenüber — wie sich begreifen läßt — weder zu verstehen noch zu billigen und schreibt darüber unter anderem: „Mörike war so ziemlich das Gegenteil von dem, was man sich hie und da noch jetzt, jedenfalls aber damals unter einem deutschen Studenten vorzustellen pflegte. Der mit der Jugend in der Regel so innig verwobene Drang, die innere Gesinnung möglichst auch durch das Aeußere zur Anschauung zu bringen, und durch allerhand Symbole, wie Farben, Bänder, ja den Schnitt der Kleidung selbst, darzustellen, mit diesen Symbolen in Fahnen &c. bei festlichen Aufzügen zu spielen, fehlten bei ihm durchaus. Er floh nicht nur jede Studentenverbindung und Studententracht, sondern es schien bei ihm wirklicher

Mangel an Empfindung für solche in der Jünglingsseele gewöhnlich liegende Forderungen, keineswegs absichtliche Opposition gegen dieselben zu sein, wenn er z. B. das damalige Abzeichen des Philistertums, den schwarzen runden Filzhut, der burschenhaften Mütze entschieden, und oft als der Einzige unter vielen Hunderten, vorzog."

Sein Gesicht sei gegen früher, sagt Notter, nicht wesentlich verändert gewesen: Stirn und Nase trugen „immer noch das edle geistige Gepräge", Wangen und Kinn aber, „dem unterdessen verstorbenen Vater sich anbildend", seien „merklich breiter und massiver geworden."

Von Gestalt war Mörike mittelgroß, fein gegliedert, sehr beweglich und so gelenkig, daß er die Füße ganz herum stellen konnte, wie er zum Scherz manchmal zu thun pflegte; seine Brust war gesund, und er konnte, namentlich beim Heben von Lasten, starke Muskelkraft entwickeln. Das blieb ihm auch im spätern Alter, trotz aller Kränklichkeit. Obgleich seine Sehkraft infolge jenes Augenleidens ein wenig gelitten hatte, war er in Tübingen als ausgezeichneter Schütze bekannt und übte sich auch dort noch gerne im Schießen, besonders mit der Armbrust.

Seine ganze Erscheinung war, wie mehrfach bezeugt wird, außerordentlich anziehend; das Auge bald träumerisch, bald schalkhaft und voll Lebenslust; sein außerordentlich liebenswürdiges Wesen, sein ungewöhnliches mimisches Talent übten eine starke Anziehungskraft Er war von Natur feurig, sehr leicht empfänglich, ja leidenschaftlich; bei seiner überaus zarten und regen Empfindung und nie rastenden Phantasie konnte er in die Gefahr kommen, innerlich aufgerieben, zerfasert zu werden; daher hütete er sich instinktiv vor vielem Verkehr und umhegte so gleichsam sein inneres Wesen. In dem selbstgewählten engeren Kreise entfaltete er oft die schrankenlose Fröhlichkeit seiner reinen Natur; da war er der erfindungsreiche Schalk, der ewig wechselnde Proteus, der die mannigfaltigen Lichter seines Geistes in allen Farben spielen und leuchten ließ; da wußte er die von ihm erfundenen komischen Gestalten: den fadendünnen Barbier Wispel — äußerlich dem Perückenmacher Fridolin ähnlich — mit seinem Mutterwitz und schwachen Anflug von Bildung — französiert Professor Sicheré —, den sicheren Mann, den schwäbischen Cyklop, mit Zwerchfell erschütterndem Erfolge vorzuführen und die Freunde durch seine Geistesblitze zu entzücken.

Dabei ließ er immer — wie als Kind und als Knabe, so als Jüngling und Mann — nur das in sein Inneres kommen, was ihm gemäß war. Das bewies er auch jetzt wieder Waiblinger gegenüber, sodaß es in Freundeskreisen

mehr als einmal hieß: Mit Waiblinger sollst Du ja jetzt nicht mehr so gut stehen. Dieser interessierte ihn wegen seiner Eigenart stark, aber er studierte ihn mehr, als daß er sich ihm hingab. —

Waiblingers Stellung im Stift war von Anfang an beeinträchtigt durch seinen bedenklichen Prüfungsaufsatz.

Am 25 und 26. September 1822 nämlich hatte in Stuttgart die Aufnahmeprüfung für das Stift abgelegt werden müssen, dabei war auch ein Aufsatz geschrieben worden über den Wert der Wissenschaften. Waiblingers Arbeit hatte der Prüfungskommission ganz besondere Bedenken erregt; denn, berichtete der Ephorus des Stifts, Professor Jäger, bei keinem Prüfling kämen „solche Aus-



Tübingen. „Das Stift".

wüchse einer zügellosen Phantasie vor, wie sie die Arbeit des Gymnasiasten Waiblinger auf eine sehr befremdende Weise zeigt." Der heutige Beurteiler dieser Arbeit würde sie schwerlich lesen, ohne einen pathologischen Eindruck zu bekommen.

Von Mörike heißt es in G. Köstlins Charakteristik: „Freund des Aesthetischen, den trockenen Studien abhold, sonst gutes, recht höfliches Betragen."

Die Charakteristiken in der Aufnahmeliste, auf die G. Köstlin keinen Einfluß gehabt hat, sind z. T. sehr scharf und treffen nicht überall das Richtige. Von Hartlaub z. B. hieß es: „lebt gern in der Phantasiewelt, liest Romane, wo er sie erwischt — schwächliche Natur, hängt mit Mörike fest zusammen"; auch Bruckmann wird ziemlich stark abgethan, dagegen Nast und Flad — jener als „kräftige Natur", dieser als „religiös, geordnet" &c. bezeichnet — im ganzen

richtig beurteilt. Alle hatten bestanden, aber eine ganze Anzahl sollte zu anhaltenderem und angestrengterem Fleiße angehalten werden, darunter waren auch Hartlaub, Bruckmann und Mörike genannt.

Nach dem für die Stiftler geltenden Studiengang hatte Mörike zunächst einen „philosophischen Kursus“ von drei Semestern zu absolvieren, der an die Artisten-Fakultät des Mittel-Alters erinnert. Er hörte im ersten Semester 6 Kollegia, nämlich Logik, Universal-Geschichte, Anthropologie, Proverbien, Jesus Sirach und Encyklopädie der griechischen Litteratur, im 2. Semester jedoch nur 4: Moral-Philosophie, Geschichte, Mythologie und die Weisheit Salomonis.

Diese Kost scheint ihm nicht recht gemundet zu haben, denn in dem amtlichen Bericht vom 5. April 1823 heißt es, Mörike scheine zwar ein guter Mensch zu sein, „verdient aber doch um so mehr eine nachdrücklichere Zurechtweisung, da auch sein Fleiß noch nicht gehörig anhaltend und zweckmäßig ist.“ Waiblinger wird dagegen in diesem Protokoll sehr milde beurteilt. Es wird zunächst von der Hoffnung ausgegangen, daß er sich finden werde, da er „ein gutartiger, für Erfahrungen zugänglicher Jüngling“ sei; darauf sei um so mehr zu rechnen als „der schlimme Einfluß einer einseitigen Bewunderung seiner poetischen Talente, welche in seinen früheren Verhältnissen offenbar nachteilig auf ihn gewirkt hatten, hier großenteils weggefallen ist.“ Uebrigens zeige sich bei den besten Köpfen hie und da „Sucht nach Genialität“. Bei der Lokation hatten Hartlaub und Mörike wieder denselben Platz wie beim Abgang von Urach. —

Das Leben und Treiben in dem damaligen Tübingen trug durchaus den Charakter der ländlichen Kleinstadt, wenn man von dem Studenten- und Universitätswesen absieht. Der Stadtschultheiß mußte noch regelmäßig das Verbot einschärfen, Gänse und Enten in den Straßen herumlaufen zu lassen. Die größeren Märkte erst brachten einen regen und ausgedehnten Verkehr mit sich, namentlich auch mit der Nordschweiz, hieß ja doch die große Straße, die über Lustnau nach Südwesten führt, die Schweizerstraße; und als das „Bläsibad“, ein früher viel besuchter Vergnügungsort, versteigert werden mußte, wurde der Kauf amtlich besonders dadurch empfohlen, daß es „an der sehr gangbaren Schweizerstraße“ liege. Der ländliche Charakter der Stadt ist auch darin zu erkennen, daß das Rauchen von Cigarren und deckellosen Pfeifen auf der Straße bei einer namhaften Geldstrafe verboten war.

Die angezeigten Vergnügungen bleiben ebenfalls durchaus im Rahmen der Kleinstadt. Im Jahre 1823 war es ein „Wachsfigurenkabinet“ mit vielen Potentaten und 2 Franzosen, die in Rußland die Nasen erfroren haben; es fehlt auch dabei „die schlafende Venus“ nicht, die „gegen besonderes Entree“ zu sehen

ist; 1824 ist es ein „transparenter Luftballon", der „zugleich mit Feuerwerk" die „Herrschaften" ergötzen soll; 1825 ist es das Modell eines englischen Linienschiffes, das „ein gewesener Seefahrer" sehen läßt. Auch ein Silhouetteur bietet einmal — während 4 Jahren — seine Dienste an. In dem vornehmsten Gesellschaftslokal der Stadt, dem 1822 vollendeten „Museum", fand hie und da ein Ball, oder ein Conzert statt, einmal mit der „Stuttgarter Brigade-Musik", auch davon fehlte dann die Resonanz nicht in den Strafprotokollen des Stifts.

Die übrigen Anzeigen in dem „Intelligenz-Blatt" halten sich ebenfalls durchaus auf dem Boden der ländlichen Kleinstadt. Für die Zeit ist es immerhin bezeichnend, daß als „Neues Buch" — für 12 Kr. — mit spaltenlanger Inhaltsangabe mehrfach angezeigt wurde: „Ueber den Einfluß der Swedenborgschen Lehre auf die gegenwärtige und künftige Zeit." Auch die Griechenbegeisterung bricht einmal durch, indem durch ein schwülstiges Gedicht „Missolunghi" zu einem Konzert im „Museum" eingeladen wird, das „zum Besten der Griechen" gegeben werden soll. So wenig Mörike von diesen Herrlichkeiten gehabt haben wird, so viel hat er unzweifelhaft die liebliche Natur in Tübingens nächster Umgebung genossen und Tag und Nacht durchschwärmt. Da ging es durch das romantische Thälchen des Käsenbachs, durch das „Elysium" hinauf auf die Heide und dann in die herrlichen Wälder nach Bebenhausen, oder durch das Goldersbach- und Entringer Thal nach Hohen-Entringen, dem hochliegenden Schlosse der Freiherrn von Ow, des Geschlechts, dem der Dichter des armen Heinrich angehört hatte; oder über das Schloß und Schänzli auf stillen, weichen Waldwegen rechts nach Schwärzloch, links auf den Spitzberg, oder noch weiter nach der vielbesungenen Wurmlinger Kapelle, von der der junge Student sich auch eine schmucklose Zeichnung im Sommer 1823 machte, die noch erhalten ist. Ganz besonders aber war es der dicht bei Tübingen gelegene Oesterberg, den Mörike mit Waiblinger und dem durch diesen neu gewonnenen Freund Ludwig Bauer im Sommer zum Mittelpunkte ihrer Schwärmerei gemacht hatte. Bauer, 1803 im fränkischen Oberamt Oehringen als Pfarrerssohn geboren, war aus dem Seminar Blaubeuren schon 1821 in das Tübinger Stift gekommen. Er hatte in der schwärmerischen Art der Zeit um Mitternacht in einsamem Kreuzgange mit Waiblinger den Bund „ewiger Freundschaft" geschlossen. Er gab sich mit seinem weichen Herzen und seinem offenen, fröhlichen Sinn anfangs ganz Waiblinger hin; nun kam Mörike in den Bund, um gemeinsam mit beiden zu schwärmen, zu lesen, zu dichten. Da lagern sie, erzählt J. Klaiber, im dämmernden Halbdunkel des Waldes auf Moos; auf dem sonnigen Gipfel des Spitzberges bauen sie aus Tannenzweigen eine Robinsonhütte; in Pressels chinesischem

Gartenhaus auf dem Oesterberge durchschwärmen sie die warmen Sommernächte und schauen zu den vier Läden hinaus in das geheimnisvolle Dunkel der nächtlichen stillen Natur; hier war es auch, wo sie den unglücklichen Hölderlin empfingen, der schon über 2 Jahrzehnte in der Nacht des Wahnsinns dahin träumte. Sie steigen hinein in das schaurige Dunkel einer hochgewölbten Brunnenstube, unter ihnen rauschen die Bergwasser, und bei Kerzenlicht lesen sie Homer und Shakespeare, während feuchte Spinnfäden von der Decke hängen.

Mit den Ludwigsburger Landsleuten Fr. Th. Vischer und D. F. Strauß, die drei bezw. vier Jahre jünger waren als Mörike, wurden von neuem freundliche Beziehungen angeknüpft. Strauß hat dann auch das „merkwürdige Kleeblatt": Mörike, Waiblinger, Bauer mit seiner geistvollen Feder nicht unterlassen können zu schildern. „War Waiblinger imposant, so erschien Mörike rätselhaft. Er blendete schon deswegen nicht, weil er sich entzog. . . . Nur wurde es Einem einmal so gut — das hielt aber schwer — in seine Nähe zu kommen, und, war er ernst, von seinem aus innerstem Seelengrunde heraufquellenden Worte getroffen, oder in heiterer Stunde von seinem unvergleichlichen Talente humoristischer Mimik fortgerissen zu werden: Man wußte nicht, wie Einem geschah; an die Geniefrage dachte man gar nicht, so wenig als Mörike selbst daran dachte, das aber wußte man, fast noch ohne seine Gedichte zu kennen, daß hier ein Dichter sei. Ja, Mörike ist für uns alle, die sein Wesen mittelbar oder unmittelbar berührt hat, das Modell dessen geworden, was wir uns unter einem Dichter denken. Und wir waren an kein schlechtes Modell geraten, sollte ich meinen. Ihm verdanken wir es, daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können; daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so wie sie leiben und leben, mit einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen. Ja, Mörike ist Dichter, jeder Zoll ein Dichter, und nur Dichter. . . . . Wir möchten Mörike stärkere Assimilationsorgane, oder um es deutsch zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungswerkzeuge wünschen." Diesen Wunsch wird man aber nicht teilen, will man Mörike als Dichter haben und behalten, wie er ist. Und wer ihn verstanden hat, wird ihn eben nicht anders haben wollen: denn so ist er einzig.

Unter den Jünglingen, die dem Mörikeschen Freundeskreise nahe standen, ist Rudolf Lohbauer, geb. 1802 zu Stuttgart, zeitweilig stärker hervorgetreten. Er war wie sein Vater, der im Kampf gegen die Vorarlberger Bauern 1809 gefallen war, zuerst württembergischer Offizier, dann Litterat und hielt sich eine Zeit lang in Tübingen angeblich studierens halber auf. Er war ein Jüngling

von hervorragender Begabung, aber von leidenschaftlichem Charakter, genußsüchtig und voll Selbstüberschätzung; dabei konnte er, wenn er wollte, ein außerordentlich einnehmendes Wesen annehmen. Da er etwa 2 Jahre älter als Mörike war und mit der Welt und ihren Umgangsformen weit vertrauter als dieser, so waren Mörikes Mutter und Schwester Luise mit Recht in Sorge, daß Lohbauers Einfluß auf Eduards kindliche Liebe und sein Pflichtgefühl ungünstig wirken könne, wenn sich Gelegenheit dazu biete. Und diese war unerwartet früh erschienen.

Im Frühjahr 1823 war nämlich in den Gesichtskreis Mörikes eine zauberhaft schöne Fremde getreten, umhüllt von dem Schleier einer unbekannten Herkunft, übergossen von dem Schmelz der Leiden und umleuchtet von dem Glanz heiliger Schwärmerei. Sie hatte einen außerordentlich tiefen Eindruck auf den Jüngling gemacht, dessen ganzes Innere um so stärker ergriffen wurde, als die hilflose Lage der Schutzflehenden sein vollstes Mitgefühl herausforderte.

Wie im Traum war er in die Osterferien gekommen; Schwester Luise hatte die größte Not mit dem aufgeregten Bruder, der mit seinen Schwärmereien für jenes Zaubermädchen — Maria nannte sie sich — und für den ebenfalls von tiefer Leidenschaft für dieses Mädchen ergriffenen Lohbauer den Frieden der Mutter und des ganzen Hauses gefährdete. Mit größter Sorge sah die Schwester, die der Mutter alles verborgen hatte, den Bruder nach Tübingen zurückkehren.

Das Ende des Sommerhalbjahres 1823, während dessen er ebenfalls vier Kollegia gehört hatte, wurde für Mörike recht unerfreulich: Seine innere Aufregung steigerte sich, sein körperliches Befinden war nicht günstig; so verließ er Tübingen früher und ging zu Bruder Karl nach Oberschwaben. In Sehnsucht verzehrte sich Bauer nach dem entfernten Freunde und schrieb ihm am 6. September: „Ich klebe noch am Staub, aber wenn ich an Dich denke, ist mirs, als ob ich im Shakespeare gelesen hätte. Aber das ist mir lieb, daß nur dann Dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen, und sich die Wünschelrute meines Herzens nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt." Auch in den Zeiten des körperlichen Leidens rastete die dichterische Gestaltungskraft nicht. Und wie ihm die Liebe zu Clara Neuffer im Herbste 1822 das Gedicht „Erinnerung" (Ged. S. 5) eingegeben hatte, eine Schöpfung von unvergleichlicher Anmut, Kindlichkeit und einer so feinen Abwägung, wie man sie keinem Achtzehnjährigen zutrauen sollte, so sind auch die Stücke aus dem Jahre 1823 Früchte des neuen Liebestraumes: „Tag und Nacht" (Ged. S. 175 f.) „Nächtliche Fahrt" (S. 8 f.) und „der junge Dichter" (S. 10 f.). Wenn er sich auch in diesem Gedicht, das im September 1823

entstanden ist, den „unmündigen Sohn Apollens" nennt; wenn er auch klagt, daß sich ihm nicht alles „so rein und völlig,

Wie es in der Seele lebte,
In des Dichters zweite Seele,
Den Gesang hinüberspielte,"

so tragen doch auch diese Gedichte keine Spur von jugendlicher Unreife an sich.

In dem Gedicht „Nächtliche Fahrt" erscheint ein „armes, holdes Kind, eine Gabe zu erbitten"; dann steht sie „als die schöne Büßerin", lächelt und weint lange. Und das Gedicht „Tag und Nacht" schließt:

„Aber ach, sie sind geschieden,
Sind getrennt wie Tag und Nacht."

Zeugnis von der tiefen inneren Erregung, in der er sich beinahe unablässig befand, legt das Gedicht „Die Elemente" (Ged. S. 177) ab, dem er als Sinnspruch die Stelle aus dem Römerbrief (8, 19) vorangestellt hat: „das sehnsüchtige Harren der Schöpfung wartet auf die Enthüllung der Kinder Gottes." Da steht der Titane, der doch nicht würdig heißen kann, „mit Göttern ganz ein Gott zu sein", und sieht nach wildem Stürmen und Schlagen, daß ihm nur die eine Freude bleibt:

„Wenn er bei Nacht auf öder Heide
Die Sehnsucht seiner Seele pflegt."

Er ergreift die Ketten, die „aus finsterem Wolkenraum" herabhängen, schwingt sich empor, sieht sie von „rosigen Gestalten" an goldenem Ring gehalten und hört deren milden, leisen Trostgesang:

„Dem Wort vom Anfang mußt Du trauen,
In ihm laß Deinen Willen ruhn!"

Dann wirst du Gottes Willen und Wesen verstehen,

„Dann, wie aus Nacht und Duft gewoben,
Vergeht Dein Leben unter Dir,
Mit lichtem Blick steigst Du nach oben,
Denn in der Klarheit wandeln wir." —

Ende September kam Eduard mit Bruder Karl, der eben eine Anstellung als Thurn- und Taxisscher Amtmann in Scheer a. d. Donau erhalten hatte und vor der Hochzeit stand, im elterlichen Hause in Stuttgart an. Mutter und Schwester hatten die Hoffnung, Eduard durch die Hochzeit und die Reise nach Scheer, wohin er die Seinen begleiten sollte, zu zerstreuen und zugleich Lohbauers verderblichem Einfluß zu entziehen; nur befürchtete Luise mit Recht, Eduard werde in seinem gesteigerten Argwohn jene Entfernung als entehrendes Mißtrauen der Seinigen ansehen. So sah er es auch an, und es kam zu einer heftigen Scene, als Eduard aus der Gesellschaft Lohbauers abends nach Hause kam, und die Mutter ihm in ihrer milden Art Vorhalt machte. Luise wußte dann — in so zarter wie kluger Weise — den erregten Bruder zu beruhigen und von dem verderblichen Freunde fern zu halten, so wie sie es meisterhaft verstand, Balsam in sein verwundetes Herz zu gießen, das bereits von einem neuen Schlage bedroht war. —

Schon seit Jahren hatte sich nämlich im Südwesten Deutschlands, namentlich aber in der Nordschweiz, ein stark, ja krankhaft erregtes religiöses Leben bemerklich gemacht. Im Frühjahr 1823 kam es zu der grausigen Tragödie in Wildenspuch bei Schaffhausen, wo Margarethe Peter, eines Bauern Tochter, zuerst im Namen Jesu Christi ihre Schwester erschlagen und dann sich selbst ans Kreuz hatte nageln und töten lassen. Auch diese Gräuelthat religiösen Wahnsinns führte auf das krankhafte Sektiererwesen zurück, dem Frau von Krüdener bei ihrem Zuge durch die Schweiz in den Jahren 1816 und 1817 neue und starke Nahrung gegeben hatte. Blinde Fanatiker, verbrecherische Menschen, schwärmende Mädchen und Frauen, dazu nicht wenig loses Gesindel bildeten und umschwärmten die Wandergemeinde jener Dame, deren Vorbild die edle Frau von la Mothe-Guyon (1648—1717) war, die der Mystik der Liebe die des Leidens hinzugefügt hatte. Nur durch die völlige Abtötung der Sinne, so lehrte diese, nur durch Geißelhiebe, Auferlegung der höchsten körperlichen Qualen, Genießen ekelhafter Speisen rc. könne die Seele so vom Leibe befreit werden, daß sie in Gott ruhe, daß sie nicht mehr ihr eigenes, sondern nur Gottes Leben habe. In ihrer Schrift „Les torrens“ stellte sie Gott als Seelenführer unter dem Bilde des Schiffers, das innere Leben unter dem Bilde von Bächen, Flüssen und Strömen dar; wie sich diese in das Meer ergießen, so die Seelen der Menschen in Gott.

Von diesen Lehren ergriffen und von der Persönlichkeit der Frau v. Krüdener völlig benommen, hatte sich ihrer Wandergemeinde auch ein Mädchen angeschlossen, das an wunderbarer Schönheit und hingebender Schwärmerei jener edlen Frau von Guyon verglichen werden darf. Sie war am 1. August 1798 zu S. in der Schweiz von wohlhabenden Eltern geboren, mit Sorgfalt erzogen und hatte sich, als ihr Bräutigam plötzlich starb, ganz von ihrer Schwärmerei hingerissen, der Wandergemeinde der Frau v. Krüdener angeschlossen. Da die Eltern sie nicht zur Rückkehr zu bewegen vermochten, untersagten sie ihr die Heimkehr und verfluchten sie.

Nachdem die schweizerischen Behörden dem Treiben der Frau v. Krüdener 1818 ein Ende gemacht hatten, versuchte jenes Mädchen — Maria Clara Meyer hieß sie — die Heimkehr ins Elternhaus. Die Eltern aber wollten sie nicht eher wieder aufnehmen, als bis sie drei Jahre lang als Magd die niedrigsten Dienste in Demut und Treue verrichtet habe. Nun suchte sie nach einem Dienste, aber überall erregte sie durch ihre wunderbare Schönheit die frechen Begierden der Männer, denen sie sich — mehrfach durch Sprünge aus dem Fenster, mehr als einmal mit Dransetzung ihres Lebens — immer mit Bewahrung ihrer Reinheit zu entziehen gewußt hatte. Nach einem solchen Sprung kam sie völlig erschöpft im Sommer 1819 in das Haus des Gerichtsschreibers Münch in Rheinfelden, Kanton Aargau, und fand daselbst eine Stellung als Näherin und Gehilfin in der Wirtschaft. Im Hause wohnte auch der Sohn, der Jurist war und der dortigen Kriminalkommission als Aktuar diente; als Maria hörte, daß dieser früher Burschenschafter gewesen und ein großer Verehrer Sands sei, zeigte sie ihm ein Medaillon und eine angebliche Haarlocke Sands, die sie mit der Locke ihres verstorbenen Bräutigams bei sich trug. In ihrer Schwärmerei für Sand sah sie in dessen Freund ihren Retter und Bruder, indem sie sagte — „Siehe, ich bin Deine Magd, doch ehre als Bruder die Schwester, die der Herr Dir gesendet.“ Die Reinheit ihres Herzens, urteilt der Genannte, und ihrer Sitten war ebenso unzweifelhaft wie ihre grenzenlose Schwärmerei. „Am wehesten that es ihr,“ erzählt dieser Mann, „wenn ihr Gefühl mißverstanden ward, und man anderes unter ihrer unbedingten Ergebenheit suchte.“

Auffallend war ihre Liebe zu Blumen, über die sie viel Sinniges zu sagen wußte. Manchmal war sie von ausgelassenster Fröhlichkeit, öfters aber, ganze Tage lang, von tiefster Traurigkeit, in der sie geistliche Lieder sang und das Medaillon küßte. Eines Nachts wurde sie zufällig betroffen, daß sie in ihrem Zimmer, auf einem spitzen Holzstück knieend, ihren entblößten Rücken blutig geißelte; dazu betete sie vor dem Kruzifix und dem Medaillon und sang kleine

geistliche Lieder dazwischen. Diese Abtötung nahm sie nach ihrer Erklärung teils zur Sühnung des Elternfluches vor, teils zur Abwendung des Sand und anderen Blutzeugen der Wahrheit drohenden Schicksals. Viel wußte sie zu erzählen von wunderbaren Träumen und Visionen.

Als Münch im Herbst 1819 als Professor nach Aarau ging, wohin er sich auch verheiraten wollte, verließ sie Rheinfelden.

Das war die wunderbare Fremde, das Zaubermädchen, das, im Frühling 1823 nach Tübingen gekommen, alsbald nicht bloß das größte Aufsehen, auch in Professorenkreisen, erregte, sondern auch in diesen Kreisen verkehrte, Männer wie den Prälaten von Bengel für sich zu interessieren und so tieffrommen Gemütern wie Flad und Blumhardt eine tiefere Neigung einzuflößen wußte.

Wie sollte da das leidenschaftliche Herz des Dichterjünglings nicht in allen Fasern erzittern; wie sollte sein tiefreligiöses Gemüt nicht bis in seine Tiefen erschüttert werden; wie sollte sein immer reges, zartes Mitgefühl nicht zur ergreifendsten Teilnahme gestimmt werden einem solchen Wesen gegenüber! Und doch mußte er bald erkennen: Hier giebt es nur Entsagung. Nun begann er den Kampf gegen seine stürmische Leidenschaft; daß er ihn so durchgefochten, gehört zu den rühmlichsten Thaten seines sittlichen Lebens. Freilich hat dieser Kampf auch tiefe Spuren in seinem Innern zurückgelassen. Daß Mörike aber wiederholt neuen Versuchungen auf diesem Wege des Leidens und Streitens ausgesetzt war, hat der deutschen Dichtung herrlichen Ertrag gebracht. Bezeugt er doch selbst im Nolten, daß dies „Erlebnis" Jahre lang auf die Vertiefung seines Wesens auch in künstlerischer Richtung eingewirkt hat. —

Nachdem Mörike den philosophischen Kurs Ostern 1824 absolviert hatte, folgte der theologische, während dessen er bis Herbst 1826 die vorgeschriebenen theologischen Kollegia hörte.

Ehe er sein viertes Semester mit dem Sommer 1824 begann, hielt er Gründonnerstag in dem lieben Bernhausen seine erste Predigt, und zwar über die würdige Feier des heiligen Abendmahls, vor der Mutter, Luise und den anderen Verwandten, die sich in Bernhausen eingefunden hatten. Am Charfreitag predigte Flad daselbst, und Eduard wußte den Verwandten- und Freundeskreis abends zu unterhalten mit Erzählungen von merkwürdigen Ahnungen und Erscheinungen; das Osterfest wurde im heimischen Stuttgart gefeiert.

Auch seinen Freund Bauer, der schon als Student mit dem Mädchen verlobt war, das hernach seine Frau wurde, hatte Mörike in seine Leidenschaft für Maria eingeweiht. Feierlich hatte er ihn in die „Brunnenstube" geführt und

ihm dann sein Geheimnis enthüllt. Bauer faßt des Freundes Worte in folgenden Versen zusammen:

„Ach daß Du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Sähst ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldnen Ring in ihres Auges Nacht!
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Sähst Du die Sonne, die ein Flor getrübet,
Die heilige Sünderin, die ich geliebet!“ ꝛc.

Und bald sollte sie ihn in einen neuen Gewissenssturm stürzen.

An einem der ersten Julitage 1824 hörte er, daß Maria von neuem erschienen, im Angesichte der Stadt ohnmächtig geworden und von einem Studenten in die Stadt gebracht worden sei: krank, verlassen, in der höchsten Not. Sie scheint von Freiburg gekommen zu sein, wo sie ihren früheren Beschützer Münch, der inzwischen dort Professor geworden war, im Mai desselben Jahres aufgesucht hatte. Dieser stand damals zum zweiten Mal im Begriff, sich zu verheiraten und brachte sie daher in einem Gasthof als Beschließerin unter; „aber der Zudrang junger Herren, welche die mystische Schöne zu bewundern kamen und ihren seltsamen Reden zuhörten, führte zu ihrem abermaligen Verschwinden.“

Nun lag die Unglückliche in Tübingen; sie berief sich auf Mörike als den Einzigen, der sie kenne, und der für sie sprechen werde. Dieser freilich war auf das tiefste erschüttert, wie das Peregrinalied beweist, das, völlig verändert, jetzt als drittes in der Sammlung (S. 132 f.) steht; es trägt das Datum: 6. Juli 1824 und lautet, von Hartlaubs Hand geschrieben:

„Ein Irrsal kam in die Zaubergärten
Einer fast heiligen Liebe,
Und mit weinendem Blick
Hieß ich das zauberhafte, schlanke Mädchen
Fern von mir gehen.
Und ihre weiße Stirn,
Drinnen ein schöner, sündhafter Wahnsinn
Aus dem dunklen Auge blickte,
War gesenkt, denn sie liebte mich.
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue,
Stille Welt hinaus.

Von der Zeit an
Kamen mir Träume voll schöner Trübe
Wie gesponnen auf Silbergrund,
Wußte nimmer, wie mir geschah —
Und war seliger, leidender Krankheit voll.
Oft in den Träumen zog sich ein Vorhang
Finster und groß ins Unendliche
Zwischen mich und die dunkle Welt,
Hinter ihm ahnt' eine Haide ich,
Hinter ihm hört' ich's mit einem Mal
Halb verhalten wie Nachtwindsausen,
Auch die Falten des Vorhangs
Fingen bald im Sturm an sich zu regen,
Gleich einer Ahnung strich es dahinter;
Ruhig blieb ich und bange doch,
Immer leiser wurde der Haidesturm.
Sieh' da kams!
Aus einer Spalte des Vorhangs
Zuckte plötzlich der Kopf des Zaubermädchens,
Lieblich war es und doch so beängstigend,
Soll ich die Hand ihr geben
In ihre weiße Hand,
Bittet ihr Auge nicht
Sagend: Da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt?"

Samstag, den 10. Juli wurde Mörike zu einer hochangesehenen Dame, Frln. v. T., gerufen, die sich des Mädchens annehmen wolle, wenn sie es verdiene. Als Eduard sich zu dieser aufmachen wollte, brach ein furchtbares Unwetter aus: erhoben und gestärkt durch diesen Sturm der Elemente, begab er sich zu jener Dame und schilderte ihr das Mädchen und seine Lage Frln. v. T, erklärte, sie sehen und ihr helfen zu wollen, selbst wenn sie ihren Ruf aufs Spiel setze. Vor allem wurde nun Vorkehrung getroffen, daß keine Studenten mehr zu ihr dringen konnten; nur die Doktoren T. und Gm. sollten sie besuchen, und von den Jüngeren nur Flad, der auch einmal mit Mörike bei ihr war. Unterdessen war auch das Interesse der Frauen rege geworden, bei deren Zusammenkunft beschlossen wurde, die Irrende in den Schutz ihrer Familie, oder, wenn dies nicht gelingen sollte, in ein gutes Haus auf dem Lande zu bringen.

An demselben Tage, an dem Mörike jene Besprechung hatte, schrieb Bauer, dem Wunsche des Freundes entsprechend, an Luise: Eduard müsse nach Hause, er reibe sich sonst auf. Nachdem die Mutter verständigt war, reiste Eduard, von Bauer und Mährlen begleitet, nach Stuttgart, wo er mit den Freunden am 16. Juli eintraf: krank an Leib und Seele. „Ich muß nach Hause," hatte er zu Bauer gesagt und dieser hatte geantwortet: „Ja, Du mußt."

Luise hatte große Besorgnis wegen des Gemütszustandes und der sehr gedrückten Stimmung, die bei Eduard zu erwarten stand; sie war überrascht, daß das Gegenteil der Fall war, und schrieb in ihr Tagebuch: „Er ist heiter und mitteilend wie noch nie und läßt sich willig alles gefallen. Was ihn und uns allein hauptsächlich beunruhigt, ist sein Gesundheitszustand. Sch. (Medizinalrath Schelling) nimmt das Leiden, das sich schon bei ihm als Kind zeigte, keineswegs leicht". So mußte er sich denn einer längeren Badekur unterziehen.

In seinem Innern sah es oft über die Maßen traurig aus. Da er vor Luise auch in diesem Punkte nunmehr kein Geheimnis mehr hatte, wird man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man ihr Tagebuch zu Rate zieht. „Seine Maria, schreibt sie am 24. 7. 1824, war tot! Sie lebte himmlisch rein und fleckenlos wie immer in seinem Herzen und war mit der wahren lebenden beinahe zu einem Bilde verschmolzen. Diese erschien nun wieder ohne den Heiligenschein der ersten Begegnung." Luise wunderte sich, daß der Bruder trotz „der höchsten Befangenheit" schon so klar urteilte und fein unterschied. Besonders lieb war es ihr auch, daß „der bessere Teil der Tübinger Gesellschaft sein Verhältnis zu Maria in dem schönen Lichte ansehen mußte, in dem allein es Eduard aufgefaßt" hatte. Maria war in seinen Darlegungen „zwar wahr aber mit so schönen poetischen Farben gemalt, daß man ihre Verirrung nicht ohne die schmerzlichste Wehmut fühlen konnte." Sie war zwar nach Luisens Meinung „ein von Grund aus verwahrlostes, durch Selbsttäuschung und Eitelkeit verführtes, aber in ihrer Traurigkeit und dem kraftlosen Streben nach etwas Besserem unendlich rührendes Geschöpf, voll süßer, stiller Reize und kindlicher Natur."

„Die arme Ruhe- und Heimatlose!" ruft sie aus. Eduards Behandlung im Hause vergleicht die Schwester mit der eines kranken Kindes und zwar „eines recht verwöhnten." „Seine Freunde," schreibt sie, „behandeln ihn mit einer solchen Schonung, einer Zärtlichkeit und einer Nachsicht, schon in gesunden Tagen, wie sich kaum von unserem Geschlecht erwarten läßt."

Alle Versuche, ihn zum Spazierengehen zu bringen, scheiterten; nur in einen benachbarten Garten ging er mit ihr und las ihr vor, einmal auch

Goethes Wahlverwandtschaften, obgleich die Schwester dazu nur ungern ihr Ohr lieh.

Am 10. August erhielt er einen Brief von Flad aus Tübingen, der schreibt, wie viel er in der letzten Zeit wegen Marias gelitten; er legte zugleich einen Brief Marias an ihn (Flad) und seine Antwort bei. Im Publikum, schreibt er, sei sie aus der unschuldigen Leidenden eine schöne Büßerin geworden; wenn man sie nur flüchtig ansehe, spüre man schon „Amors Biß“. Dr. Gm. habe eine Handarbeit von ihr erhalten, die er überall zeige, und er rühme sich dieser Gunst; der Versuch desselben Mannes, sie in sein Haus aufzunehmen, sei an dem Widerstande seiner Frau gescheitert.

Nachdem Mitte August in Stuttgart eine bessere Wohnung bezogen war die einen nahe am Walde gelegenen Garten mit einem „Waldhäuschen“ bot, hatte Eduard in letzterem einen Lieblingsplatz gefunden, wo er sich häuslich einrichtete, las, schrieb und mit Luise über Maria sprach. Am Tag nach dem Einzug, also wohl am 16., schrieb er jenen bekannten Brief an Waiblinger: Es ist zuweilen höchst angenehm, „wenn der Tag recht früh mit Flößer-Stiefeln naß und melancholisch angerückt kommt. Dieser und dadurch gewissermaßen unser eignes Wesen scheint dann einen bestimmten, geruhigen Charakter zu bekommen; das Leben scheint selber, wie das Grün von Bergen und Bäumen, auf diesem sanften, aschgrauen Grund erst recht beachtenswert und sonnig. Unser Innerliches sieht sich sonderbar geborgen und guckt wie ein Kind, das sich, mit verhaltenem Jauchzen vor dem nassen Ungetüm draußen, versteckt, mit hellen Augen durchs Vorhängl, bald aus jenem, bald aus diesem vergnügten Winkelchen.“ Wenn der Freund bei ihm wäre, würde ihm jenes Kind auch liebreich ins Gesicht sehen. „Aber das Kind schien Dir — mit einer Verwandlung jedoch — bekannt und einer jener versunkenen Gestalten ähnlich zu sein, doch nicht sowohl körperlich, außer einer blauen sanften Ader, die an den Schläfen durchscheint. Es redet nicht, und bittet Dich stille, daß Du es zu Dir nehmen, heimlich bei Dir behalten sollst: und aus den Augen, wo Heiterkeit und Trauer in einer einzigen, schon geweinten Thräne längst begraben und untergegangen sind, und wo nur noch Stille und Ruhe und Klarheit wohnen, siehst du manchmal in der hintersten Tiefe das Gewebe eines zweiten Traumes hervorblicken, eine wundervolle, geheime Rückwandlung in ein schon Gewesenes!“ — Er klagt dann über seinen gegenwärtigen inneren Zustand und besonders den peinlichen Zug, daß ihm alles, was jetzt von außen an ihn herantrete, das entsetzlichste, bangste Unbehagen errege, er lebe deshalb nur unter den Seinen, „wo mich nichts verletzt, auch nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang

meines inneren Wesens heraus stört und zwingt." Seine beiden Schwestern seien sein Umgang. Wie die ältere einen starken suggestiven Einfluß auf ihn ausübe, so er auf Klärchen, die jüngere, mit der er sich immer umtreibe. Neulich hatten sie beide, berichtet er dem Freunde, eine Spinne beobachtet, und Klärchen sang ein Kinderliedchen; und so oft sie es sang, rührte die Spinne die Füßchen wie zum Takte. „Zu guter letzt zerriß ich — eben wie der Sichere — durch eine unvorsichtige Bewegung das Gespinnst, eine Sünde, die wir durch unaufhörliches Mückenfangen für die Spinne wieder gut zu machen trachteten . . . . „Gelt Du, sagte da Klärchen, jetzt hat sie vielleicht wieder Speichel sammeln können, daß sie Fäden zieht? Du, thät sie uns wohl danken, wenn sie schwätzen könnt?" Ich machte ihr natürlich weis, daß wirs durch Unterricht wohl zum Reden mit ihr bringen könnten! Kl.: Aber wie fangen wirs denn mit ihr an? Und nun ging sie hin und rief laut: Sag: Dank!" —

Bald traf Eduard neues schweres Leid: am 19. August verschied plötzlich infolge eines Schlaganfalls sein heißgeliebter Bruder August im Alter von 18 Jahren; und um dieselbe Zeit mußte er die Verlobung seines lieben Bäschens Clara Neuffer vernehmen. —



Drei Freunde als ein Mann nach einer Zeichnung Mörikes.

Hartlaub, Flad, L. Bauer, Buttersack, Mährlen, Blumhardt waren alle Zeit Mörikes Tröster und gute Berater geblieben, aber auch der Versucher fehlte nicht: R. Lohbauer; doch ist der Dichter ihm nicht erlegen. Dieser scheint sich mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit der Liebe zu Maria Meyer hingegeben zu haben, wenigstens wird erzählt, daß Maria im Herbst 1824 nach Ludwigsburg gekommen sei und dort zeitweilig in der Familie Lohbauers Aufnahme gefunden habe.

Nachdem Eduard im Herbst 1824 mit gebesserter Gesundheit nach Tübingen zurückgekehrt war, nahm er die Studien wieder auf und suchte Erfrischung auf längeren Fußwanderungen, die er besonders im Winter mit den Freunden zu unternehmen liebte. Freilich mußte dann erst „Ein hochwürdiges Inspektorat" schriftlich gehorsamst gebeten werden. So geschah es auch, als er mit Mährlen und Bauer Weihnachten 1824 „eine Exkursion nach Kirchheim und auf die Teck" machte. Dabei wollten sie sich alle drei in einen Mantel stecken, um dann gleichsam als nur ein Mann „leichter durchzukommen". In einer hübschen Federzeichnung hat Mörike dieses Cerberus-Unternehmen verewigt.

In demselben Monat Dezember bat er um die Erlaubnis, in der Stadt wohnen zu dürfen, die ihm auch erteilt wurde. Am 15. April 1825 schreibt er darüber der Mutter, er habe jetzt eine schöne Wohnung am Neckar, in der Nähe einer Mühle, ein blaues, ziemlich großes Zimmer mit schöner Aussicht. In eben diesem Briefe befindet sich ein Satz, der wohl auf Maria gedeutet werden muß. „In mir," schreibt er, „hat die neue Berührung nichts im mindesten ändern können. Für die Zukunft bin ich — schon durch das mir heilige Versprechen an Euch — verwahrt; nur die Betrachtung, daß mir ein sonst teurer Trümmer, das Geheimnis einer schlimmen Vergangenheit, nun wie eine lebendige Leiche in meiner Nähe offen umgehen wird und von diesen und jenen betrachtet, — dieses darf mich allein kränken. Aber was thut Gewohnheit nicht?"

Vielleicht bezieht sich auf diese „neue Berührung" das letzte Peregrinalied (Ged. S. 134), das zuerst die Ueberschrift „Und wieder" trug.

„Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Thränen netzte sie der Füße Wunden.
Ach Peregrinen hab' ich so gefunden!"

Als er in die Osterferien heimkehrte, fand ihn Luise ruhiger und gesammelter als sie erwartet hatte, denn, meinte sie, er sei ein „allzu zärtlicher Arzt" bei seinen Leiden. Im „Waldhäuschen" wurde wieder geschwärmt, geschrieben, gelesen; auch las Eduard seiner Schwester wieder vor, z. B. Romeo und Julie, Othello ꝛc.

Vor Waiblinger mit seinem „verderblichen Kometenfeuer, mit seinem wüsten, schlammigen Leben" wie vor Lohbauer, der Eduard wiederholt Freundschaftsbündnisse ohne Erfolg angeboten hatte, warnte die kluge, sorgliche Schwester und riet ihm, sich in seinem Studium einen festen Halt zu schaffen, der seinem vielbewegten, lebhaften Geiste besonders nötig sei. Er folge zu sehr seinen Neigungen, warnte sie, und stehe zu oft unter der Gewalt des Augenblicks, auf dessen Gunst er sich zu sehr verlasse.

Unter dem Eindruck der zweiten Peregrinaerscheinung wollte Mörike diesen ganzen Stoff zu einer Tragödie gestalten, was er davon gedichtet, ließ er 1824 wieder in Rauch aufgehen, so daß aus dem Sommer 1824 außer den Peregrinaliedern nur der erste Entwurf zum „Feuerreiter" vollendet und erhalten wurde, der auf dem Rasenplatz bei dem Philosophenbrunnen entstand.

Im Sommer 1825 nahm er die Naturgänge wieder auf. An einem

herrlichen Morgen, um Jakobi, führte Mörike den lieben Freund Bauer nach der Quelle links von der Reutlinger Straße und von dort in den Wald. Da blieb der Freund stehen und sagte: Wir sollten mit Zweigen eine Hütte bauen im Walde, und das sollte vorstellen, wie sich Leute eine Stadt bauen; wie möchte sie doch heißen? „Orplid", sagte Mörike sogleich und lud den Freund weiter ein, doch nachts zu ihm zu kommen, dann wollten sie Mährlens Klavier hinaustragen und in der Nacht auf freier Erde darauf spielen. Am selben Tage noch wurden viele Namen erfunden und die Gestalt der Insel „Orplid" so leicht hin entworfen: weit im Ozean lag sie, südwestlich von Südamerika, 70 Stdn. lang und 40 Stdn. breit, mit Gebirgen, einem Fluß; alles aber bevölkerten die Freunde mit Göttern, Helden und wunderbaren Geschichten. Aus diesen Keimen entstand dann das luftige Elfendrama, das er als „ein komisch-ernsthaftes Produkt" seinem Freunde Bauer zur Verherrlichung ihres phantastischen Orplidlebens und der „nächtlichen Eruptionen aus dem Stift" dichtete, schickte und später in seinen Roman aufnahm. Nun schauten die Freunde wieder in den lauen Sommernächten aus den Fenstern des Gartenhauses auf dem Oesterberge, aber als die „Orplid-Wächter". Auch der sichere Mann mit seinen Flößerstiefeln, Professor Sichere und Wispel mit seiner hüstelnden Stimme hatten Fleisch und Blut gewonnen und gehörten zum täglichen Umgange der Freunde.

An Mörikes Geburtstage machten die Freunde ihm diesmal eine besondere Freude, indem sie auf Käferles festlich erleuchtetem Zimmer Mozarts Don Juan aufführten. Hartlaub, der ein Meister auf dem Klavier war, und Käferle, der ausgezeichnet Cello spielte, waren die Seele des Unternehmens.

Sehr schwer trug Mörike an dem Weggang Bauers, der mit dem Herbst 1825 seine Universitätsstudien vollendet hatte und sogleich — mit 22 Jahren — die Hohenlohe'sche Präsentationspfarrei Ernsbach annahm und sich verheiratete. Seine Abwesenheit empfand Mörike um so schmerzlicher, als Buttersack schwer erkrankte, den der Freund nun Wochen lang pflegte. Da mußten, als der Freund sich in der Genesung befand, wie früher, die Stiftsabende damit zugebracht werden, daß man nach dem Abendessen in einer Ecke saß und rauchte, oder auf fremden Stuben die Runde machte, oder Karten spielte und etwas trank, oder in einem Hörsaal ein Quartett aufführte. Um diese Zeit war es wohl, daß er an Luise schrieb, ihr Brief habe ihn berührt wie Veilchenduft im März; und was sie ihm über die Demut geschrieben, habe ihn „einen Augenblick die Wonne einer himmlischen, unbedingten Erniedrigung seiner selbst ahnen lassen", beinahe habe er sich zu dem Wahne verleitet, der Demut ganz mächtig

zu sein. „So sehr beschleicht die Eitelkeit, der Tod aller Religion, sogar den Augenblick, wo wir Gott das Opfer der reinsten Einfalt zu bringen im Begriffe sind, — jeder Wind spielt mit dem Rauche unserer Altäre, und wir sehen entmutigt in die tote Asche, die übrig bleibt."

Im Herbste hatte Eduard mit Hartlaub eine Tour nach Urach unternommen. Er habe, schreibt er der Schwester, in einer seltsamen Gefühlsverschränkung an seinen und Augusts letzten dortigen Aufenthalt unaufhörlich Thränen vergossen. „Die alten lieben Plätze liefen im Taumel an meinen Augen vorbei." Auch nach Seeburg wurde noch einmal gefahren. Beim Heimweg, auf der von Zigeunern viel betretenen Straße sei ihm eine Zigeunerin begegnet, die ihm einen sehr auffallenden Blick ins Gesicht geworfen. Da mögen ihm wieder Marias schwarze Locken und ihre lang bewimperten dunklen Augen erschienen sein, mit dem Wiederschein von Gold, das aus dem Grame ihres Herzens geschmolzen war, wie er im ersten Peregrinlied gesungen hat. Da vielleicht tauchte schon die Gestalt der Zigeunerin Elisabeth, die im Maler Nolten eine so verhängnisvolle Rolle spielt, in ihm auf. Blitzartig traten nämlich in seinem erhöhten Seelen leben solche Gestalten hervor und verbanden sich mit Erlebtem, oder gestalteten sich nach wunderbaren Erscheinungen, deren Realität ihm unzweifelhaft war.

So gewissenhaft und beinahe ängstlich er nämlich alles Wunderbare, das mit den Naturgesetzen in Widerspruch schien, auf seine Wirklichkeit prüfte, so überzeugt war er dann auch von dem, was er selbst gesehen, gehört und geprüft hatte. Dahin gehört auch folgender wunderbare Vorgang. In einer Nacht, als Mörike mit Bruckmann noch im Stift zusammen wohnte, — der Freund schlief nach seiner Gewohnheit tief und fest — „öffnete sich die Thüre, — so erzählt er — eine Frau in der Tracht des 16. Jahrhunderts, sorgfältig und reinlich gekleidet, trat herein, ging auf das Bett zu, wo Bruckmann lag, und beugte sich tief über den Schlummernden. Mörike blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Erscheinung. Er hatte Zeit, eine lebhafte Furcht, die ihn erfaßte und zittern machte, niederzukämpfen, sich zu vergewissern, ob er wache, nicht träume. Dann wandte er den Kopf unmutig der Wand zu, unwillig über die, durch jene aufdringliche Erscheinung hervorgerufene Störung aller gesetzlichen Reihen der Natur und Vernunft. Bald aber schämte er sich vor sich selbst, daß er sich abgewandt hatte; war er doch frei von Angst, bei klarer Besinnung, seiner Gedanken und Sinne Meister. Darum, schnell, drehte er den Kopf wieder herum und erblickte nun die Frau an seinem Bette, ein unendlich sanftes und edles Angesicht, das bleich aus dem weit in dasselbe hineinragenden Spitzenhäubchen hervorschaute, zu ihm niedergesenkt. Da habe ihn ein Gefühl, selig und beruhigend, ergriffen,

wie er vordem und seither keines je mehr empfunden, ein Friede sei über ihn gekommen, den er niemals vergessen werde. Die Erscheinung sei darauf geschieden, wie sie hereingetreten, schwebenden Schrittes, den Blick herzlich ihm zugewendet, der Lächeln und Sonnenstrahl zugleich war." —

Wie manche schlaflose Nacht hat schon damals der tieferregte Jüngling verwacht; wie manchmal trieb ihn damals schon die Furie der Schlaflosigkeit, die Agrypnia, in den sonnigen Sommermorgen wie in die dunkle eisige Winterfrühe. „O flaumenleichte Zeit der dunklen Frühe!" beginnt seine Gedichtsammlung. Ebenfalls aus dem Jahre 1825 ist der „Gesang zu Zweien in der Nacht" (Ged. S. 51 f.): „O holde Nacht, Du gehst mit leisem Tritt Auf schwarzem Sammt, Der nur am Tage grünt," und „Nachts" (S. 401) „Horch! auf der Erde feuchtem Grund gelegen Arbeitet schwer die Nacht der Dämmerung entgegen!"

Nach Bauers Weggang trat ihm Blumhardt noch näher als früher; in dem mir überlassenen Teil des Nachlasses befindet sich ein tagebuchartiger 32 Seiten langer, äußerst eng und klein geschriebener Brief Blumhardts aus dem Anfang des letzten Sommersemesters, dessen Grundstimmung ist: Wie stolz und glücklich bin ich von Dir geliebt zu werden! Blumhardt hieß im Mörike'schen Freundeskreise wegen seiner kindlichen Frische und Offenheit und seines naiven, nie erschütterten Glaubens, „das Kind". Dabei wurde er als klarer, scharfer Kopf geschätzt und nicht selten zum Berater gemacht. Mörike hatte schon längere Zeit Bedenken, ob sich sein Dichten mit seinem geistlichen Berufe vertrüge. Blumhardt schreibt ihm darüber: „Magst Du der Poesie noch so viel Zeit und Mühe schenken, wenn es der Sache Gottes wahrhaft gilt, so hast Du erfüllt, was Gott von Dir fordert." Der Freund möge also ruhig sein, denn er wisse ja, daß die Poesie von Gott komme und Eduard auch zu Gottes Verherrlichung verliehen sei. „Siehst Du nun, wie auch die Poesie in der letzten Todesstunde Dir helfen kann?" Und, fügte er hinzu, wie hängen sie alle an Dir, die Freunde, Mährlen, Buttersack, Nast, Flad, Albert Rheinwald, Nagel ꝛc. Und Flad schreibt ihm: „Wie soll ich meinem Gott danken, daß er Dich mir zum Freunde gegeben hat, Dich, lieber, trauter, heißgeliebter; nicht durch Bande des Blutes bin ich mit Dir verbunden, sondern durch Verwandtschaft des Geistes und nunmehr auch durch die Einheit des Glaubens."

Es ist noch ein Blättchen vorhanden, auf dem Flad dem Freunde schreibt: „O wie freudig wirst Du nach Jahren auf Deine Jugend zurückschauen, wenn Du sie nicht wie andere durchtobt hast, wenn Du nicht so elend und ärmlich Deinem Herrn die letzten Jahre gleichsam aus Angst zum Totenopfer geweiht

hast. Ja weihe Deinem Heiland, der Dich mit seinem teuren Blute erkauft hat, Dein ganzes Leben, auch die Jugend. Lerne ihn im Gebet immer mehr und mehr kennen, das Gebet ist Lebensluft für den Christen, ohne sie würde er in der Stickluft des Lebens verschmachten" ꝛc.

Solche und andere formlose Mitteilungen hießen schon damals unter den Freunden „Musterkärtchen", deren noch manche erhalten sind.

Sehr schmerzlich war für Mörike der, wenn auch vorübergehende, Bruch mit dem alten Jugendfreunde Hermann Hardegg, der durch jenen bösen „Dämon" (Lohbauer?) herbeigeführt sei. —

Nachdem die Mutter im Februar 1826 ihren Wittwensitz nach Nürtingen, wohin sie so viele Familienbeziehungen zogen, verlegt hatte, verlebte Mörike seine letzten akademischen Ferien in dieser ihm so heimisch-lieben Umgebung. Von dort schreibt er an Hartlaub, indem er ihn hier zum ersten Male als „liebster Wilhelm" anredet und meint, damit würde Hartlaub an einer Stelle angerührt, wo er das Kitzeln nicht gewohnt sei, „aber schöne Vornamen sind ja eine Art seltener Pflanzen, die die Eigenart haben, bloß in der Vakanz zu blühen, und da muß man ihrer genießen." Mit freudiger Erregung steht er wieder vor dem alten Lindenbaum bei der Kirche, „der in meinem Herzen, als es noch klein war, seine Wurzeln hatte." So habe er immer damit zu thun, dem Kinde die Thränen aus den Augen zu wischen. Gar wohl habe ihm gethan, daß „das Blumhärtdle" ein paar Tage bei ihnen zugebracht habe.

Mit Waiblinger war das Verhältnis aller Mörikefreunde immer unfreundlicher geworden; er war ganz in seinen leidenschaftlichen und sinnlichen Charakter versunken, sprach mit den alten Freunden nichts mehr, sondern suchte sich durch schnöde Bemerkungen an seiner Umgebung zu rächen; so hatte er während der Kirche einen gefragt, ob Golgatha bayrisch sei. Mörike selbst befand sich gar nicht wohl, er ließ sich wiederholt Blutegel setzen, um „dem kochenden Kopf zu helfen", denn „Schlagflüsse liegen in unserer Familie. Ja, wenn diese nur schnurstracks in den Acheron führten!" Als Mährlen im Sommer nach Ulm gereist war, schreibt er ihm aus dem Kolleg, wenn er nur mit ihm auf dem Ulmer Münsterkranz sitzen und den Riesenknopf zwischen den Zähnen haben könne „wie Papageno sein Schloß, und ebenso wenig schwätzen, bloß gucken — und Ha! Ha! Ha! Denn so geht die Welt, wenn man sie von einem Turme herab sieht."

Schrecklich war ihm besonders an einem Abend das unmäßig lange Vorlesen beim Thee; dann grübelte er über seinen Körperzustand: plötzlich fühlte

er August neben sich, „beinahe das erste Mal ohne Schmerz, beinahe das erste Mal mit der Gewißheit des Wiedersehens." —

Dazwischen schrieb Freund Bauer seine frischen, begeisterten Briefe: Eduard müsse zu ihm kommen, dann wollten sie in dem benachbarten Schlosse wohnen und in einem Zimmer, „wo man, wenn man allein ist, sich zu Tode bängeln kann." Hohenstaufen-Dramen muß auch der Eduard machen, und dann wollen sie sich ihre Sachen vorlesen: „wir müssen uns noch lieber kriegen, wenn wir an einem Stücke Holz drechseln" Auch wollen sie die alten Kaiserpfalzen sehen und an den Rhein wandern, „an den lieben vaterländischen Fluß, und vor Freude von seinem grünen Wasser saufen und einkehren in den ältesten Kneipen und fragen nach den ältesten Leuten uud lassen uns die ältesten Dinge erzählen." Oder er schwärmt von ihrem Pfeil- und Bogenschießen, als die Myrmidonen starben, und ihnen die Sonne Homers leuchtete in der heiligen Frühe, auf dem Berge hinter der Ammer, wo Orplid geboren wurde. —

Mörikes außergewöhnlich reiche, vielseitige und herzenswarme Natur macht es erklärlich, daß ihn ein Kranz von Freunden umgab, seine Treue und Liebenswürdigkeit, sein schlichtes, offenes, sofort Zutrauen erweckendes Wesen, die magnetische Anziehungskraft seines dichterischen Genies hielt diesen Kranz so zusammen, daß nur selten eine stärkere Trübung das Verhältnis der Freunde zu einander störte. Und wenn in dem Briefwechsel zeitweise der eine Freund besonders hervortritt, so darf daraus keine ungünstige Folgerung für Mörikes Verhältnis zu den anderen Freunden gezogen werden. In der Peregrinaperiode tritt Bauer, wie es scheint, in den Brennpunkt mit seinem weichen, poetischen und so fröhlichen Gemüte, mit dem treuen Herzen, dessen Liebessehnen schon seine Erfüllung gefunden hatte. Nach Bauers Abgang von der Universität tritt, wie bemerkt, Blumhardt stärker hervor; wie oft war er mit seinem nie erschütterten Glauben, mit seinem frischen, offenen Kindersinn, seinem klaren Verstand und schlichten Wesen dem Freunde ein Beichtiger und Nothelfer. Und als der Dichter immer mehr an seinem pastoralen Berufe irre wurde und sich eine andere Stellung im bürgerlichen Leben zu erkämpfen suchte, da trat Mährlen, der starke, klare, entschlossene und zielbewußte Freund, hervor, der ebenfalls dem Kirchenmantel entschlüpfen wollte. Aber in all diesen Wandlungen blieben Kauffmann, Hardegg, Käferle und Jung die Ludwigsburger Schulfreunde, blieben Buttersack und Bruckmann die lieben Kameraden, blieb Flad der sanfte, fromme Seelenführer und Hartlaub der Lebensfreund. Die andern Freunde hatten durchweg nur Teil an einzelnen Seiten des Dichters, Hartlaub stand allein mit ihm in engster, innigster Wesensgemeinschaft, das

Verhältnis zu ihm war das Grund- und Leitmotiv des Ganzen. Hartlaub sah in dem Freunde die Verkörperung der Poesie, die er in seinem tiefen, echten Kunstverständnis als eine himmlische Gabe, als ein Sternenlicht in dieser dunklen Welt verehrte; Mörike sah in Hartlaub die Erfüllung seines musikalischen Sehnens und Bedürfens und fand in ihm ein künstlerisches Verständnis und Feingefühl, das nur von der schwärmerischen, hingebenden Liebe dieses Lebensfreundes erreicht wurde.

Die Tübinger Zeit ging ihrem Ende zu. In der Selbstbiographie hat Mörike sie kurz so charakterisiert. „Wenn ich mich dort in einem kleinen Kreise von gleichgesinnten Freunden zurückgezogen hielt, so wurde ich dadurch vielleicht von einer Seite vor manchen Abwegen bewahrt, von der andern aber waren mir solche doch nicht abgeschnitten, denn meine geistigen Bestrebungen, obwohl ich damit auch nur das Beste was in meiner Natur gelegen schien, auf eigne Hand und Rechnung zu entwickeln, unwiderstehlich angetrieben war, drohten mich von meiner Bestimmung eher ab- als ihr entgegenzuführen. Daß ich aber diesem Studium dennoch niemals entfremdet, vielmehr ihm in der Folge wieder völlig zugewendet wurde, verdanke ich, nächst der Beschränkung meiner äußeren Verhältnisse, nächst den wiederholten Mahnungen jenes Stuttgarter Oheims, vorzüglich dem Umgang und der leisen Leitung eines vertrauten Freundes (Flad), an welchem späterhin die Kirche einen von Jesu Evangelium innigst durchdrungenen Diener durch seinen frühen Tod verlor."

Wie er hier seinem Freunde Flad, der schon 1830 starb, ein Denkmal gesetzt hat, so im folgenden seinem Bruder August, den „die Ueberfülle der Gesundheit, ohne irgend einen Vorboten der Gefahr tötete", und der nicht minder geliebten Schwester Luise, die „sichtbar längere Zeit dahin welkte." „Von ihr darf ich bekennen, daß sie mir in vorzüglichem Sinne angehörte; von wie mancher Thorheit, mancher Uebereilung hielt sie mich zurück; wie sehr war ihre ruhige Klarheit, ihre liebliche Hoheit geeignet, auch über die jüngeren Geschwister eine wohlthätige Herrschaft auszuüben und sich in jeder häuslichen Pflicht an die Seite der Mutter zu stellen!" —

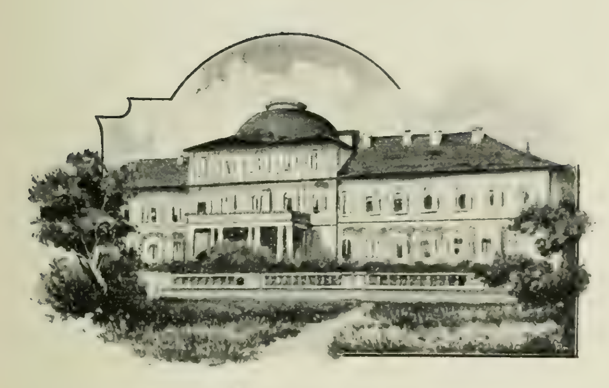
Die Verhältnisse in Tübingen gaben besonders infolge der vielen Streitigkeiten der Studenten untereinander — auch die Stiftler fochten Duelle gegeneinander aus — der Regierung den Anlaß, die ganze Strafgewalt über die Studenten in die Hand eines königlichen Kommissars zu legen, der Ende November 1825 mit 20 Landjägern in die Universitätsstadt einzog. Mörike und seine Freunde hatten sich von dem ganzen Treiben ferngehalten und wurden daher auch nicht von dieser Maßregel berührt.

Nachdem Waiblinger schon im Jahre 1824 vom Oberstudienrat mit Entlassung aus dem Stift bedroht worden, wurde dieselbe am 25. September 1826 verfügt „in Betracht seiner beharrlichen Unordnungen und seiner gänzlichen Vernachlässigung der bestimmungsmäßigen Studien.“ Alle übrigen Studenten der Promotion wurden für die Zulassung zur theologischen Prüfung vorgeschlagen, deren Beginn auf den 17. Oktober 1826 angesetzt war. Mörike, der zum Schluß das Zeugnis erhielt, daß „sein sittliches Betragen wie auch sein Fleiß lobenswert“ sei, wurde zum Vikariat zugelassen und mit neun anderen zur baldigen Verwendung empfohlen, da „nach ihren häuslichen Verhältnissen ein baldiges Unterkommen“ für sie besonders wünschenswert sei.

Nun gings ans letzte Abschiednehmen: Auf dem Schloß, dem Oesterberge und in der Stadt, zumal bei der Beckbeckin, der Tobiasin, im Lamm und im Hades.

Da war wohl schon erklungen „der Gesang der Räuber: Jung Volker das ist unser Räuberhauptmann“ und das schmetternde „Jung Volkers Lied.“ Und in leiser Wehmut entrang sich seiner Brust der „Nachklang“ (Ged. S. 403) zu Lust und Leid an der zauberhaften Büßerin. In der schönen Schwester reine Seele will er diesen unverdienten Gram versenken,

„Daß er wie ein Leichnam sei im Grabe,
Drin sie ihn zurechte würde legen,
Und sie spräche über ihn den Segen,
Ach, auf daß ich fortan Ruhe habe!
Denn so lang ich mag die Hoffnung hegen,
Jenes Bild, das längst für mich verschieden,
Könnte mir noch holden Gruß entbieten,
Will mich nichts zur Freude mehr bewegen.



Schloß Hohenheim,
in dessen Anlagen Teile des „Maler Nolten"
entstanden.

Viertes Kapitel.

In Sturm und Drang.

1826–1834.

Den acht Lehrjahren in Urach und Tübingen sollten nun acht Wanderjahre folgen. Diesen Lebensabschnitt hat der Dichter selbst als seine Sturm- und Drangzeit bezeichnet. Und sie war es in vollem Maße.

Nachdem in der zweiten Hälfte des Oktobers das theologische Examen in Stuttgart bestanden war, begann die Wartezeit in Nürtingen bei Mutter und Geschwistern. Zunächst freilich hatte ihm die Mutter noch eine kurze „Gnadenfrist" ausgewirkt, von einer längeren wollte Onkel Georgii nichts wissen, und so mußte der theologische Kandidat gefaßt sein, „jeden Tag verschickt" zu werden. Besuche, Lektüre, besonders Goethes, auch E. T. A. Hoffmanns, Briefschreiben und ein wenig Kindertheater unterbrachen die Spannung des Wartens. Dem zehnjährigen Clärchen führte er das Rotkäppchen dramatisch auf; aber die schwere Sorge um die kranke Schwester Luise ließ keine Freude aufkommen. Auch die Sehnsucht nach Tübingen, wo noch Mährlen und andere Freunde zurückgeblieben waren, hob seine Stimmung nicht und ließ ihn nicht aus „den Empfindungen eines Verabschiedeten" herauskommen. Mit Wehmut schreibt er darüber an Mährlen und erwartet seine „Truhe", „Jean Paul würde sagen:

Der schwarze Sarg meiner Mittelstädter Tage — die Puppe, aus deren Eingeweiden, den Büchern, ein fertiger Dorfvikar auf den kurzen Fittigen der Ueberschläge als ein schöner Trauermantel (papilio tragicus. Linné) hervorkommen wird." Anfangs Dezember konnte er dem Freunde mitteilen, daß „das Consistorium endlich doch den sicheren Winkel ausgespürt hat, in den ich mein Schiff gelegt hatte." Das Dekret ist da, er muß nach Oberboihingen, ½ Stde. von Nürtingen. „Ich machte", schreibt er, „über diesen Aspekten, so freundlich sie aussehen, weder ein gutes, noch ein saures, sondern lediglich ein Schafsgesicht." Denn dort lag die ganze Flut der Geschäfte — jeden Sonntag z. B. drei Gottesdienste — allein auf dem Vikar, da der Pfarrer von 80 Jahren so viel „als ein Kind" war. Daß er in seiner geschwächten Gesundheit dieser Stellung nicht gewachsen sei, zumal für den Winter, stand ihm außer Zweifel. Er mußte aber nach Oberboihingen, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit. Nachdem das Consistorium den Mißgriff erkannt hatte, schickte es Mörike als Vikar zu dem Pfarrer Gmelin in Möhringen auf den Fildern, wo er kurz vor Weihnachten eintraf.

Dieser ausgedehnte Ort liegt — etwa in der Mitte zwischen Nürtingen und Stuttgart —, auf der fruchtbaren Hochfläche, Filder genannt, die sich südöstlich von der Hauptstadt hinzieht und jetzt von der Filder-Bahn durchschnitten wird. Bei der stattlichen Kirche stand das Pfarrhaus, hinter dem ein großer, modern angelegter Garten mit Hütten und Lauben sich bis zu einer stillen Wiese mit Apfelbäumen ausdehnte, in deren Mitte der neue Gottesacker angelegt war. Wo Wiese und Garten an einander grenzten, lag auf einem Hügel eine halbrunde, weiß gegitterte Hütte mit Strohdach. Da konnte man nur Dinge wie den „Sommernachtstraum" lesen und, wenn der Wind darnach war, das Achtuhr-Getrommel in Stuttgart erlauschen. Der Herr Vikar war zu ebener Erde in einem großen freundlichen Zimmer des geräumigen Pfarrhauses wohl untergebracht; eines von seinen Fenstern führte auf ein kleines Gärtchen, das er sogleich zur Anlegung eines Finkenheerdes benutzte. Neben seinem Zimmer hatte man ihm noch ein kleines Kabinet für seine Vogelmenagerie eingeräumt, die einmal bis auf 16 Insassen stieg: Wachteln, Rebhühner, Singvögel und 1 Star, sein trauter Genosse und Freund. Die komische Einfalt und herzige Naseweisheit des Tierchens rührte seinen Herrn oft zu Thränen und bewegte sein Herz bis in die Träume. Aber auch an guten Menschen fehlte es ihm in seiner nächsten Umgebung nicht. Seine lieben Pfarrleute thaten ihm, was an den Augen abzusehen war; mit dem Sohne des Hauses, den er zu unterrichten hatte, lebte er in einer angenehmen Mischung von Kameradschaft, Vertraulichkeit und Fröhlich-

keit; Freund Nagel war als Vikar in nächster Nähe thätig, und Buttersack kam ebenfalls in die Nachbarschaft, freilich den lieben Hartlaub und den treuen Mährlen vermißte er überall. Wie oft schaute er im Sonnenlicht wie in der Dämmerung und im Mondenschein die Straße entlang, ob nicht der Freunde Einer von Tübingen hergewandert käme. Umsonst. Ein „Spaziergang“ nach Stuttgart mochte ihn dann trösten; auch versah ihn wohl die Frau Pfarrer mit Haustrost: so sandte sie ihm einmal ein Büchlein, das möge er ja geschwind lesen, es sei vom Herrn Geheimen Rat. Und was war der Schatz? Schriften von H. Clauren, 4. Band. „En famille“ war es dem jungen Poeten ganz behaglich bei den trefflichen Pfarrleuten, aber den großen, faden Kaffeegesellschaften entrann er gar gern, zumal wenn der liebe Bernhauser Onkel ihn zum Baron von Jan, der in Möhringen wohnte, rufen ließ, und der junge Poet die „herzige Frau v. Killinger“, des Barons Tochter, wieder sehen konnte, die ihm aus seiner Knabenzeit noch in so wohlriechender Erinnerung stand. Und wie wohl that es ihm, daß er auch von außen Mittel erhielt, um das bange Gefühl der Vereinsamung und des Verabschiedetseins zu bekämpfen. So erfreute ihn ein Brief Waiblingers aus Rom, obgleich er dem Boten 35 Kr. bezahlen mußte. Sieben Wochen war Waiblinger damals schon in Rom gewesen, und wenn er auch schon eine „Frau“ hatte und so, wie er rühmte, Schwager eines Lords geworden war, so vermisse er doch die Mädchen Deutschlands. Zurückkehren könne er nicht, er werde wohl in Rom sterben. Lebhaften persönlichen und brieflichen Verkehr unterhielt Mörike nach allen Seiten, auch um Gegenwart und Vergangenheit mit einander fester zu verbinden; schrieb er doch auf die erste Seite seines Tagebuch-Kalenders vom Jahre 1827:

Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich noch derselbe bin;
Will man mich im ganzen fragen,
Sag' ich: ja, so ist mein Sinn.

Nachdem der neue Vikar Weihnachten seine erste Predigt in Möhringen gehalten — er brauchte hier nicht jeden Sonntag zu predigen, hatte aber regelmäßig Kinderlehre und Begräbnisse — und sich in seine neue Stellung gefunden hatte, entschloß er sich eine Posse zu schreiben, „Verlegungsposse“ genannt; er beendigte sie schnell, las sie schon am 21. Januar in Bernhausen vor, wo sie der Onkel zwar „mit Verwunderung, doch mit sichtbarer Bedenklichkeit“ vernahm. Am folgenden Tag war er mit dem Onkel nach Nürtingen gefahren und las sie abends den Seinigen auch vor; aber ehe er noch nach deren Meinung über

die Möglichkeit einer Publikation fragen konnte, bestürmte ihn die Mutter mit den inständigsten Bitten, sie doch zu unterlassen. Als guter Sohn versprach er alles, aber beim Abschied wollte ihm „lieb Mütterlein“ doch das Manuskript zur Sicherheit aus der Rocktasche nehmen; als ihm das nicht gelang, wurden die guten Entschlüsse des Dichtersohnes durch ein Geschenk von zwei Gulden gestärkt. Diese Arbeit ist ebenfalls verloren gegangen. Schwere Sorgen erregte dem treuen Bruder das Wesen und Aussehen der Schwester Luise, die er nur mit sehr geringem Erfolge zur Heiterkeit zu bringen suchte. Auch Theaterscenen führte er auf, zuletzt erschien er bei einer Makbeth-Scene mit überkreidetem Gesichte und winkte als Geist Luise scherzhaft zu, die den Wink mit einem bedeutungsvollen Ja! Ja! zurückgab. Bei dem sehr lebhaften und dramatisch stark bewegten Traumleben Mörikes konnte es nicht ausbleiben, daß auch Luise in demselben keine geringe Rolle spielte; so träumte er Mitte Februar von ihrer Hochzeit, die in großer Pracht und Unheimlichkeit verlaufen war.

Rastlos thätig war seine schöpferische Phantasie: im Februar und März beschäftigte er sich wieder „mit der angefangenen Oper Ahasverus“, obgleich er schon lange „von einer unerklärlichen Art von Müdigkeit“, zumal abends und morgens, niedergedrückt wurde. Seiner Erregung über den kläglichen Tod eines Vogels im Meisen-Schlag durch seinen Zögling Fritz machte er sogleich in dem Gedichte „Unser Fritz“ (Ged. S. 302) energisch Luft.

Ein Todesfall im Hause des Barons von Jan brachte ihn diesem und der „schönen Killinger“ noch näher. Der alte Herr scheint Gefallen an ihm gefunden zu haben, denn er zog ihn zu Ausfahrten und öfterem Umgang heran. Der junge Poet fand in ihm einen höchst interessanten, vielerfahrenen Mann von gewandter Umgangsart. Da traf ein neuer Schlag, lang befürchtet und doch unerwartet, das noch wunde Herz Mörikes: Samstag, den 31. März, Morgens um 4 Uhr, nach vielfältigen und auch in ihrer schwachen Stimme noch unbeschreiblich wohllautenden Gebeten, Liederversen, traulichen Liebkosungen an ihre Mutter hauchte die vielgeliebte, treue Schwester Luise ihren Geist aus, nachdem sie dem Bruder noch ihren letzten Willen in die Feder diktiert hatte. Sie hatte darin auch bestimmt, daß „die Sammlung an Papieren von und über Maria Meyer“ ihrer vertrauten Freundin Lotte Späth übergeben würde. Der Bruder fand sie mit einem schwarz-seidenen Bande zusammengebunden, wickelte sie ein und schickte sie versiegelt an jene.

Es dauerte einige Zeit, bis er dem geliebten Hartlaub von seinem Verlust und seiner Trauer schreiben konnte. Er lebte in einem Zustand innerer Leerheit, gegen den er mit aller Macht ankämpfte; doch lag in ihm ein wohl-

thätiger Schleier über dem Bewußtsein seines Verlustes. Die Gewißheit aber von der unerschütterten Liebe und Treue des Freundes, die ihm dieser durch einen Brief von neuem gegeben hatte, stärkte seinen Lebensmut. Sein Traumleben giebt nicht minder Zeugnis von der schmerzlichen Erregung seines Innern: Bruder August, so träumte er, sei wieder leibhaftig unter ihnen, er war nicht tot, die Mutter hatte ihn nur verborgen. „Meine Empfindung bei diesem Auftritt," schrieb er damals an Hartlaub, „wird mir künftig zum Maßstab des Wiedererkennens im Himmel dienen." — Die Frühlingstage lockten den wanderlustigen Vikar, der sich selbst „eine angebundene Ziege" nannte, wieder länger ins Freie. Mit Buttersack streifte er einen ganzen Tag in Wäldern und Thälern herum und gedachte der Freunde, litt an „Tübinger Heimweh" und lebte und webte in Uracher Erinnerungen. In den Maitagen des Jahres entstand jenes herrliche Gedicht „Besuch in Urach" (Ged. S. 35). Als er mit dem Abgang des Pfarrersohns in eine Apotheke in dem „guten Möhringen" entbehrlich wurde, kam er als Vikar nach Köngen am Neckar, 1½ Std von Nürtingen. Noch in Möhringen erhielt er herzliche Trostbriefe von Bauer und Hartlaub, der den Freund bittet, ihn nicht so unvermerkt aus der Hand gleiten zu lassen und ihm doch zu schreiben. Freilich soll er nur schreiben, wenn es ihm danach zu Mute ist, denn, fährt er fort, „ich kann warten, so geduldig und so unverwandten Blicks auf Dich bis Deiner mal wieder auf mich fällt." „Geliebter! Geliebter!" ruft er am Schlusse aus . . ., „und es erschien ein Engel vom Himmel und stärkte ihn, was ich mit heißer Sehnsucht für Dich erbitte und erflehe." Lebhaft von Gedanken über „poetische Produktionen" — „Alcibiades" nennt er — bewegt, schied er in der dritten Maiwoche von seinen guten Pfarrleuten — „uns Allen stand das Wasser in den Augen" — und siedelte nach Köngen über, wo er zum erstenmale auf Himmelfahrt predigte.

Das Pfarrhaus stand mit der Kirche und dem Schulhause isoliert auf einer beträchtlichen Anhöhe über dem stattlichen Dorfe. Von den vorderen Fenstern hatte man die reizende Aussicht auf die Ebene, Hügel und halbversteckte Ortschaften um Nürtingen, den ganz nahen Neckar in geschmeidigen und glänzenden Krümmungen mit der steinernen Brücke, auf der ein Gedenkstein für Herzog Ulrich angebracht ist, der hier bei einem Kampf mit dem Pferde in den Fluß gestürzt sein soll. Im Hintergrunde zieht eine große blaue Gebirgskette, in deren Mitte der Hohe-Neuffen emporragt. Die Gegend, die Leute im Hause, schrieb er damals an Hartlaub, sind alles ein ganz ander und feiner Korn als in Möhringen.

Wie dort hatte er auch hier unter seinem Fenster einen Garten, terrassenförmig und nach der mathematischen Liebhaberei des Pfarrers ganz „geometrisch

angelegt." Der Pfarrer war nicht bloß ein großer Mathematiker und Mechaniker — die kunstreiche Uhr im Wohnzimmer war sein Werk — sondern auch durchgebildeter Musiker. Mit seiner freundlichen, zartfühlenden Art, seiner sicheren Menschenkenntnis, seinem Sinn für Humor, — „auf dem Rücken eine kleine Anspielung auf Lichtenberg" — war er Mörike ein äußerst sympathischer Mann. Wehmütig wurde es dem neuen Vikar, als er hörte, daß sein Amtsvorgänger der war, der „Klärchen Neuffer glücklich macht", daß



Eduard Mörike.
Gezeichnet von Schreiner.

er nun auf seinem Tisch, mit seiner Tinte schrieb und zwischen „all seinen Effekten" saß, die noch herumlagen. Zum Geburtstag schickte er Hartlaub ein Blumenstück — eine Malerei von Luises Hand — das Gedicht auf Urach und eine Karte von Urach und seiner Umgebung. An des Freundes Geburtstag Morgens um 6 Uhr wollen sie „in Gedanken und per sympathiam einen Spaziergang nach Seeburg auf der Karte von Urach mit einander machen", von der er noch das ganz gleiche Exemplar besaß.

Auf seiner nunmehrigen Stelle war Mörike durch Amtsgeschäfte sehr stark in Anspruch genommen: im Juni hielt er 7 Predigten, bis Mitte August hatte

er es bereits auf 17 gebracht; sein „Verdruß über das Predigtwesen" steigerte sich. Wie er alle Arbeiten sehr gründlich vorbereitete — wenn er z. B. einem Freunde schreiben wollte, machte er sich vorher Aufzeichnungen —, bis in alle Einzelheiten überdachte und dann sauber und schön ausführte, so nahm er es auch mit der Predigt sehr ernst und genau. Es war ihm unmöglich ohne Stimmung eine solche auszuarbeiten; so kam es, daß er manchmal erst am letzten Tage oder in der letzten Nacht vor dem Predigttag das Thema erfaßte und die Disposition ausdachte. Bei seiner äußerst gewissenhaften und feinfühligen Natur war ihm dies peinlich, wie aus Bemerkungen in seinem Tagebuch-Kalender hervorgeht. Was Wunder, daß ihm zumal die portionenweise zugemessene homiletische Massenproduktion innerlich auf das äußerste widerstrebte. „Wo find ich Trost?" (Ged. S. 173) hieß es da. — Welche Freude war es für ihn, als Ende Juni Freund Mährlen kam und mit ihm nach Tübingen wanderte. Da wurden wieder die alten, lieben Plätze und Menschen aufgesucht; Lohbauer freilich, „meistens in bewundernder burschenschaftlicher Leibgarde-Umgebung," mied er, denn er fürchtete „ein poetisches Raisonnement" über Luises Tod, eine Gattung von Selbsterschöpfung, auf die, wie er sagte, er von jeher üble Reue empfunden habe.

In der inneren Unruhe, die ihm das Gefühl gab, von hunderttausend Haken und Häkchen hin und her gezerrt zu werden, wurde seine dichterische Kraft niedergehalten und gelangte selten zu einer reinen Aeußerung, wie in dem reizenden Gedicht „Charis und Penia" (S. 273). Es war ihm daher nicht unlieb, eine Anregung von außen zu erhalten. Sein Tübinger Bekannter Hetsch nämlich wollte die Theologie aufgeben und Musiker werden, er bat deshalb Mörike, ihm einen Text zu einem Singspiel von 1 Akt mit etwa 8 Liedern „nicht zu heiterer" Art zu dichten. Mörike sagte zu gegen das Versprechen, daß Hetsch keinem den Namen des Textdichters nennen werde und schickte ihm bis zum August den Text mit 5 Liedern. Als er aber erfuhr, daß Hetsch doch Bekannten gegenüber seinen Namen genannt habe, behielt er alles — er hatte es zu einer weitergehenden Bearbeitung wieder erhalten — und scheint es vernichtet zu haben. Von der früher begonnenen Oper Ahasverus scheint nichts übrig geblieben zu sein als der „Chor jüdischer Mädchen" (Ged. S. 95).

Um das Gleichgewicht seines Innern wieder herzustellen, oder doch über die peinliche Unruhe zeitweise hinauszukommen, scheute er auch Gewaltmärsche nicht, die die innere Spannung vorübergehend lösten. So berichtet er von einer tour forcée nach den herrlichen Reußensteiner Ruinen im Neidlinger Thale. „Als ich, erzählt er, auf dem ungeheuren spitzigen Felsen stand, über den Ab-

gründen der sonnenscheuen Wälder in die geöffnete Aussicht und in das Meer von Licht und Sonnenluft hinausblickte, hie und da einen Weih mit ruhig ausgelegten Schwingen sich der Willkür des Windes überlassen und so in den reinsten Linien auf und abbeugen sah, als hätte er Lust, seinen eigenen Leib in bloße Luft zerrinnen zu lassen: da hatte ich auch (wie Goethe) so eine Empfindung von „Was zieht mir das Herz so?"" Ja, was zieht mich hinaus? fragt er sich selbst und antwortet: „das, daß ich in dieser Art von Lebensweise und dieser Beschäftigung meine eigentliche und wahre Portion von Kräften doch nicht ungehindert, ja fast gar nicht in Wirkung kann treten lassen. Als Geistlicher, als Vikar besonders, ich meine als junger Prediger, steht unsereiner unter ganz besonderen lähmenden Gesangbuchseinflüssen." Er fühlte immer deutlicher, daß sein schöpferischer Drang sich damals mit dieser Art von Amt nicht vertrug. Bitter ruft er daher Mährlen zu: „Wir haben bisher die Stangen im Nebel gehabt und von Revolutionen gesprochen, wie die Burschenschaftler, bodenlos." Die Hoffnungen, die beide Freunde damals hatten, „die geistliche Laufbahn auf kürzere oder längere Zeit zu verlassen und indessen als Hofmeister, vielleicht in München, mehr einem besseren Talent leben zu können", wurde bald wieder zu Wasser.

Zum 25. August schrieb er in seinen Tagebuch-Kalender: „Verdruß über das Predigtwesen vielleicht auf dem höchsten." Es kam ihm so vor, als ob der Schulmeister des Ortes, als ob man sogar in Tübingen sich über sein Predigen aufhielt. Sollte es so sein, bemerkt er, so geschehe ihm Unrecht, und das „ist mir eine Beruhigung, das können aber nicht alle Leute wissen. Indessen ist es wahr, daß ich noch keine Predigt mit Zufriedenheit weder ausgearbeitet noch gehalten habe."

In der ersten Septemberwoche kam Friedrich Notter zu einem Verwandten, der das bei Köngen gelegene Schloß bewohnte, und traf im Pfarrhause mit Mörike zusammen. Man ward schnell einig, in dem großen, leerstehenden Saal des Schlosses Theater zu spielen. Als es aber zur Ausführung kommen sollte, konnte sich Mörike dazu doch nicht entschließen. Er fürchtete wohl mit Grund die geschäftige, aufbauschende Fama, die seiner Teilnahme auch an der kleinsten theatralischen Aufführung gefolgt wäre. Indessen war der Entschluß, die geistliche Laufbahn für die nächste Zeit aufzugeben, gefaßt, ihn gegen den Widerspruch der Verwandten aufrecht zu erhalten und durchzuführen, galt es nun; ein harter Kampf darum war ihm sicher. Zunächst fand er unerwartet da Hilfe, wo er Widerstand befürchtet und Widerspruch, wo er auf Zustimmung gehofft hatte. Nach einer sehr bewegten Unterredung mit seinem trefflichen

Pfarrer versprach dieser für ihn einzutreten, und hielt seine Absicht, vorerst eine Hofmeisterstelle anzunehmen, für durchaus zweckmäßig. „Wenn sich Ihnen, schloß der wohlmeinende Mann, in der Zwischenzeit die Gelegenheit zu einer anderen Bahn eröffnet, was sehr leicht möglich ist, gut und desto besser; aber halten Sie sich die Rückkehr zum geistlichen Stande immer offen! sollten Sie sich aber in der That wieder zu ihr entschließen müssen, so ist nur meine Besorgnis, daß es Ihnen leicht schwerer als jemals fallen möchte." „Dann bleibt nichts anderes übrig, erwiderte der Vikar, und ich werde wollen, weil ich alsdann die Notwendigkeit sehe." Und der Mutter schreibt er zugleich mit diesem Bericht . . . „und doch behaupte ich immer noch, daß meinem Gefühl im ganzen das geistliche Fach teuer bleibt und künftig kein Pfahl im Fleische sein wird." Der Onkel in Bernhausen wollte aber von der Hofmeisterei und Onkel Georgii überhaupt von dem ganzen Versuche nichts wissen. Am besten wäre, meinte damals der Dichter selbst, eine Bibliothekarstelle für ihn, darnach müsse vor allem gestrebt werden. Und nun bittet er die Mutter für ihn zu wirken. „Deine mütterliche Miene hat ja einen bekannten Zauber beim Konsistorium." „Ich sehe, schreibt er, mit den peinlichsten Gefühlen einem jeden Predigttag entgegen; mein guter Pfarrer brauchte den Ausdruck, er könne sich wohl vorstellen, daß der Sonntag schon am Mittwoch wie ein Gespenst vor mir stehen müsse. Ach! und meine Zwischenzeit ist alle verloren, ich verbrüte und versäure sie mir ungenützt. Wie wollt' ich meine Tage brauchen, meine Stunden küssen, wenn ich mich in meinem Element wüßte!"

Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Er schleppte seine Tage weiter; Ende September kam Blumhardt und übernahm die Predigt für ihn. Mährlen sprach ihm Trost zu, aber die beiden Onkel wollten nichts von seinem Plane wissen, es sei denn, daß er vorher auf andere Weise „seine Subsistenz" sichere. Mit ungewohnter Bitterkeit und Schärfe spricht er von der theologischen Disputation, der er anfangs Oktober in Kirchheim beiwohnen mußte. Man verhandelte da einen dogmatischen Satz „mit gastrologischer Nutzanwendung". „Gelernt habe ich auch nichts Neues dort, schrieb er an Mährlen, als er „pferdemäßig müde vom Marschieren" nach Köngen zurückgekehrt war, ja, ich weiß noch diesen Augenblick nicht: war der Fraß um der Disputation willen, oder die Disputation um des Fraßes willen; kurz, ich habe nichts davongetragen als Heimweh nach Dir."

Ende des Monats hatte Mährlen einen Korrektorposten in Augsburg erhalten und daneben Aussicht auf eine vorteilhafte Hofmeisterstelle; so sehr sich Mörike über des Freundes Glück freute, so verzweifelt fand er seine Lage.

„Freund, Einziger, laß mich korrigieren! um Gotteswillen korrigieren laß mich! . . . Ich bin der redlichste Kerl, dem's nicht darum zu thun ist, reich zu werden, sondern nur irgendwo unterzukommen, wo nicht gepredigt wird.“ Als Mährlen dem unglücklichen Freunde vorschlug, die Korrektorstelle mit ihm zu teilen und sich dazu eine Hofmeisterstelle zu suchen, glaubte Mörike dies nicht annehmen zu dürfen.

Unterdessen hatte Blumhardt im Einverständnis mit ihm den Versuch gemacht, Onkel Georgii umzustimmen. Von der Unterredung, die am 19. Oktober in Stuttgart stattfand, sandte Blumhardt einen genauen Bericht an den Freund. Nachdem Blumhardt eine schriftliche Darlegung Mörikes übergeben und Georgii sie gelesen hatte, tadelte dieser den „entsetzlichen Hochmut“ seines Neffen, der noch gar nichts Größeres in der Poesie geleistet habe. Als Blumhardt sich auf das günstige Zeugnis von Männern wie J. Kerner und G. Schwab berufen und als Ausweg eine Anstellung bei einer Bibliothek bezeichnet hatte, fuhr Georgii auf, dazu tauge sein Neffe so wenig wie Matthison, gerade in seinem geistlichen Amt könne er die Poesie pflegen, wenn er keine unreinen Absichten habe; vielleicht fiele ihm aber das Predigen schwer. Dies sei an sich nicht der Fall, gab Blumhardt wieder, aber Mörike glaube, sich nicht in den Ideenkreis seiner Zuhörer hineinarbeiten und so nichts wirken zu können; jedenfalls dürfe man ihn nicht zwingen, mit Widerwillen Gott auf diese Art zu dienen. Zum Schluß wünschte der erzürnte Oheim die Poesie seines Neffen zum Teufel, und meinte, hinter den dramatischen Plänen Mörikes stecke nichts wie Hochmut.

Das Gespräch endete zwar für Blumhardt freundlich, förderte aber kein anderes Ergebnis zu Tage, als daß sich Georgii überzeugte, an Eduards Entschluß sei für jetzt nichts zu ändern.

Nachdem seine Beurlaubung zuletzt „bloß vom medizinischen Standpunkt aus betrieben“ worden — und zwar mit mehr Grund, als die Meisten glauben wollten —, erhielt er Ende November die Gewißheit, daß er vorerst von der „Vikariatsknechtschaft“ befreit und noch vor Weihnachten seine „brave Vakanz“ zunächst bei der treuen Mutter auf 1/2 Jahr antreten könne. Noch aber galt es diese über den Schritt zu trösten. „Wo ist denn, fragt er die Mutter, das große Risiko, das mit dem verwilligten halben Jahre gewagt wird?“ „So viel wird die Zwischenfrist ein für allemal entscheiden — ob er nämlich auf dem Wege des Schriftstellers sein Ziel erreichen kann —, und ich will zufrieden sein mit dieser Entscheidung, sie falle aus wie sie wolle — dies verheiße ich Dir bei meiner Liebe!“ Dieser Schritt wird „mir entweder ein

reiches Glück eröffnen, oder wenigstens die nicht teuer genug zu erkaufende Ueberzeugung geben, daß ich das Meinige versucht habe."

Sobald Mörike einmal den Entschluß gefaßt hatte, für jetzt den Kirchenmantel auszuziehen, wurde er auch innerlich freier: Die Poesie konnte wieder ihre Schwingen in ihm regen, und so schuf er im Oktober die beiden herrlichen Gedichte „Um Mitternacht" (S. 134), das er am 3./10. an Mährlen schickte, und bei einem Gang nach Nürtingen am Morgen des 18 Oktober „Septembermorgen" (S. 125), damals „Herbstfrühe" genannt.

Gewaltige dichterische Pläne bewegte er in sich; zum Martinstag 1827 bemerkt er: „Heute schwebte mir ein neugestalteter Faust vor; ich verwarf aber die Idee bald wieder."

In der Selbstbiographie spricht er sich über den Abgang von Köngen so aus: „Das herzliche Wohlwollen des dortigen Herrn Pfarrers Renz, eines vielseitig gebildeten, fein denkenden Greises, wird mir für immer im dankbarsten Gedächtnis eingeschrieben bleiben. Doch dauerte mein Aufenthalt auch hier nicht lange. Meine ganze innere Verfassung in jener Uebergangsperiode, der bisher unterdrückte Zweifel, ob ich denn auch wirklich zum Geistlichen tauge, dabei ein angegriffener Gesundheitszustand drängte notwendig zu einem Entschluß, auf einige Zeit dem kirchlichen Dienst zu entsagen."

„Ich habe zeither, schreibt der Dichter von Nürtingen aus an Mährlen, eine wahre Sturm- und Drangperiode durchgemacht, vornehmlich in poetischer, aber auch in anderer Hinsicht. Was die erstere betrifft, so habe ich in einer verzweifelten Krisis und Revolution gar Manches und Liebes abstreifen gelernt, was mich bisher in die Gefahr gesetzt hatte, niemals etwas allgemein Ansprechendes zur Welt bringen zu können. . . . Ich habe jetzt etwas unter der Hand, das einen Uebergang in einen völlig neuen Menschen hinsichtlich des Poetischen bilden wird."

Dieser vermeintlich neue Mensch war der Dramatiker Mörike. Seine dichterische Gestaltungskraft, die feine Beobachtung, sprachliche Treffsicherheit und umfassende Bildung, sein scharfer Kopf, wie sein tiefes, leidenschaftliches Gefühl, sein weiter Gesichtskreis, wie seine innere, gleichsam elektrisch geladene Spannkraft trieben ihn auf den dramatischen Weg. Schon als Student hatte er sich ja mehrfach dramatisch versucht, im Anfang des Vikariats schrieb er, wie gesagt, die Verlegungsposse, begann die Oper „Ahasverus" und das Singspiel für Hetsch, plante einen „Alcibiades" und sogar eine Neubearbeitung des

Faust. Durch den Einfluß Bauers, der ihm auch einmal den Don Juan d'Austria zur dramatischen Bearbeitung vorschlug, wurde er auf die Hohenstaufentragödie geführt. Eine solche Arbeit mit Erfolg im Vikariat vorzunehmen, schien ihm unmöglich. Ende Oktober 1827 bemerkt er darüber einmal in seinem Kalender: „Ich verzweifelte bisher gänzlich und hartnäckig daran und verwarf diese Möglichkeit vielleicht allzu eigensinnig."

Es ist unzweifelhaft, daß sein Ringen mit dem Hohenstaufendrama ihn vor allem aus dem Predigtwesen getrieben hat. Am Ende des Jahres 1828, das für ihn wohl das qualvollste und an Enttäuschungen reichste war, schrieb er an Mährlen: die Hohenstaufen sind es, „die die ganze Revolution bei mir angeschürt haben." Zunächst war es Enzio, den er zum Mittelpunkt einer Tragödie im großen Stile machen wollte. Und als die Seinigen ihn zur Veröffentlichung drängten, schrieb er Ende Juni an seine Mutter: „Ich soll mein Trauerspiel schnell vollends für den Druck zusammen schreiben, d. h. ich soll eine Arbeit übereilen, die ich mit Sorgfalt und Liebe so weit geführt habe, daß sie mir selber den besten Mut einflößt — einem Publikum gegenüber, das heutzutage Gottlob! schwerer zu befriedigende Ansprüche macht, als andere mir übrigens wohlwollende Leute sich vorstellen." Es schien also seine hohe Auffassung von der Kunst, seine überaus zarte künstlerische Gewissenhaftigkeit zu sein, die vorerst seine dramatische Arbeit verzögerte. Schon früher hatte ihm ja Blumhardt bei der Auswahl der Gedichte dies vorgehalten und geschrieben: „mach' nur keine vorsichtige, schüchterne Auswahl!" Aber auch dem geschichtlichen Stoffe gegenüber fand er sich in seinem Gewissen gebunden und klagte deshalb Mährlen, daß ihm „bei der willkürlichen Bearbeitung des Historischen von jeher ein difficiles Gewissen im Wege war — dummerweise." Nicht das war es, nicht sein außerordentlich entwickelter geschichtlicher Sinn, nicht seine tiefere Kenntnis von Geschichte, zumal Kulturgeschichte waren es, die ihm die dramatische Gestaltung eines geschichtlichen Stoffes so erschwerten, vielmehr waren es seine stets thätige schöpferische Phantasie, die unversiegliche Lust am Fabulieren, das sich Hineinspinnen in einen Stoff, die der straffen Fassung, dem geschlossenen Fortgange und dem festgefugten Aufbau des Dramas widerstreben; kurz, seine besondere dichterische Anlage war nicht dramatisch. Er schrieb zwar an Mährlen: „Immer werde ich mich wohl, ich mag vornehmen, was ich will, auf eigene Erfindung des Stoffes zurückgewiesen sehen, da von dem Vorhandenen selten etwas in meinen Kram taugt", aber es fehlte noch viel, daß ihm die Sachlage völlig zum Bewußtsein gekommen wäre, spricht er doch im Oktober des Jahres noch von seiner „eigentlichen, dem Dramatischen zugewandten Richtung"

und klagt Ende des Jahres dem lieben Bauer: Nächst dem Lyrischen lasse ihn fast nur das Dramatische „in die rechte Wärme kommen." Aber ein Teil der Wirklichkeit taucht schon in diesem Briefe vor ihm auf. „Seit einiger Zeit schwebt mir mit heller Deutlichkeit eine Gattung von tragischen und komischen Schauspielen phantastischer Natur vor, welche meiner eignen vielleicht auch näher steht als das Historische."

Von Ende Februar 1828 an hielt sich Mörike bei seinem Bruder Karl, fürstl. Thurn und Taxis'schem Amtmanne in Scheer an der oberen Donau auf. Scheer liegt — nicht weit von Sigmaringen — in einer Schleife, Scheere, die dort die Donau bildet, deshalb führt der Ort auch eine Scheere im Wappen. Auf einem ziemlich steilen Hügel erhebt sich das fürstliche Schloß, die stattliche nicht ohne Geschmack ausgemalte, sonnenlichte Kirche und das Pfarrhaus mit seinem schönen Garten. Der Amtmann mußte mit einem gewöhnlichen Hause im Orte selbst vorlieb nehmen. Wir wissen schon aus des Dichters Selbstbiographie, welch tiefgehenden Einfluß dieser Bruder Karl in frühester Jugend auf ihn ausgeübt hatte. Jetzt freilich übte der Jüngere „einige Domination" aus, was, meinte er, im Grunde um so lächerlicher aussehen müsse als er ohne das, was ihm der Bruder zustecke, keinen Heller bei sich führe. „Es ist, schrieb er damals, ein Familienäther und eine Geistesübereinkunft zwischen uns, die eine um so interessantere Wirkung hervorbringt, je mehr wir in Nebendingen von einander abzuweichen scheinen . . . Immer werden unsere hitzigsten Debatten auch zugleich die lustigsten und innigsten, und wir reichen einander dabei mitten unter den Dornen die Hände." Vier- bis fünfmal in der Woche begleitete er den Amtmann auf seinen Dienstreisen im Gefährt und wurde so schnell mit Land und Leuten vertraut.

Bald kam er in nähere Beziehung zu dem katholischen Pfarrer, einem lebhaften, siebzigjährigen Männchen. In der Laube seines Gartens hatte der beurlaubte Vikar seinen Tisch und sein Schreibzeug stehen und schaute von der Mauer, auf die man sich wie auf ein Gesimse setzen konnte, gerade hinunter auf den Wiesenplan. In dieser Laube ist das liebliche Frühlingslied „Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel" (Ged. S. 32) entstanden.

Aber nichts „Praktisches" wollte gelingen: sogar mit einer Kanzlistenstelle wollte er sich begnügen, wenn sie ihm nur zugeschanzt würde; „weitläufige, zierliche Briefe" wurden an Hrn. v. Cotta geschrieben, G. Schwab, der Prälat Grüneisen und wie viel andere wurden angespannt oder doch angesprochen; immer war es nichts; er erhielt nichts zum schreiben und nichts zum korrigieren, obgleich er Mährlen bevollmächtigt hatte, für ihn „alle und jede Unterhandlung

mit Cotta oder dem Teufel selbst einzuleiten". Um einen „Ausweg vor dem Consistorium und seiner Stickluft" zu schaffen, ist er bereit „Tinte aus allen Poren" zu spritzen und sich „ein paar scharlachrote Pluderhosen machen" zu lassen. Nur „in den Stall zurück" geht er nicht, „auf eine größere Bahn" will und muß er. Fünf Jahre seines Lebens hätte er damals für eine Hofmeisterstelle hingegeben, wie er später selbst einmal sagt. In den Nächten wurden neue Pläne geschmiedet, aber der aufdämmernde Morgen sah mit einem „Molkengesicht" sie nur scheel an. „Höre, schreibt er Mährlen einmal nach einer solchen Plannacht und einem solchen grauen Morgen, wenn ich ein Sprachrohr hätte, neunzig mal so weit als Herschels Teleskop und dazu eine Gosche wie der nordische Riese Giaffaur, so würde ich Dir zurufen: „Komm heraus, Mährlen! so höllenmäßig stark, daß alle dürren Kanzlisten, die über den Augsburger Markt liefen, wie tote Mücken an der Wand umfielen, und der alte Neptunus selbst sein grünzottiges Haupt aus dem Ocean streckte." Auch des Freundes Briefe klangen öfter gar wehmütig. „Du schreibst, antwortete ihm Mörike einmal, von einem gewissen beklommenen Gefühl der Freiheit — ich kenne diesen klimpernden Holzwurm unserer menschlichen Brust, die zwischen Erd und Himmel atmet und nicht weiß, welches von beiden ihre Heimat ist" Früher hatte er dafür einmal den besonderen Namen „Wimmewimir" erfunden, einen Ausdruck, womit „eine kleine Schlange von äußerst bösartiger Natur und unsichtbaren Wesens" bezeichnet wurde.

Als Mährlen daran dachte, wieder den Kirchenmantel und die Bäffchen anzuziehen und dies ganz versteckt dem Freunde angedeutet hatte, antwortete ihm dieser: „Ich sah im Spiegel Deines Briefes auf einmal mit Verwunderung, wie Du unter Deiner weltlichen Cravatte sachte und ängstlich zu zupfen und zu nesteln anfingst; ich wartete, was da werden will, ich sehe endlich ein weißes Eckchen zum Vorschein kommen und wieder ein Eckchen, bis zwei Lappen herunter hingen, aus denen ich durchaus nichts Vernünftiges zu machen wußte. — Was soll ich dazu sagen? Nichts vorderhand. Das soll Deine Strafe sein."

Eine neue Verhandlung mit Cotta im Mai führte wieder zu nichts. „Ich wollt', schrieb Mörike damals an Mährlen, Du lägest, wie sonst, neben mir in Hemdärmeln auf dem Kanapee hingestreckt, halb träumend und humselnd, und ich, am Boden, hätte meinen Kopf auf Deine breite Brust gelegt. Weißt Du noch? Da brach ich zuweilen einen Blumenstiel aus einem Fensterstrauß und kitzelte Dir sachte das Haar in der Nase."

Zeitweilig hielt er sich bei seinem Vetter, dem Amtmann Mörike in Buchau am Federsee auf; von da setzte er seine Versuche, zu einer Stellung zu kommen, ebenfalls ohne Erfolg fort, obgleich ihn dabei Uhland unterstützte.

Trotz aller Not und Qual entströmten seinem Herzen herrliche Gedichte: „Der Jäger" (Ged. S. 16), „Die Herbstfeier" (S. 115), „Mein Fluß" (S. 45), „Die traurige Krönung" (S. 53). Da keine evangelische Kirche in Scheer war, ging er, wie er das auch sonst in solchem Falle zu thun pflegte, in die katholische. Als er einmal dem Hochamt beiwohnte, hörte er aus dem Chor eine wunderbar schöne Stimme, die ihn nicht weniger bezauberte als ihre holde Trägerin. Es war des Schullehrers Töchterlein, Josephine nennt er sie (Ged. S. 47) und wiederum beschlich ihn die Liebe, die ihm eine Anzahl lieblicher Dichtungen entlockte: „Liebesvorzeichen" (Ged. S. 28), „Frage und Antwort" (S. 49), „Nimmersatte Liebe" (S. 56), „Auf der Reise" (S. 48), „Auftrag" (S. 299). Aus einer etwas späteren Zeit stammt wohl das Stück „Der Liebhaber an die heiße Quelle zu B." (Ged. S. 309) mit der schnippischen Nutzanwendung im Schlußverse. Scheerer Donaulieder sind die vier „Schiffer- und Nixen-Märchen" (Ged. S. 181—188). Von neuer Lektüre erfreuten ihn damals der Goethe-Schiller'sche Briefwechsel, sowie die Helena-Scenen im zweiten Teil des Faust, die er „ein curioses, aber nicht unkräftiges Schattenspiel" nennt, „doch will sich, meint er, der griechische Faust dem Deutschen schlecht amalgamieren."

Als die erneuerten Bemühungen G. Schwabs bei Cotta wieder keinen Erfolg hatten, entschloß er sich den Vorschlag eines Onkels in Stuttgart, des Obertribunalprokurators Mörike anzunehmen, der ihn als Hauslehrer für seine Kinder und nebenher als freundschaftliche Unterstützung für seine eigene Person in seiner Krankheit bei sich in Stuttgart haben wollte. Das Consistorium erteilte ihm nochmals ein halbes Jahr Urlaub, und nachdem er den Oheim auf einer Reise — auch nach München — begleitet hatte, machte er sich Ende Juli auf den Weg nach Stuttgart. Die Verwandten wollten aber von des Onkels Plan nichts wissen, und so fehlte es auch hier wieder nicht an „Mücken- und Schnakenstichen". Auf der Rückreise kam er mit dem Onkel in Ulm an; noch in später Abendzeit trat er hinaus auf den Altan, von dem eine Treppe in den Garten und dicht an die Donau führte; „dort hinunter, schreibt er Mährlen, trat ich, sah den Gewächsen in die stillen Kelche und flüsterte (im wirklichen Sinne) der Donau einige Worte von Dir zu." Am folgenden Tage wurde die Reise fortgesetzt: „Ja, ich bin wirklich der Windsbraut Sohn und werd' es vielleicht mein Leben lang bleiben." „Sausewind, Brausewind" (Ged. S. 59) tönte es da in ihm; der Dichter ist der arme Königssohn, der landflüchtig durch die Welt irrt, und er ist es, dem „die schlimme Gret" ihr grausiges Totenlied singt. (Ged. S. 20.) Zu seinem und Mährlens Geburtstag wären, so hofft er, die Maschinerien im Himmel so eingeleitet, daß für sie beide „lebenslängliche Dis-

pensation vom theologischen Leben dekretiert worden sei." Seinen Widersachern zum Trotz und sich zum Troste dichtete er „auf einer angenehmen Fußreise" das schöne Lied: „Am frisch geschnittenen Wanderstab", (Ged. S. 34) das er (am 20./9.) Mährlen mit der Aufforderung übersandte: das sei unsere norma fidei!" Nach langen Verhandlungen kam es Ende Oktober zu einem Abkommen mit den Buchhändlern Frankh, durch das er für ein Jahresgehalt von 600 Fl. für eine belletristische Zeitschrift stehender Mitarbeiter wurde mit W. Menzel, L. Storch und K. Spindler, der die Redaktion übernahm.

Nachdem Mörikes Urlaub auf ein Jahr verlängert war, besuchte er noch einmal Tübingen, ehe er sich an „die papierene Kette" legen ließ, und schreibt darüber an seinen Freund Kauffmann: „Tübingen ist in der Vakanz wie ein umgestürzter Handschuh; es liegt wie in einem recht leeren und stillen Katzenjammer da. . . . Ich dachte, es wäre nicht übel, wenn ein Gesetz der Natur wäre, daß sich in der Vakanz Stühle und Bänke besauften, statt der Studios, und Commerslieder sängen, hohe patriotische Reden und Ehrensachen im Munde führten u. s. w. Ich bin überzeugt, Teutschland würde sich zwar um nichts besser, aber auch um kein Haar schlimmer befinden, wenn dies das ganze Jahr hindurch der Fall wäre; ja, wer weiß, wenn es den 100 Stühlen, worauf die wildesten Burschenschäftler fluchten und tranken, einmal einfiele, nach beendetem Türkenkrieg nun auch den teutschen Fürsten die Köpfe zurechtzusetzen, ob nicht mehr dabei herauskäme, als wenn fünf Universitäten ihre Sande ausschickten."

Im April hatte Mährlen bereits von dem Freunde hören müssen: „Uebersetzen thu ich nicht, und wenn Du mich auf den Rost legst, Novellen schreiben, d. h. für den Buchhandel auch nicht." Gerade das sollte er jetzt. An Bauer schrieb er darüber Anfang Dezember: Den Handel mit Frankh sei er eingegangen „wie die Katze", die im Regen nicht die Pfoten naß machen will. „Ich sah — oder vielmehr der Kerl in mir, der sich auf den E. Mörike besser versteht, als ich selber, sah voraus, ich würde von dem Erzählungenschreiben bald Bauchweh bekommen, ärger als je vom Predigtmachen. . . . Die erste Wurst aber, so ich von dem Gelde (Frankhs) aß, schmeckte mir schon nicht recht, und eh' 14 Tage vergingen, hatt' ich das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe. . . . Das, was ungefähr von Poesie in mir steckt, kann ich nicht so taglöhnermäßig zu Kauf bringen. Ich bin, wenn ich mich zu so einer Arbeit hinsetze, auch schlechterdings nicht im stande, tief aus der Seele einen Anlauf zu nehmen, einen freien unbefangenen Zug der Begeisterung zu bekommen, wie es doch sonst bei mir ist oder war, wenn ich für mich oder gleichsam für gar niemanden etwas unternahm. Gleich verkleinert und schwächt sich alles, was

eben noch frisch in mir aufsteigen wollte, von dem Augenblick an wo ich fühle, daß ichs für die Zeitung machen soll, und daß man auf mich wartet." Wenige Tage darauf schrieb er nach einer langen Unterredung mit G. Schwab an Spindler wegen Auflösung des Vertrags und sagte bei einem Besuch in Bernhausen, wo ihn „der geistliche Hauch ganz agréable" anblies, zu dem Onkel: „Was würden Sie davon halten, wenn ich entschlossen wäre, nächstens ordentlicher, williger Vikar zu werden?" Kurz vor Weihnachten schreibt er Mährlen: „Der ganze Frankh'sche Handel wird wieder von mir aufgesteckt. Ich bin die letzten Wochen hier fast krepiert vor Ekel an der Sache und vor Zorn über die Blindheit, worin ich mich bereden konnte, daß ich mir jemals, auch nur ein Vierteljahr bei diesem Geschäft gefallen könnte, ohne daß meine Poesie dabei sich die Schwindsucht hole . . . Und nun soll wie ein Donnerschlag das Wort auf Dich fallen: Ich gehe mit zehnmal mehr Lust und Willen auf's Vikariat, als ich es verließ . . . und dann im Sturmschritt auf die Hohenstaufen los . . . Wie Schuppen fiel's mir von den Augen, daß ich alle jene Pläne, die mein Herz erfüllen, auf keinem Fleck der Welt (wie nun eben die Welt ist) sicherer und lustiger verfolgen kann als in der Dachstube eines württembergischen Pfarrhauses. Gelt? das heißt sich auf's Maul geschlagen gegen meine früheren Briefe! „Es irrt der Mensch, so lang er strebt."" —

Schon im Herbst 1827 hatte es in der Hauptstadt geheißen, Mörike wolle Schauspieler werden, jetzt, da er noch einmal — Januar 1829 — über Urach zu seinem Bruder nach Oberschwaben gereist war, hieß es bereits, er ziehe mit einer wandernden Schauspieler Truppe im Lande herum. Wahr an diesem Gerede war nur folgender Vorgang. In Mengen, unweit Scheer, befand sich damals eine solche Truppe, der Mörike als „Theaterliebhaber" bekannt war. Zum „Vorteil des Schauspielers Franz Antonius Westermann" sollte Schillers „Kabale und Liebe" gegeben werden. Da es der Truppe an einem geeigneten Darsteller des Hofmarschalls Kalb fehlte, Mörike aber durch seine treffenden Urteile den Schauspielern bekannt war, so übernahm er auf deren Bitte, um sie vor äußerster Not zu schützen, jene Rolle; indes erkrankte das Kind des Direktors, und die Aufführung mußte nochmals aufgeschoben werden. Endlich, Mittwoch den 4. Februar, sollte sie stattfinden. Außer Mörike stehen auf dem erhaltenen Theaterzettel noch zwei andere „Theaterliebhaber" als Darsteller untergeordneter Rollen. Der Abend dunkelte heran, die Lichter wurden angezündet, die Garderobe gerüstet. Mörike saß auf einem wackeligen Stuhl und ließ sich von der Frau Direktorin frisieren. „Was macht Ihr Kleines?" fragte er. „Ach! Der Engel ist hinüber," ruft sie pathetisch und fügt sogleich im

eiligsten Geschäftstone hinzu: „Befehlen Sie noch ein wenig Schwarz — oder Rot? Wie?"

Der Preis des Abends fiel auch wirklich dem maßvoll aber durchaus komisch gehaltenen Hofmarschall zu.

Wenige Tage nach diesem Intermezzo erhielt Mörike die Nachricht, daß er als Vikar nach Pflummern, nicht weit von Scheer, bestimmt sei. Er erblickt darin, wie er der Mutter schreibt, eine kaum verdiente Gunst des Schicksals, gemischte Empfindungen habe er ja, aber Freude, Hoffnung und bester Wille wiegen vor; daß er der Mutter dadurch vielleicht Erleichterung verschaffen könne, gebe ihm Mut und Vertrauen; sie solle doch gleich mit nach seinem neuen Wohnort kommen, wenn auch nur auf ein paar Wochen; das wäre dann das Vorspiel für ihr späteres Zusammenleben — auch mit Clara —, wie er es sich schon ausgemalt habe.

Am 17. Februar brachten ihn Bruder und Schwägerin aus Scheer in sein neues „lotterleeres" Haus. Pflummern liegt in der Ebene mit weiter Aussicht auf das Donauthal und den benachbarten Bussen, den der Dichter schon früher von Scheer aus besucht hatte. Das Pfarrhaus, fast ganz isoliert, sonnig, zwischen Gärten, stand hart an der Hauptstraße. Ringsum lockten Wälder, durch den „Teutschbuch" konnte er zu seinen Filial Zwiefalten gelangen. Da die Pfarre besetzt werden sollte, hatte er sich gemeldet, fürchtete aber, wenn er nicht der einzige Bewerber sei, werde ihm „heimgegeigt" werden. Am Tage nach seiner Ankunft schrieb er der Mutter, die ihn bald auf 14 Tage besuchte, am schlimmsten seien ihm die Registratur- und Aktensachen; in all den entsetzlichen Kirchenbüchern rc. sei er noch „ein ängstlicher Fremdling". Die Poeterei müsse zunächst wohl bei Seite bleiben, aber ein „ökonomischer Nebenzweig" solle sie doch werden.

Was aus Mörike geworden sei, wußte keiner von den Freunden; noch Mitte April schrieb H. Hardegg aus Stuttgart, niemand wisse etwas von ihm. Endlich erhielt Mährlen Nachricht von dem halb Verschollenen, die allerdings nicht sehr tröstlich klang. „Du hast, schrieb Mörike Ende März, keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und mit Weinen kau' ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß rc."

Er brütete in diesem qualvollen Anfangsstadium sogar über einem Plan, der ihn „wieder und auf immer frei machen" sollte. Aber sehr schnell gab er ihn angesichts unüberwindlicher Schwierigkeiten wieder auf, sodaß er im Mai

dem Freunde schreiben konnte: „Ich für meine Person weiß nichts, als bei der Kirche bleiben, und zwar hab' ich endlich so viel wenigstens über mich gewonnen, daß Hoffnung ist, nach einem vernünftigen Schema meiner künftigen Oeconomia interior dem gänzlichen Bankerott vorzubeugen. Ich glaube, eine Anstellung als ordentlicher Pfarrer würde manches in mir ausgleichen. Und du hast das Verdienst, mich diesem Gedanken zum erstenmale einigermaßen zugänglich gemacht zu haben, den ich, mich selbst überschreiend, immer zum voraus verflucht hatte." —

Daß er der Mann sei für historische Tragödien, wurde ihm immer zweifelhafter: „mir ist, heißt es in demselben Briefe an Mährlen, am angenehmsten und natürlichsten, einige phantastische Elemente an's Licht zu bilden, die lediglich keine Verwandtschaft mit der Orplidischen Periode haben, sondern auf reinerem und verständlicherem Weg mein Wesen aussprechen sollen, um mich dann für immer mit dieser subjektiven Masse quitt zu machen, deren Grillenhaftigkeit und gelegenheitlicher Hypochondrie sich eine allgemeine und reizend gemischte Wahrheit abscheiden lassen muß." Man wird kaum fehlgehen, wenn man dabei an den Roman Nolten denkt, in den der Dichter seine überaus reiche Jugend zu schütten im Begriffe stand.

Wie ein recht Müder und Matter manchmal lächelt ohne zu wissen warum, so wurde er in seinem Inneren allmählich still und geduldig und blieb es auch als seine Bewerbung um Pflummern fehlschlug, um so leichter, als er anfangs Mai erfuhr, er werde demnächst nach Plattenhardt auf den Fildern, in die Nähe des lieben Bernhausen kommen.

Zwei lyrische Perlen verdanken wir seinem Aufenthalt in Pflummern: Bei einem Spaziergang am 9. März entstand der reizende Frühlingsgruß „Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte" (Ged. S. 31) und anfangs Mai das Lied „Früh, wenn die Hähne krähn" (Ged. S. 61). Ein für den Fürsten von Taxis geplantes Festspiel kam nicht zur Ausführung.

Kurz vor seinem Abgange von Pflummern sprach der Dichter es Mährlen gegenüber aus, was er für einen großartigen Zweck im Poetischen nötig habe: „eine lebhafte Berührung mit diesem oder jenem, der ein gleiches Bestreben oder wenigstens Liebe zu dem meinigen und Liebe genug für mich hätte, um mich nicht einschlafen zu lassen." Dies Geständnis ist nicht ganz frei von Selbsttäuschung. Daß er mit dem Enzio nicht von der Stelle kam, lag nicht in dem Mangel an jener Berührung, auch nicht in dem Mangel an Liebe; in der Zeit vom Herbst 1827 bis Sommer 1829 hat es ihm weder an dieser noch an jener gefehlt. Er hatte eben noch nicht erkannt, daß seine dichterische

Begabung nicht auf dem dramatischen Gebiete liege. So fragt er später noch einmal bei dem Freund an, ob er ihm nicht zu einem „reinen" Lustspiel rate, spricht aber zugleich seine Zweifel darüber aus, ob er sich dabei in seinem Elemente befinde. Mährlen antwortete sogleich: „Ich kenne deine Art, dich im Engen anzubauen und eine Nußschale zu einem Linienschiffe auszuhöhlen", deshalb wünsche ich „daß du deine poetische Equipage gleich in einen Dreimaster lüdest. Die Vergleichung steigerte sich, und was erst Linienschiff war, würde zu einem Weltschiff." Auch die folgenden Ausführungen des Freundes treffen nicht den Kern der Sache. So blieb Mörike für jetzt noch im „dunklen Drange". Was er für seine künstlerische Lebensarbeit brauchte, hat er später im Nolten mit voller Klarheit mehrfach ausgesprochen. Er brauchte einen stillen Boden, den ihm keiner auflockern durfte, einen Boden, in dem sein Wesen seit frühester Zeit Wurzel geschlagen hatte; er brauchte von jeher eine gewisse stete Temperatur, deren Wechsel so viel als möglich nur von ihm abhing; er brauchte zeitweise, wie er es auch in dem bekannten Briefe an Waiblinger angedeutet hat, eine heimliche melancholische Beschränkung als graue Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit, die aus dem innersten Gefühle unserer selbst hervorquillt.

Jedenfalls hatte der Dichter in jenem „Geständnis" an Mährlen treffend geäußert: Der Boden seines Innern könne nur ertragsfähig sein, wenn der sorgsame Gärtner Liebe seiner warte. Was ihm hier not that, zumal in jenen gärenden Zeiten, sagt er sich im Nolten durch seinen Larkens selbst: „Ein gutes, natürliches Geschöpf, das Dir einen Himmel voll Zärtlichkeit, voll aufopfernder Treue entgegenbringt, Dir den gesunden Mut erhält, den frischen Blick in die Welt, Dich freundlich losspannt von der schweifenden Begier einer geschäftigen Einbildung und Dich zur rechten Zeit hinauslockt in die helle Alltagssonne, die doch dem Weisen wie dem Thoren gleich unentbehrlich ist." Ein solches Geschöpf sollte nunmehr, wie es schien, in Mörikes Gesichtskreis treten.

Ende Mai zog er im Pfarrhause zu Plattenhardt ein. Es ist dies ein ansehnliches Dorf unter den Bergwald, den Rand des herrlichen Schönbuchs, gebettet, nicht weit von Bernhausen, im Angesicht Hohenheims. Im Pfarrhause, das nahe bei der hochgelegenen Kirche steht, wohnte noch die Familie des verstorbenen Pfarrers Rau. Die eine Tochter des Hauses, Luise, erfüllte alsbald sein ganzes Herz; ein herrlicher Liebessommer kam, während dessen er für die Freunde verstummte; Ende August erfolgte die Verlobung; Luise ging zu Eduards Mutter nach Nürtingen, und mit dem 2. September beginnt der Briefwechsel mit der Braut, der zu den Perlen unserer Brieflitteratur gehört. Er

gewährt uns Blicke in das reiche Seelenleben des Dichters, die in die feinsten und tiefsten psychologischen Schattierungen im „Maler Nolten“ führen. —

Aus einer Scheune seinem Fenster gegenüber, hört er — so beginnt der erste Brief — in der Frühe den Schlag der Drescher, und sein Herz beginnt sich nach dem Takte des traulichen Tons so recht genügsam einzuspinnen: „Ich knüpfe immer einen ganzen Schwarm von wehmütig-süßen Erinnerungen an diesen Ton, die bis in meine tiefe Kindheit fortlaufen. Dieselbe einförmige Melodie, die mir alle Herbste meines Lebens wieder neu war, wie wunderbar überrascht sie mich in dieser entscheidenden Epoche! Sie mahnt mich an alles, was in 20 Jahren an mir vorüberging, was ich gefunden und verloren habe, was an mir verändert wurde und unveränderlich ist, wie die Total-Empfindung meines ursprünglichen Wesens in mir geblieben ist. Da fühle ich so deutlich, wie vieles bloß als zufälliges Mittel zur Entwickelung des inneren Menschen Wert hatte, das man lange Zeit als höchsten Glanzpunkt des Wesens selbst für wert und heilig gehalten; und doch mußte es vergehen, und man hatte noch von Glück zu sagen, wenn die alles enttäuschende Zeit nicht den ganzen Goldfirnis von den Gestalten abstreifte, wenn man immer noch den Mut haben darf, die alten Zaubergärten zu durchwandeln und an manches verwitterte Monument die nach-träumende Stirne anzulehnen. Aber dabei kann Einem nur dann wohl werden, wenn das neue Paradies schon angelegt und bereit ist, das uns für alle Vergangenheit entschädigen soll.“ Und so sei es mit ihm und wohl auch mit ihr. Die Liebe müsse jeden Morgen über sich als ein Wunder erstaunen. „Ist sie bei Dir anderer Art? Es mag sein, ich glaube es fast, aber es macht mir nicht bange.“ Mit diesen Ergüssen, die sie nicht liebe, wolle er indessen abbrechen.

Da ihm sein Liebessommer nicht als das glänzende Finale einer alten Zeit, sondern als die Ouvertüre einer neuen erschien, so entsprach es seiner sinnigen Art und, wie er selbst sagt, „einem sonderbaren Bedürfnis“, die Abschnitte seines Daseins gleichsam zu registrieren und durchs Bewußtsein abzurunden, ehe er in eine neue Epoche eintrat. Er strebte, zumal durch eine Zusammenkunft mit Luise, nach einem letzten beruhigenden Wort, womit sie die Summe dieser glücklichen Zeit noch einmal hätten ziehen können; er hätte noch einmal gerne mit einem Blick ergriffen, was diese letzten Monate in sich faßten. Die Umstände, namentlich sein schlechtes körperliches Befinden, hinderten ihn aber, Luise, die mit den Ihrigen nach Grötzingen — unweit Nürtingen — übergezogen war, zu besuchen.

Vorerst machte ihn sein neues Liebesglück dichterisch nicht beredt, im Herbst 1829 ist nur der schalkhafte „Scherz“ (Ged. S. 122) entstanden.

War Luise bei der Mutter in Nürtingen, dann wanderte er hin und hatte seine Freude an der Winterlandschaft. „Siehst Du so von der Höhe, schreibt er seiner Braut, die langen weißen Flächen, die blauen Albgürtel im zarten Nebel, die einzelnen hervorstehenden Turmspitzen stiller Dörflein — all das hoch überwölbt von der klarsten, gesundesten Luft, so teilt sich Dir ein Gefühl von Lust und Stärke mit, das wohl zu einer gewissen Feierlichkeit steigt, wie ein weichlicher Frühling sie kaum geben kann. Und wenn ich so hinging in Gedanken an Dich, so war es, als nähme all das reine Weiß eine tiefe Rosenfarbe an." In solchen Stimmungen ist wohl „Sehnsucht" (Ged. S. 166) entstanden. Ende November konnte er der Braut mitteilen, daß er nach Owen bei Kirchheim — also viel näher bei Nürtingen und Grötzingen — versetzt sei. In seiner Freude darüber zeichnete er sogleich für die Geliebte ein Kärtchen, auf dem auch die alten lieben Wanderziele bezeichnet waren: Teck, Hohenneuffen, Reußenstein.

Anfang Dezember verlebte er herrliche Tage in Grötzingen: Fröhliche Tänze, Ausflüge bei Fackelschein erregten die steife Verwunderung der Bauern. Wie er dann unter dem stillen Mond heimwanderte, empfand er blitzartig im Innern sein ganzes Glück; „da ist es mir dann, schreibt er, als rührte plötzlich ein Gott meine Schulter, und ich schlüge hell die Augen auf — aber nur, um dann gleichsam wieder von einem wachen Traum in den anderen zu stürzen, vergeblich ringend, das Wunder zu begreifen, das mich so glücklich macht." Da fühlt er sich zu himmlischer Genügsamkeit erhoben und fähig, die Worte: „Rufe Dein Kind zurück, ich habe genossen das irdische Glück" völlig zu fassen und zu fühlen.

Als er Mitte Dezember in Owen angekommen war, bat er sogleich Luise sie solle seinen Einzug segnen und schreibt ihr bei einem „frisch angesteckten" Licht in einem Gemisch von Wehmut und Zufriedenheit: „in mir ist eine feierliche Stille, und um diesen Eindrücken ein wenig zu schmeicheln, hab' ich ein Räucherkerzchen angezündet, dessen mystische Wölkchen mich leise umziehen. Diese unschuldige Ceremonie hab' ich unter ähnlichen Umständen schon öfters mit kindischer Pietät vorgenommen, und sie hat ihre günstige Wirkung noch nie verfehlt." Sehr schwer empfand er jedesmal wieder die Trennung von der Geliebten und flüchtete in die Einsamkeit, um „unter ungehemmten Thränen" die eigne Trauer gleichsam zu umarmen und zu erschöpfen.

Die wohlmeinende, freundliche Art seiner Pfarrleute half ihm gar oft über diese Stimmungen hinweg, und daß der Pfarrer kein — aner sei, wie er selbst sagte, wenn er auch zum alten Storr (Haupt der Tübinger Supra-

naturalisten-Schule) in der Dogmatik halte, das traf gerade des neuen Vikars Ueberzeugung. Das Pfarrhaus war früher eine Kirche und sah ganz schloßartig aus, von seinem Zimmer, das nach dem Garten ging, sah er die Teck. Die Kirche fand er sehr schön, besonders gefiel ihm ein altdeutsches Gemälde darin, die Kreuzabnahme darstellend; und als er unter den Nebenfiguren dieses Bildes eine sah, die der Geliebten frappant ähnlich war, dachte er: „Meine liebste Zuhörerin in der Kirche ist nun schon gefunden."

Auch von seinen theologischen und anderen Studien berichtet er der Braut, Lichtenberg wäre ihm besonders wert, aber er vermisse, wie er schon Ende 29 schreibt, in seinem einförmigen Leben sehr die Nähe eines Freundes, dessen er so sehr zur Mitteilung wie zur gelegentlichen Reibung bedürfe.

Am liebsten schrieb er an Luise in den ersten Morgenstunden, wo man noch unbewegt von der Außenwelt sei und jene stille Frühstimmung des Herzens habe, in der die Seele gleichsam von selbst zu tönen anfängt wie jene Harfen, auf denen die Luft spielt.

Von besonderem Interesse war ihm der benachbarte Pfarrer K., ein in sich harmonischer, ausgereifter und mit der Welt fertiger Mann, dessen Ueberlegenheit er empfand, ohne sie übel zu empfinden. Als der Pfarrer einmal, berichtet Mörike der Braut, über Napoleon sehr abfällig urteilte und wegwerfend von ihm sprach, trat ihm Mörike mit Heftigkeit entgegen und meinte zunächst, der Genius dieses großen Mannes vertrage „die hölzerne Vogelscheuche der Moral" nicht, in ihm müsse man das Schicksal respektieren. Dies verwendet, so war seine Meinung, die Kräfte, die verschränkt in einem Menschen liegen können, gar mannigfaltig, und aus einer Mischung von Poesie mit politischem Verstande, mit philosophischem Talent, mit mathematischem Genie rc. springen die merkwürdigsten, die größten Resultate hervor, vor denen die Gelehrten verblüfft mit Kopfschütteln stehen, und die das lahme Rad der Welt auf lange hinaus wieder in einen wohlthätigen Schwung versetzen. Da scheint sich die Natur vor unseren eingeschränkten Augen auf einmal selbst zu widersprechen oder wenigstens zu übertreffen, sie thut aber keins von beiden. Zwei heterogen scheinende Kräfte können sich wunderbar stärken und das Trefflichste hervorbringen. Uebrigens muß ein Mensch, so urteilt er, den das Schicksal so ängstlich mit eisernen Händen umklammert, am Ende doch sein Liebling sein, und diese grausame Gunst kann sich ihm einmal als die ewige Güte und Wahrheit entfalten. So können aus den Geächteten des Himmels seine ersten Heiligen werden. Ob dies auf Napoleon zuletzt zutreffe, bleibe dahingestellt, sein Aberglaube sei aber keine Maske. Er war nüchtern überall, nur nicht in dem tiefen

Schachte seines Busens. Die einzige Religion, die er hatte, war die seiner selbst oder des Schicksals, das mit göttlicher Hand ihm die Notwendigkeit seiner Thaten vorzuhalten schien. Als der Pfarrer einwarf, an seinen Früchten erkenne man auch ihn, meinte der Vikar, an solchen fehle es nicht, Napoleon habe für sich nur die Blume des Ruhmes genommen. Wenn ich mich, fuhr der Pfarrer dagegen fort, von Shakespeare an das Monument Caesars führen lasse, so ist das was anderes, als wenn ich die Geschichte lese. Warum? fragte wieder der Dichter, die Geschichte, meint er, fällt kein Urteil. „Auch Shakespeare fällt keins über seine Helden, und wenn wir die schöne Gestalt der Muse über ihr Grab in Thränen sich hinbeugen sehen, so fragen wir so eigentlich nicht Warum?, sondern wir weinen mit dem dunklen Gefühl des Großen, das hier starb, wohl mit. Das ist der Silberblick unserer Menschlichkeit, was der Dichter in uns enthüllt."

Mit seinem Berufe hatte er sich unterdessen immer mehr ausgesöhnt. „Es kommt, schreibt er an Mährlen, nur auf einen männlichen Entschluß an, um auch innerhalb des Kirchendienstes der ganze, ungeteilte Mensch zu bleiben."

„Ich bedürfte, fährt er fort, Deines belebenden Atems gar sehr, denn so lange der Dunstkreis eines liebenswürdigen Mädchens das einzige Element für die poetischen Saugorgane bleibt, kommt kein Effekt zu Tage, da Energisches und Asthenisches in gleichem Maße mich betäubt. Ich bin endlich bei dem glücklichen Punkte angelangt, wo man den Wert eines Freundes und der Geliebten rein und glatt unterscheidet, ohne den einen oder die andere in ihrem vollsten Rechte zu verkürzen."

Tief ergriff ihn der Tod Waiblingers, den ihm Mährlen mit dem kurzen, habeat sibi! mitgeteilt hatte. Er will nichts dagegen sagen, „aber, entgegnet er, man fällt im Vaterlande so grausam und mit so gemeinem Haß über seine Leiche her, daß es mich erquickt hätte, von solchen, die ihn besser kannten, eine versöhnende Stimme zu vernehmen. Ich habe ihm eine herzliche Thräne nicht versagen können, und einer halben Ewigkeit vorgreifend, sah ich seinen Geist in gereinigtem Lichte blühen." — Und wie weiß der Dichter dann wieder in Dank gegen Gott, der ihm die himmlische Seligkeit der Liebe geschenkt habe, der Geliebten von dem lieblichen Spiele zu reden, mit dem er ihre gegenseitige Liebe vergleicht, von dem Spiele, das darin besteht, „daß Du ein goldnes Gefäß mit köstlichem Wein in ein anderes gössest, damit ich den immer frischen Perlschaum schnell vom Rande sauge, um sodann Dir wieder einzufüllen, daß Du das Gleiche thust und so fort — ohne unsern

Durst löschen und den Wundertrank zur Neige bringen zu können. Ist das ein Spiel, so ist's ein solches, wie die Engel es treiben."

In dies süße Genießen der Liebenden träufelte die Wirklichkeit alsbald bittere Tropfen banger Sorge: Wegen politischer Umtriebe wurde Eduards Bruder Karl verhaftet und zu einer Festungsstrafe verurteilt; nicht nur hierüber geriet Luise in ernste Sorge, sondern auch über Mährlens Verhalten, namentlich über dessen Begeisterung für die Revolution. Diese Begeisterung war allerdings dem Dichter selbst nicht verständlich, ihm sagte weder „die zu den extremsten Schritten drängende Geschäftigkeit der Demokratie" noch der „immer von neuem wieder aufgeregte Geist des Liberalismus" zu; so sehr er „das tief empfundene, zumal auf den Akademien genährte Verlangen nach nationaler Einheit" billigen mochte, so abgeschmackt erschien ihm die politische Phrasenmacherei und Großmannssucht. Als man ihm aber zumutete, für die sogenannten neuen Ideen poetisch zu wirken, wies er dies auf das bestimmteste ab, da dergleichen dem Wesen der Poesie wie der Kunst überhaupt zuwider sei. Charakteristisch ist dabei folgende Aeußerung Mährlen gegenüber: „Was jetzt dergleichen (wie die Juli-Revolution) in Deutschland geschehen könnte, perhorresciere ich im voraus als Eitelkeit — und wenn ich hierin zu weit gehe, so hat's das schwarz-rot-goldne Band verschuldet, das dann aber doch meinen Patriotismus nicht ganz und gar strangulieren konnte."

Mährlen ließ aber auch nicht ab, den Freund „aus seiner Ruhe herauszukitzeln und auf die hohe See des Lebens zu locken". Ohne Weltkenntnis, meinte er, wäre auch Goethe nichts geworden. Für sich und den Freund fürchtete er „das Verbauern, das Verhocken, das Zusammenfaulen neben einem Weibe, das Siebenschläfern, Vergauchen 2c.", wenn er Pfarrer würde. Der Freund solle sich um eine Stelle beim Fürsten von Taxis bewerben.

Als Mörike dies der Geliebten mitteilte, äußerte er sich dazu in einer Weise, die sein sicheres und treffendes Urteil in das hellste Licht stellt. „Daß ein universeller Schriftsteller, oder auch nur ein poetischer Weltbürger, wenn er zwischen London und einem schwäbischen Dorfe zu wählen hätte, das erstere vorzöge, versteht sich, ob aber eine Sekretär- oder Bibliothekarstelle bei einem Fürsten von Taxis unserer (Mörikes und Mährlens) etwaigen Produktivität einen höheren Schwung gäbe als der Gesichtskreis einer württembergischen Pfarrei, ist sehr zu bezweifeln. Ich will, wenn ich einer Luftveränderung für meine Gehirnkammer bedarf, aus einer kleinen Reise nach einer ansehnlichen Stadt mehr ziehen und meine poetische Musterkarte stärker bereichern als der verwöhnte Städter, der mitten auf dem Tummelplatze des gestalt- und farbenreichsten Lebens wohnt; — eben die Seltenheit pikanter Er-

scheinungen schärft den Blick, der sie zu ergreifen und zu steigern hat Wenige aber starke Eindrücke von außen, — ihre Verarbeitung muß im ruhigen, bescheidenen Winkel geschehen; auf dem ruhigen Hintergrunde wird sich ihr Kolorit erhöhen, und die Haupsache muß doch aus der Tiefe des eigenen Wesens kommen; was man von außen empfängt, muß teils bloße Anregung sein, teils sind es einzelne abgerissene Charakterlinien, zerstreute Züge 2c. Wer bis in sein 26. Jahr in mannigfaltige Berührung mit gewöhnlichen und ungewöhnlichen Menschen kam und so ziemlich alle oberflächlichen und tiefer liegenden Richtungen des Lebens kennt, — der soll im übrigen, um die Welt darzustellen, getrost aus dem Brunnen eigener Phantasie schöpfen und sich auf sein Augenmaß verlassen, was die Korrektheit der Zeichnung betrifft. Ueberhaupt lebe ich der festen Ueberzeugung, bei einem Schriftsteller, der auch nur etwas mehr ist als z. B. Wilh. Hauff (dies ohne alle Rücksicht auf uns gesagt) verhält sich die Notwendigkeit äußerer Anregung (und lebender Stoffe des Tages) zur Bedingung des eigenen Ideenfonds wie 4 zu 80. Wer der letzteren Summe gewiß ist, der findet die erstere auch als Dorfpfarrer, und wenn er sich aus dem papierenen Produkte von beiden ein wenig Extralebensluft d. h. Geld zu verschaffen weiß, so kann er die 4 zum Privatvergnügen seiner Frau und seiner selbst bis auf überflüssige 10 steigern. Wer die 80 nicht besitzt, der muß sie sich aus der anderen Summe ergänzen und sich seine Copien aus Theaterzirkeln, Gesellschaften 2c. holen, den feinen Ton studieren, hinter jedem Stutzer und seiner Cravatte den Satyr spielen und das dann als Poesie drucken lassen. Er kann ein unterhaltender, guter Schriftsteller sein — aber kein Dichter, allein eben deswegen wird er mehr Glück bei der eigentlichen Lesewelt machen. — Bewegt sich die Poesie aber nicht gerade auf dem modernen Boden (und es wird ihr Vorteil sein, wenn sie dies nicht immer thut), so braucht man Mährlens Londoner Caffees und öffentliche Plätze weit weniger — eine Iphigenie schreibt sich gar wohl ohne das, war man zuvor ein J. Wolfgang von Goethe, aber — gehorsamer Diener! man kann eher noch vorher Minister sein."

Ob sein „Engelskind" dies alles so verstand, wie es gemeint war, bleibt bei seiner Eigenart zweifelhaft, denn Luise war — bei zartem Aeußeren und gefälligem Gesicht — zwar verständig und vorsichtig, aber trotz ihrer Schüchternheit entschieden, ja leidenschaftlich aufbrausend, wenn sie sich in dem bekämpft sah, was ihr edel und erstrebenswert schien. Im engen Bereich des Pfarrhauses groß geworden, kannte und schätzte sie allein den Pfarrberuf, sie wollte daher auch in diesem Kreise, wie sie ihn verstand, bleiben und wußte, daß sie in keinem anderen ihr Glück finden würde. So war ihr Gesichtskreis eng, ihre Auffassung

— selbst von dem Pfarramt — einseitig und in dieser Einseitigkeit unter Umständen bis zu leidenschaftlicher Hartnäckigkeit gesteigert. Mit Aengstlichkeit wollte sie alles vermieden wissen, was „den Leuten“ Anlaß zum Gerede geben konnte, mit peinlicher Sorgfalt wachte sie, daß ihr geliebter Eduard keinen „Anstoß“ gebe, daß er in dem Geleise ging, das ihr als das allein gute und normale erschien. Unheimlich war ihr alles, was den stillen Gang ihres ländlichen Pfarrhauslebens, die gleichschwebende Temperatur ihres einfachen, unschuldigen und keuschen Mädchenherzens zu stören schien. Ganz in diesem ihrem Sinn ist es, daß der Geliebte ihre Liebe zu ihm in „Erstes Liebeslied eines Mädchens“ (Ged. S. 33) als „ein schauriges Ding“ darstellt, das ihr „mit Schmiegen und Wenden“ an die Brust schlüpft. „Es beißt sich, o Wunder, mir keck durch die Haut, Schießt's Herze hinunter! O Liebe mir graut!“

Im Mai 1830 schickte er ihr eine „Tuschzeichnung“: Die Scene im Hamlet, wo die wahnsinnige Ophelia phantastisch aufgeputzt erscheint ꝛc.; am Anfang des Begleitbriefes hatte er einen Rückblick auf ihr erstes Liebesleben geworfen und schilderte der Braut, wie sie ihm damals erschienen sei: „Deine ganze Erscheinung,“ sagt er da, „Dein stilles, verschlossenes, häufig mißverstandenes Wesen, Deine heimlichen Besuche auf dem Kirchhofe, jener gedankenvolle starre Blick, mit dem Du öfters, die laute Gesellschaft überhörend, unbeweglich dasaßest — das Alles gab Dir in meinen Augen etwas Feierliches, Mysteriöses, ja zuweilen etwas Geisterhaftes, das mir heilig und unantastbar war.“ Wer denkt da nicht unwillkürlich an die unglückliche Agnes im „Maler Nolten“? zumal an die Stelle (II 133 f.), wo Nolten von jener „dunklen Klippe“, woran Agnesens sonst so gleichgewiegtes Leben zum erstenmale sich brach, und von der schlimmen „Zauberblume“ spricht, woran des Mädchens Geist zuerst sich mit unheilvollen Ahnungen berauschte. Noch lag aber über allem der ambrosische Schleier unversehrter Liebe.

Mit freudiger Genugthuung hebt der Dichter Freund Hartlaub gegenüber von ihr hervor: „Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über den unschuldigen, keuschen Mädchenhorizont hinausliegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat; gewöhnlich lachen wir dann beide herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an sie fesselte.“ Goethe war ihre stehende, gemeinsame Lektüre; Alexis und Dora, Euphrosyne, Dichtung und Wahrheit werden besonders genannt, diese liest sie zum Teil vor, jene er, während sie sich die Locken wickelt. Ihre Herzensbriefe kann er oft zu Hause nicht abwarten; er eilt dann dem Boten entgegen, um den Brief in dem nächsten

Wald zu lesen. Dabei hat er einmal einen herrlichen Poetenwinkel auf einer Waldwiese an der rauschenden Lauter entdeckt, wo die ersten Sonette an Luise entstanden sind: „Der Himmel glänzt vom reinsten Frühlingslichte“ (Ged. S. 169, datiert v. 30. 4. 30), „Am Waldsaum kann ich lange Nachmittage“ (Ged. S. 167, v. 3. 5. 30) und „Wenn ich von Deinem Anschaun tief gestillt“ (Ged. S. 170, v. 7. 5. 30), drei spätere sind in den Gedichten gedruckt S. 168; S. 169 „Nur zu!“ und S. 404. Das siebente, später umgedichtete Sonett lautet in seiner ursprünglichen Fassung:

* * Ich sehe Dich mit rein bewußtem Willen
Gelassen Dich in Deinem Kreis bewegen,
Noch sanft durchglüht vom letzten Vatersegen
Mit Heiterkeit des Tages Pflicht erfüllen.

Du magst so gerne unbelauscht im Stillen
Die zarten Blüten Deines Geistes pflegen,
Und, kindlich, um den höchsten Wert verlegen,
Den Reichtum Deiner tiefen Brust verhüllen.

Wer so Dich kennet, ja der glaubt auf's neue,
Daß Unschuld, Wahrheit, Demut, fromme Treue
Noch immer nicht von dieser Erde schieden.

Und wenn es wahr ist, daß ein göttlich Walten
Den schönsten Kranz der Tugend vorbehalten —
Wer wäre würdig, Dir ihn darzubieten?

Wenn es Mörike sein Amt erlaubte, unternahm er zu seiner Erfrischung anstrengende Wanderungen auf die winkenden Berge und in die „sonnenscheuen“ Wälder, aber „die Leute“ hielten sich darüber auf, und Luise hörte dann, Eduard sei zu viel auswärts und bat ihn, davon abzulassen. Sie sei zu ängstlich, meinte dieser, er wolle aber, soviel es „ohne Zerstörung seines eigenen Selbst“ möglich sei, ihre Bitte zu erfüllen suchen. Als sie wiederholt ihre Besorgnisse äußerte, daß Lohbauer und Mährlen Eduard in den politischen Strudel ziehen wollten, schrieb er ihr: „ich habe es mir zum Gesetz gemacht, mich mit beiden nur behutsam einzulassen,“ sie brauche nicht zu fürchten, daß sein „pastoralischer Grund und Boden ins Schwanken geraten könne“. Beunruhigend war es ihr aber wieder, wenn der Vikar die amtlich angeordnete Disputation ein „theologisches Ringelstechen“ nannte. Auch hatte der Bräutigam ihr bald eine „Grille“ aus-

zureden, die sie gegen seine Mutter hatte, bald den Verdacht, als ob er eifersüchtig sei, zu entkräften.

Für den bereits 1828 begonnenen Roman — er selbst nannte ihn damals Novelle — hatte er sich von Bauer das Schattenspiel „Der letzte König von Orplid“ zur Verwendung zuschicken lassen. Es ist möglich, daß in dieser Zeit, wo die zauberische Orplid-Welt von neuem vor ihm auftauchte, das herrliche Lied: „Du bist Orplid, mein Land!“ (Ged. S. 94) geschaffen wurde. Den Roman gedachte Mörike in dem schon länger von ihm geplanten „Taschenbuch ohne Jahresschild“ zu veröffentlichen, indem er sagte: „In der leichtfertigen Almanachsgestalt wird es („das Ding“) weniger geeignet sein, ein Vorurteil, einen Maßstab für etwa künftige Versuche für mein Talent überhaupt abzugeben. Man thut immer gut, anfangs leise und quasi versteckt aufzutreten.“ — Bei dem Taschenbuch rechnete er auch auf Beiträge Uhlands, Schwabs und Kerners. Mährlen sollte die Vorrede schreiben, aber „nur keinen herabsetzenden Seitenblick auf andere Produkte dieser Art von Zwerglitteratur“ werfen und „auch sonst nicht zu viel Präconisierendes“ bringen; der Freund brachte aber gar nichts; nachdem der Dichter auf Mährlens Zureden es aufgegeben hatte, den Roman in den Almanach zu geben, verschwand dieser einstweilen wieder aus dem Gesichtskreis.

Im Anfange des Jahres 1831 reiste er wegen seines Bruders Karl mit der Mutter nach Scheer, um dort zum Rechten zu sehen. Was er da sah und hörte, verwirrte ihn um so mehr, als er auch infolge dieser Reise von seiner Luise längere Zeit getrennt war. „Nie fühlte ich,“ schreibt er ihr Ende Februar „ein lebhafteres Bedürfnis und durstigeres Verlangen nach derjenigen Beruhigung, welche mein Beruf unmittelbar mit sich bringt und doch — nie fühlte ich mich unfähiger, Hand an die Arbeit (Predigt) zu legen und meiner Empfindung irgend eine Form zu geben. Das Evangelium hielt mir seinen ganzen Frieden entgegen und lockte mich tief und tiefer in jene stille Abgeschiedenheit des Geistes, wo der Engel unsrer Kinderjahre uns wieder begegnet und mit uns weint.“ Aber „die Brücke zur Predigt“ konnte er nicht finden, und „was dort lauteres Gold gewesen war, das wurde stumpfes Blei, wenn ich die Feder ansetzte. Eine ruhige Trauer umhüllte mir jeden Gedanken.“ Erst als er die Geliebte wieder gesehen und sich mit ihr ausgesprochen hatte, wurde er heiter und froh, schob die Sorge um den Bruder hinter seine Liebe und begann einen poetischen Lieblingsgegenstand sich lebhaft vor die Seele zu führen und „nach allen Seiten recht durchzudenken.“ „Unter diesem innerlichen Geschäfte,“ fährt er dann fort, „wuchs gewissermaßen mein Selbstgefühl, und das war in

solchen Fällen immer das erste, was mich gegen den Druck so mancher Außendinge von jeher wohlthätig gestärkt und mit guten Hoffnungen erfüllt hatte."

Aber schon stand neues Unheil vor der Thüre, das Karl angerichtet hatte. Eduard hatte nämlich einen Brief von ihm, der in Haft saß, an seine Adresse befördert, ohne von dessen bedenklichem Inhalte eine Ahnung zu haben. Zu bereuen, schreibt er der Braut Anfang März, habe er nichts; seine Briefschaften seien jedoch unter Siegel gelegt; wie groß des Bruders Schuld sei, wisse er nicht. Er hofft, daß man seine Sachen, unter denen leider auch Luises Briefe, untersuchen und so seine völlige Unschuld erkennen werde, sein einziger Trost sei Luise.

So wurde er zwischen Hoffnung und Verzweiflung umgetrieben, denn, so mußte er der Braut am letzten März mitteilen, nun sieht er durch die Excesse seines Bruders auch seine Zukunft bedroht und damit auch die ihrige. Er selbst sei zwar ganz schuldlos, aber der König sei höchst aufgebracht und dessen Mißtrauen würde sich auch gegen ihn richten und ihn in seinem Fortkommen hindern; deshalb habe er geplant, sein Amt aufzugeben und ins Ausland zu gehen. Das habe er zwar wieder aufgegeben und stehe nun der Angelegenheit zwar gelassen, aber nicht zweifelsfrei gegenüber. Von Owen möchte er jedenfalls weg und „als Vikar für immer ausgedient" haben. Auch sein körperliches Befinden sei schwankend; auf der Kanzel habe er vor kurzem Schwindelanfälle gehabt, und sein rechter Arm sei wegen starker Rheumatismen mit Pflaster vollgeklebt und schmerze ihn sehr. „Es ist," tröstet er zum Schluß die Braut, „ein leichtes Frühlingsfieber, das ich gerne trage schon um seines Namens willen." Allein dies erwies sich als eine Täuschung, er mußte auf ärztliche Anordnung Urlaub nehmen, um in Stuttgart eine Kur zu gebrauchen. Diesen Urlaub benutzte der Dichter auch zu einem längeren Aufenthalt in Hohenheim, wo er in dem sogenannten, jetzt nicht mehr vorhandenen Römischen Wirtshause wohnte und in den sonnigen Gärten und auf den schattigen Parkplätzen unter dem Rauschen der mächtigen Linden, Eiben und Ulmen einzelne Teile des „Maler Nolten" schuf und niederschrieb.

Mitte Mai suchte er sein liebes Ludwigsburg auf; zwar kam er als ein Fremder ins Vaterhaus, fand da viel schönes beseitigt und verdorben, aber mit Freuden durchstrich er die melancholischen Gänge der Anlagen; in der Emichsburg hörte er wieder die Windharfen flüstern, deren süße Töne alles Vergangene in ihm aufschmolzen; wie im Traum sah er die Umgegend und die Wege alle, wo sie als Kinder mit Vater und Mutter ausgeflogen waren.

Der Prozeß des Bruders versetzte ihn jedoch von neuem in solche Aufregung, daß er der Braut, „nachdem er sich im Gebet vor Gott gestärkt, die

entscheidende Frage stellte;" hier bricht der Brief ab, durch den er offenbar Luise ihr Wort zurückgeben wollte, falls sie es wünschte.

Wie ein wehmütiger Zukunftston erklang damals das herrliche Lied: „Rosenzeit, wie schnell vorbei" (Ged. S. 61).

Als Mörike Mitte Juli mit dem Onkel Prokurator auf dessen Wunsch nach Oberschwaben gereist war, berichtete er der Braut unter anderem: Unterwegs kam er in ein Wirthshaus und trat, während der Onkel seinen Geschäften nachging, in den oberen Saal, wo ein Theater aufgeschlagen wurde, „dessen ganzen Apparat ich mit aller Ruhe und mit recht kindischem Vergnügen untersuchte. Kaum traute ich meinen Augen, als ich, hinter eine Gardine tretend das ganze Personal der sehr beträchtlich großen Puppen der Reihe nach an der Wand hängen sah. Nach und nach machte ich Bekanntschaft mit (dieser totlebendigen Gesellschaft) den Herren und Damen, Türken, Rittern, Tod und Teufel. Ja, ich enthielt mich nicht, Hans Mors, das Beingerippe, das ganz kameradschaftlich bei dem langnäsigen Bajazzo hing, ein wenig in den Schnüren tanzen zu lassen — ein E. Hoffmann (der Novellenschreiber) hätte sich entzückt an dem phantastischen Scherz." In Obermarchthal, das er schon vor drei Jahren bei seinem Aufenthalt in Ober-Schwaben kennen gelernt hatte, besuchte er wieder wie damals den Park bei dem Taxis'schen Schloß und schlich bei Seite, „um der Muse wieder zu begegnen, der ich vor 3 Jahren auf demselben Platz ein kleines Sonett (an Maler Wächter) verdankt hatte, doch forderte ich ihr diesmal nichts ab."

Nach seiner Rückkehr ging er als Vikar nach Eltingen bei Leonberg, sodaß er der Geliebten nicht mehr so nahe war und klagen mußte:

„Ist's möglich, ferne von der Süßen
So fort zu leben, so verbannt!
Nur über Berg und Thal zu grüßen,
Und nicht ein Blick, nicht eine Hand!" ꝛc.

Und: „Anders wird die Welt mit jedem Schritt, den ich weiter von der Liebsten mache" (Ged. S. 51). Da muß er von lieben Erinnerungen zehren: er denkt der schattigen Wege, wo sie zusammen den Faust anfingen, und an die Ecke des lieblichen Wäldchens, wo er beendigt wurde. Für den 16. August (den Tag der Verständigung) wird für Abends 5 Uhr ein einsamer Spaziergang zwischen beiden zur stillen Feier des heiligen Tages verabredet, und zwar soll Luise zur angegebenen Zeit an der „ahnungsvollen Linde" sein; „der Baum hat," schreibt er kurz darauf, „ich weiß nicht warum, was ganz besonders Ahnungs-

volles, ja fast Persönliches für mich. Ich muß mir in der Gegend hier herum auch einen ähnlichen auffinden und eine geistige Kommunikationslinie zwischen den beiden und dadurch zwischen uns formieren."

Sehr bezeichnend für Mörike ist folgender kleine Vorgang. Ein Haarlöckchen, das ihm Luise in seine Einsamkeit gesandt hatte, war vom Winde entführt und nur mit Mühe wieder gefangen worden „Da würde denn," schreibt er der Geliebten, „ein Poet des vorigen Jahrhunderts spornstreichs eine Ballade drüber machen, die etwa anfinge:

Horcht, wie schalkhaft Amor handelt
Und ein zärtlich Herze neckt
In Zephire sich verwandelt,
In der Windsbraut sich versteckt ꝛc.

Du mußt Dir, fügt er hinzu, den Vers im Ton des kleinen, fein-stimmigen Simpels vorsagen, mit dem ich Dich auf der Gartenmauer in G. unterhielt."

So kam der Herbst heran, die alte Weise der Dreschflegel tönte wieder: „Sommer bist hin, Sommer bist hin."

Zum 27. Oktober, Luises Geburtstag, sandte er ihr ein Blättchen, auf dem stand in zierlicher Schrift:

Nichts, o Geliebte, will ich Dir wünschen —,
Wünschen — was ist's? Aber was mir als Wahrheit
Ein wahrhaftiger Geist entdeckte,
Will ich heut nicht verschweigen.

Beigelegt war ein Aushängebogen vom Roman, zu dem ihm Hetsch ein Lied komponiert und Wächter eine Skizze gezeichnet hatte.

Vom November an war Mörike ganz allein in seinem großen Pfarrhause, wie er Luise erzählt, nachdem die Familie des vorigen Pfarrers abgezogen war. Da kommt er sich wie ein katholischer Kaplan vor und sucht Umgang und Unterhaltung mit Tieren: eine Lerche läuft im Zimmer herum, und ein närrischer Star sitzt wieder im Käfig, mit dem er des Morgens, wenn sie alle drei zusammen die Augen aufthun, spaßhafte Zwiesprache hält. Den Star redet er nämlich als den großen Virtuosen Tartini an und spricht mit ihm bunten Schwulst über fremde und deutsche Musik, während der Star mit seiner „kauderwälschen Waldsprache" dazwischen fährt, für die er eine besondere „Staren-Notenschrift" zu Luises Entzücken erfunden hatte.

Zu ihrer Freude hörte Eduard über sein Predigen viel Rühmens, so auch neulich in Leonberg, wo er für den Pfarrer eintrat und „in Gegenwart einer Hochwürden" predigte. „Mit meinen Gedichten," schreibt er der Braut, „von denen Du wünschst, daß ich sie einzeln drucken lasse, will ich diesen Winter eine Revision vornehmen," freilich habe er sich nicht überall bemerkt, welche in der Morgen- und welche in der Damenzeitung abgedruckt seien, einen kleinen Teil habe er auch verloren. „Mit der Zeit," fährt er fort, „will ich eine ganze Sammlung davon herausgeben. Vor der Hand laß nur sehen, was die Novelle (Nolten) für Wirkung thun wird. Seit ich sie nach und nach gedruckt lese (über die Hälfte ist nun schon fertig), habe ich immer mehr Vertrauen auf das Ganze, und auch meine Freunde prophezeihen gutes."

Abends im Bett liest er immer wieder Wilhelm Meister. „So oft ich," schreibt er Luise, „eben eine Seite lese, wird es heller Sonnenschein vor meinem Geist, und ich fühle mich zu allem Schönen aufgelegt. Es setzt mich wunderbar in Harmonie mit der Welt, mit meinem Selbst, mit allem. Das, dünkt mich, ist das wahrste Kriterium eines Kunstwerks überhaupt. Das thut Homer auch und jede antike Statue. Eine gute Gipsfigur muß einmal in unser Zimmer, das sage ich Dir. Dergleichen ist mir der einzige reinste Ableiter und Isolierschemel gegen allerlei Anfechtung, und man wird es nie, niemals satt."

Mit seinem körperlichen Befinden ging es ihm auch in Eltingen während der Winterzeit nicht gut; und schon stand wieder ein Stellenwechsel bevor, da für Eltingen ein neuer Pfarrer ernannt wor. So mußte denn der Wandervikar in harter Januarkälte 1832, in Betten gepackt, abziehen, um nach Ochsenwang, einem kleinen, hochgelegenen Dörfchen auf dem Rande der Alb, als „ständiger Pfarrvikar" überzusiedeln. Er reiste über Stuttgart, ließ sich am 14. Januar auf den Hohenasperg fahren, wo sein Bruder Karl ein Jahr Festungshaft zu verbüßen hatte, und kam am 17. nach Grötzingen. „Süßes Wiedersehen. Luise! — —" merkt er dazu in seinem Kalender an. Am 20. fuhr er über Nürtingen nach Ochsenwang, wo er am folgenden Tage eintraf.

Um die Stelle in Ochsenwang hatte er sich beworben, um endlich aus der Pfarrwanderung herauszukommen und mit der Mutter — Schwester Clara lernte unterdessen in Bernhausen die Haushaltung — ein gemeinsames, behaglicheres Heim zu haben, das er schon so lange hatte entbehren müssen, und das gerade zu den Dingen gehörte, die für ihn am unentbehrlichsten waren.

Die Anfänge waren auch hier getrübt: Freund Bauer war schwer erkrankt, ein Bruder kam „auf einer dessperaten Flucht" unerwartet bei ihm an, um sich eine andere Stellung zu suchen; die Mutter war in ihrer Gesundheit so ge-

schwächt, daß sie nicht kommen konnte; so mußte auch Luise ihren Besuch verschieben, denn die Amtsgeschäfte, insbesondere der Konfirmanden-Unterricht, hielten den Vikar auf seiner neuen Stelle zurück.

Sogleich am Tage nach seiner Ankunft, Sonntag, den 22. Januar, schreibt er — „zwischen Predigt und Kinderlehre" — an die Geliebte: Wie in einer Zelle des St. Bernhard-Hospizes oder im Knopf eines Münsters kommt er sich in den hellen, geweißten Stuben des Pfarrhauses vor. Sein Kirchlein ist wie sein Pfarrhaus reinlich und rührend klein, wie von Kinderhänden aufgestutzt. Wenn er in der Kirche ganz gelassen redet, so heißt das schon die Stimme erheben. In der Kinderlehre erfreuten ihn besonders die prompten und frischen Antworten, wie er sie sonst nirgend gehört habe; die Leute scheinen ihm treuherzige und zutrauensvolle Menschen zu sein. Der Kirchturm, der ihm nur 6 Schritte gegenüber liegt, ist gegen das Wetter mit Holz überzogen, sodaß er wie ein hölzernes Gerüst aussieht und an das chinesische Gartenhaus auf dem Oesterberg erinnert; die vier Läden, meint der Dichter, sind „akkurat wie die, aus denen wir als Orplid-Wächter zu allen Stunden der lauen Tübinger Sommernächte herausgeguckt haben."

Anfang März kam endlich die Mutter mit Luise zu einem kurzen Besuche nach Ochsenwang. „Es war, schreibt er seiner Schwester, so lange wir Luise hatten, ein gar liebliches Vorspiel künftiger Zeiten."

Von des Dichters rührender Anspruchslosigkeit giebt ein Brief aus dieser Zeit an die Mutter beredtes Zeugnis. In der Winterfrühe, um 6 Uhr, sitzt er am Schreibtisch und trinkt den Kaffee „von gestern", bis der heutige kommt. „Es ist nicht das erste Mal, bekommt die Mutter zu hören, daß ich den Kaffee zu trinken vergaß, er siedet dann in der Ofenkachel bis auf wenige kostbar süße Tropfen, von einer spröden Haut überzogen, und ich glaube, kein Kaiser hat ein delikateres Frühstück als ich am zweiten Tage.

Wie sein liebster Gang nach dem nahen aussichtsreichen Breitenstein war, so sein liebster Sitz der „spitzig Fels", von wo zwar die Aussicht nicht so weit ist wie von jenem Berge, dafür aber hier einen reichen Vordergrund von Bäumen und phantastisch aufgetürmten Steinmassen bietet. Da konnte er Stunden lang zwischen den Felsen wie auf einem mit Moos gepolsterten Lehnstuhl sitzen, die Füße gleichsam über eine herrliche Galerie hinaus hängen und sich von den Lüften des Himmels mit seligem Schauer berühren lassen. Da sah er im Thal die Aecker und Wiesen, braun und grün abwechselnd, liegen und darüber zerstreut die Arbeiter wie Ameisen emsig zappelnd und die Häuslein des Dorfes wie leicht hingewürfelt, alles aber in den linden, goldenen Duft und in ein lispelndes

Meer von Frühlingsstimmen getaucht. Und wenn der Kuckuck seinen Frühlingsgruß ertönen ließ, dann war dies für ihn ein Ton, der ihm seit seiner Kindheit die Thräne schneller und feuriger ins Auge trieb als die rührendste Frühlings-Kantate von Haydn. „Laß o Welt, o laß mich sein" (Ged. S. 125) mag da erklungen sein und das sinnige „Gebet" (Ged. S. 174) sich aus seinem Herzen gerungen haben.

Und erhoben sich Lerchen singend zum Himmel, dann fiel ihm wohl ein Sinngedicht Logaus ein, das er einmal seiner Schwester Luise zu deren inniger Freude gesagt hatte: „Ob Sterben grausam ist, so bild ich mir doch ein, daß lieblicher's nicht ist, als schon gestorben sein." Schreibt er an die Geliebte hinter „dem rötlichen Vorhang", auf den die Maisonne scheint und ihm einen rosigen Schein auf sein Briefpapier wirft, dann versinkt er in Gedanken an seine Luise und berauscht „sich wohl ganze Viertelstunden in dieser purpurischen Nacht der süßen Gedanken, der lieblichsten, zartesten Wehmut. Ich sage Nacht und Purpur, denn eine lichte Dämmerung verdichtet sich zuletzt auch wohl, je tiefer die Gedanken gehen, bis zur dunklen, seligen Selbstvergessenheit, wo die äußeren Sinne sich zu schließen scheinen, alles was uns umgiebt verschwindet und versinkt, und die innerste Seele die Wimpern langsam erhebt, und wir, wenn ich so sagen darf, nicht mehr uns selbst, sondern den allgemeinsten Geist der Liebe, mit dem wir schwimmen wie im Elemente, empfinden." Da entstehen dann Stimmungen, in denen der Mensch darauf verzichtet, sich selbst zu begreifen, „er überläßt sich," wie es im Nolten (II, 47) heißt, „getrost dem göttlichen Elemente, das uns trägt, und ist gewiß, er werde wohlbehalten an ein bestimmtes Ziel gelangen."

Als Mährlen im Sommer 1831 den Freund in Owen besucht hatte und 14 Tage im Wirtshaus „kampierte", hatte er einmal von jenem eine „Bett-predigt" gehört, die er nun am Anfang eines Briefes wieder fand: ein Produkt tollster, übermütigster Laune, in dem Hans Wurst die komischsten Purzelbäume schlägt. „Warum," fragt der Dichter, „geht mir das Herz so auf bei diesen Possen? Wahrlich nicht der Possen wegen, sondern dessentwegen, was sich von jeher so gern dahinter versteckt hat: das voll befriedigte Gefühl, das erschöpfende Wohlsein meiner armen anima in deiner geistigen und körperlichen Nähe, worin die ganze lange Skala möglicher Empfindungen . . . höchster Ernst und liebliche Narrheit so harmonischen und kräftigen Widerstand findet, wie bei keiner andren Seele, der angeborne Bruderzug, ich kanns nicht anders nennen. Ach, Alter, neulich kam mich so ein heftig süßes Frühlingsfieber auf einem meiner Felsen an. Erinner' Dich, wie wir einmal vor der Allee in Tübingen unter Schlüssel-

blumen und Maikäfern den Hyperion lasen. Ich sehnte mich wieder nach dem lang nicht gesehenen Buche und verschrieb mir's augenblicklich. O, welch ein sinnbetäubender Dampf und Blumengeruch der Vergangenheit stieg mir entgegen! Ich wollte gleich die Feder für Dich ergreifen, vermocht's aber nicht; denn diese überschwellenden Momente kehren zugleich auch die träge, resignierende Ohnmacht unsres Wesens heraus."

Gewiß gehört dieser Vorgang zu den Veränderungen in unsrer Seele, von denen wir uns Rechenschaft geben können. Aber dem Dichter des Nolten war es wohl bekannt, daß es dergleichen Veränderungen giebt, von denen wir dies nicht vermögen. So streift er im Roman (I, 85) das, was er anderwärts seine „alte Hypothese von einer doppelten Seelenthätigkeit" nennt, indem er bemerkt: „Wir machen den Uebergang vom Wachen zum Schlaf ohne Bewußtsein und sind nachher ihn zu bezeichnen nicht im stande;" zu jener Hypothese selbst führt er dagegen bei einer anderen Gelegenheit folgendes aus: „Die Seele strahlt und wirkt von ihrer Nacht- oder Traumseite aus in das wache Bewußtsein herüber, indem sie innerhalb der dunklen Region die Anschauung von Dingen hat, die ihr sonst völlig unbekannt blieben. Ihre Vorstellungen in der Tag- und Nachtsphäre wechseln in unendlich gedrängten Zeitmomenten mit äußerster Schnelligkeit ab, so daß die Stetigkeit des wachen Bewußtseins nicht unterbrochen scheint."

Wie er Luise gegenüber aus einem besonders gesteigerten Seelenzustande heraus von dem „allgemeinsten Geist der Liebe", in den sich sein ganzes Wesen versenke, und im Nolten von dem „göttlichen Elemente" spricht, dem wir uns im vollen Vertrauen auf den Allmächtigen rückhhaltlos anvertrauen, so fühlte sich der Dichter auch von jeher im engsten Wesenszusammenhang mit der Natur. Wenn er einmal in einem Briefe an Hartlaub einen schönen Vornamen mit einer Blume vergleicht, die nur in der Vakanz blühe, so sagt er im Nolten (II, 193 f.): Wie man wohl von der Stimme des Menschen auf sein Wesen schließe, so scheinen die Namen der Blumen aus einem bestimmten Gefühl einer natürlichen Aehnlichkeit geschöpft. Und so mögen auch die Namen der Menschen, zumal die weniger verbrauchten, einen kleinen Einfluß darauf haben, wie der Mensch sich später sein innerliches Leben formt, wie er andern gegenüber sich fühlt; sodaß sein Wesen einen besonderen Hauch von seinen Namen annähme.

An dem blinden Henni im Roman (II, 192) erweist er besonders seine Ueberzeugung von „dem stillen Einverständnis zwischen der äußeren Natur und der Natur des guten Menschen."

Als Mörike an jenem erschütternden 10. Juli 1824 in Tübingen durch ein

furchtbares Unwetter den Sturm seiner Seele gebändigt sah, da fühlte er sich nicht bloß von augenblicklicher Seelennot erlöst, sondern gleichsam in den Armen des Ewigen getragen, deshalb lebte er auf bei dem Aufruhr der Natur, er hing „mit Wollust an dem kühnen Anblick des feurig aufgeregten Himmels" (Nolten II, 218).

Und während im Juni 1832 über Ochsenwang ein furchtbares Gewitter heraufzog, fingen seine Lebensgeister an, „heimlich vergnüglich aufzulauschen. Breite, gewaltige Blitze fielen wie Rosenschauer in unsere weiße Stube, und Schlag auf Schlag. Der alte Mozart muß in diesem Augenblick mit dem Kapellmeisterstäbchen unsichtbar in meinem Rücken gestanden und mir die Schulter berührt haben, denn wie der Teufel fuhr die Ouvertüre zum Titus in meiner Seele los, so unaufhaltsam, so prächtig, so durchdringend mit jenem oft wiederholten ehernen Schrei der römischen Tuba, daß sich mir beide Fäuste vor Entzücken ballten."

Nach Agnes' Tode sieht Henni (Nolten II, 290) in die tobende Natur, „er lauschte mit Wollust dem hundertstimmigen Winde. Es däuchten ihm seufzende Geisterchöre der gebundenen Kreatur (vergl. „Die Elemente" Ged. S. 177) zu sein, die auch mit Ungeduld der herrlichen Offenbarung entgegenharren. Sein ganzes Denken und Empfinden war nur ein trunkenes Loblied auf Tod und Verwesung und ewiges Verjüngen."

Das war die Musik des Weltalls, die kosmische Musik, auf die sich der Dichter des Nolten wie wenige verstand. Aber noch mußte der Achtundzwanzigjährige in diesem niederen Erdenwesen leben, das sich für ihn immer übler gestalten sollte.

Mit seiner Gesundheit ging es in dem rauhen Albklima immer schlechter, alle Meldungen zu einer Pfarre blieben erfolglos, viermal hinter einander reiste er nach Stuttgart, um seine Sache persönlich zu betreiben: was man ihm anbot mußte er des Klimas wegen ablehnen; in eine „menschliche" Gegend zu kommen versagte man ihm. Wie ein gehetztes Wild stehe er da, schreibt er Luise; es kam ihm gewiß schwer an, hinzuzufügen, er befürchte, daß seine Krankheitsklagen nur „halben Glauben" und „bedingtes Mitleid" fänden. Und diese neue Sorge, die sich immer mehr verdichtete, trübte ihm auch jede Aussicht auf Besserung seiner Lage. Denn eine Sorge, heißt es im Nolten (II, 75f.), die als schwacher Punkt zuweilen vor uns aufgestiegen und immer glücklich wieder verscheucht wurde, pflegt uns tückischer Weise gerade in einem solchen Momente am hartnäckigsten zu verfolgen, wo alles Uebrige sich zur freundlichen Stimmung in uns vereinigen will. Im heftigen Zugwind einer aufgescheuchten Ein-

bildungskraft drängt sich schnell Wolke auf Wolke, bis es vollkommen Nacht in uns wird. Dann ballt das riesenhafte Gespenst eines abwesenden Geschicks seine drohende Faust, und man hat die sonderbare Gewißheit, etwas Liebes verloren zu haben." —

„Maler Nolten", der nach vierjähriger Arbeit im August 1832 ausgegeben war, fand überall gute, z. T. enthusiastische Aufnahme. „Nolten ist," schrieb im November Bauer an den Dichter, „ohne Ruhm zu melden, ein Meisterstück, ausgezeichnet durch Wahrheit und psychologische Tiefe, während sich ein leiser bänglicher Hauch von Poesie auch über die klarsten Züge des Gemäldes verbreitet. Denn unheilverkündend ist der ganze Horizont, der Noltens Leben umfängt; selbst die Farbe der Gegenden, der Flug der Vögel ist wie vor Ausbruch eines Gewitters. Es ist nicht möglich, etwas zu hoffen, und allmählich geht das düstere Vorgefühl in ein Grauen über, . . . das nur dann in uns entsteht, wenn wir auf echt künstlerische oder rein menschliche Weise eben bis an den Saum eines Jenseits gehoben werden, ohne dabei das Diesseits zu verlieren. . . . Um so wohlthuender wirkt aber auch die Ruhe, die der Erzähler zu erkennen giebt, und der feine Takt, mit welchem alles motiviert wird. Ich habe es bisher für unmöglich gehalten, sich so ganz in einem Produkte abzuprägen, wie Du dies Werk zu einem Abbild Deines Geistes gemacht hast." Aehnlich faßte sich Hartlaub, und noch nach Jahren schrieb er dem Freunde: „Daß mir im Nolten diese starke, innige Vergegenwärtigung Deines Wesens möglich und vergönnt ist, dafür kann ich Dir niemals dankbar genug sein."

Wer Mörike versteht, versteht auch seinen Nolten, wer ihn aber versteht, wird ihn zu den größten poetischen Leistungen rechnen, die in deutscher Prosa erschienen sind. Selbst ein Mann wie Strauß, dem der Dichter kein Exemplar zuschickte, hat diesen Satz bewahrheitet; daß dieser scharfsinnige, unerbittlich folgerichtige Denker an dem Nolten solches Gefallen fand, war dem Dichter selbst „verwundersam". „Es ist ein Buch," schrieb denn auch Hartlaub im Jahre 1838, „woran sich noch in fernen Zeiten Freunde erkennen werden, worin sie sich finden und Gemeinschaft haben."

Mährlen, hatte, als er nur einige Bruchstücke kannte, über manches Bedenken geäußert, worauf der Dichter ihn auf das Ganze verwies, das ganz anders auf ihn wirken werde. „Uebrigens" hatte er ihm im September 1832 geschrieben, „möchte ich Dich in der Beurteilung insbesondere auf Elisabeth und ihr Schicksalsgewebe aufmerksam machen, was mir stets ein Hauptmoment im Ganzen war." Ja, denn sie war das Abbild jener unglücklichen Maria, im

Rahmen eines düsteren, unabwendbaren Geschicks. Man vergegenwärtige sich nur zwei Stellen aus dem Nolten (I, 78; II, 234), wo es von ihr heißt: „Ein heimatloses Menschenkind, gewohnt, auf kümmerliche Weise, widerwillig sein Leben zu gewinnen und seine Wohlgestalt in bettelhaftem Aufzuge durch die schnöde Welt zu tragen, gegen die es als einzige Waffe nur seinen angeborenen Stolz vorkehren kann, der stille schwermütige Ausdruck ihrer Augen, aus deren Schwärze kaum zuweilen, wenn sie einmal den Kopf erhob, etwas wie ein entferntes Wetterleuchten brach“ ꝛc. Und als die Zigeunerin Nolten wieder begegnete und er sie nicht kennen will: „Schau an, diese blutige Sohlen! Die Liebe, Du böser, undankbarer Junge, war allwärts hinter mir her. Im gelben Sonnenbrand, durch Nacht und Ungewitter, durch Dorn und Sumpf keucht sehnende Liebe, ist unermüdlich, ist unertötlich, das arme Leben! und freut sich so süßer, so wilder Plage ꝛc.“

Es kann nicht die Aufgabe des Biographen sein, aus dem Nolten herauszuschälen, was ihm vom Wesen, Leben, Umgebung ꝛc. des Dichters in dem Roman zu stecken scheint, schon deshalb nicht, weil dabei notwendigerweise das Subjektive eine sehr große Rolle spielen würde. Daß man Dichtung und Dichter nicht identifizieren, oder ihn in einer Person seines Werkes suchen darf, begreift sich ohne weiteres. Wenn z. B. gern darauf hingewiesen wird, daß es von Nolten (I, 266) heißt, das ganze Jahr sieht er in keine Zeitung und falle „in stille Gichter“, sobald neben ihm am Wirtstisch von Politik die Rede sei, so darf eben nicht vergessen werden, daß Nolten und Mörike keineswegs identisch sind; dieser war eine außerordentlich viel reichere Natur als jener, der nur eine Seite des Dichters als Individuum darstellt, und der Nolten-Mörike las keine Zeitung. In Larkens steckt eine andere Seite des Dichters, vor allem der Schalk, der mit der stillen Gelassenheit des vollendeten Humoristen dies ganze Weltwesen ansieht. Die Scene aus dem Roman z. B. (I, 222 f.), da Larkens' Papiere beschlagnahmt wurden, trägt die eben so treffenden wie feinen Züge des Dichters selbst.

Wenn man die Geschichte von dem großmächtigen Globus liest (Nolten II, 204 f.), so liegt die Folgerung nahe, daß Mörike für die Frauen auch etwas mehr beanspruchte als „das beliebte Nähen, Stricken und Sticken und was dahin gehört.“ Es liegt ganz im Kreise seiner Lebensauffassung, was z. B. (Nolten II, 240) von dem sogenannten „Glücksmann“ gesagt wird, den wir herzlich gern ein wenig in unsre Sorge und Gefahr möchten verflochten sehen. Von besonderem Interesse sind im Nolten für das Verständnis des Dichters auch einige Stellen, die seine Gesamtauffassung von Natur und Kunst ꝛc. berühren und

z. T. wiederspiegeln (wie Nolten II, 83 ff, 16, 18). Mit dem unschuldigen Mystizismus des Knabenalters, wird da ausgeführt, ist eng verschwistert der Aberglaube, der „Grenznachbar alles Tiefpoetischen“. Wenn dem Künstler „als Kind die Welt zur schönen Fabel ward, so wird sie's ihm in seinen glücklichsten Stunden auch als Mann noch sein. Darum bleibt sie ihm von allen Seiten so neu, so lieblich befremdend.“ „Aber wenn dem wahren Dichter bei dieser besonderen Auffassungsweise der Außenwelt jene holde Befremdung durchaus eigen sein muß, so wird dagegen die Vorstellungsart des bildenden Künstlers notwendig ganz entfernt davon sein. Auch der Geist, in dem die Griechen alles personifizierten, scheint völlig verschieden von dem zu sein,“ was soeben ausgesprochen ist. „Ihre Phantasie ist viel zu frei hierfür, zu schön und zu wenig hypochondrisch. Ein Totes, Abgestorbenes, Fragmentarisches konnte in seiner Naturwesenheit nichts Inniges mehr für sie haben.“ Dabei stoße man wieder auf den „Unterschied von Antikem und Romantischem“. Es ist auch ganz im Sinne Hartlaubs, wenn Larkens den Freund auf ein früheres Gespräch hinweist, wo es sich „um das Verhältnis des christlichen Künstlergemüts zum Geiste der Antike, vielmehr der ganzen poetischen Empfindungsweise des Altertums, um die Möglichkeit einer beinahe gleich liebevollen Ausbildung beider Richtungen in einem und demselben Geiste“ handelt. „Wie gerne erkannte ich es an,“ fährt Larkens fort, „daß Deiner Kunst von Seiten der Romantik, die Dir nun einmal im Blute sitzt, kein Schaden erwächst. Du hast, so dachte ich, ein für allemal die Blume der Alten rein vom schön schlanken Stengel abgepflückt, sie blüht Dir unverwelklich am Busen und mischt ihren stärkenden Geruch in Deine Phantasie; Du magst nun schaffen was Du willst, nichts Ungesundes, nichts Verzwicktes wird von Dir ausgehen.“ Wie Mörike es im Nolten im allgemeinen ausgesprochen hat (II, 18): „die Kunst ist nichts anderes als ein Versuch, das zu ersetzen, was uns die Wirklichkeit versagt,“ so hat er auch das neue herbe Geschick, dessen Füße schon vor seiner Thüre standen, als wahrhafter Seher in den Roman hineinprojiziert. —

Der Maler Theobald Nolten tritt, aus Italien zurückgekehrt, in die glänzenden Gesellschaftskreise einer deutschen Hauptstadt ein und lernt die junge Wittwe eines Generals, die Gräfin Konstanze, kennen, während ihn eine früher eingegangene Verlobung mit der Försterstochter Agnes, deren Treue er bezweifelt, wenigstens äußerlich noch bindet. Diese, eine zarte und hingebende Natur war durch eine schwere Erkrankung körperlich geschwächt und geistig äußerst reizbar geworden und hatte sich in ihrem Wahne, sie könne dem Verlobten auf die Dauer nicht genügen, schon öfter auf das tiefste erregt. Während ihrer Wieder=

genesung war sie auf einem Spaziergang mit ihrem Vetter Otto, den der alte Förster ihr zur Gesellschaft geladen hatte, einer jungen Zigeunerin — Elisabeth — von ungewöhnlicher, majestätischer Schönheit begegnet, die ihr, als Otto sich entfernt hatte, prophezeite, daß dieser ihr Geliebter werden, der Bräutigam ihr aber verloren gehen werde, und zugleich verbot, vor Jahresfrist von dieser Prophezeiung irgend jemand etwas zu sagen. Agnes, körperlich noch schwach, geistig noch im hohen Grade reizbar, ließ sich dadurch so verwirren, daß sie sich in eine Neigung zu Otto selbst hineintäuschte, sorgfältig alles verheimlichte und so dem Bräutigam Anlaß gab, an ihrer Treue zu zweifeln. Auch dieser war einst als Fünfzehnjähriger mit der rätselhaften Zigeunerin in einem verfallenen Waldschloß zufällig zusammengetroffen und hatte sich unter dem überwältigenden Eindruck, den sie auf ihn machte, eine Art schweigenden Gelöbnisses aufdrängen lassen, als sei er ihr zu ewiger Treue verpflichtet.

Als Nolten vernahm, seine Braut sei ihm untreu geworden, brach er stillschweigend jeden Verkehr mit ihr ab; sein Freund Larkens indessen, ein Schauspieler, der ein stürmisches Leben hinter sich hatte, setzte mit verstellter Handschrift die Korrespondenz mit Agnes fort, um sie, die er nach ihren Briefen über alles schätzte, dem Freunde zu erhalten. Nolten nun, der sich Agnes gegenüber aller Treue entbunden meinte, wurde von einer leidenschaftlichen Neigung für die Gräfin Konstanze immer stärker ergriffen, sodaß Larkens, um die Liebenden zu trennen, der Gräfin Noltens Briefwechsel mit Agnes in die Hände spielte. Aus Rache führte Konstanze nun jenes Verhaftung herbei, erniedrigte sich aber, von Reue gepackt, vor dem Bruder des Königs auf das Tiefste, um den doch Geliebten zu befreien. (In der Ueberarbeitung wird dieser Knoten feiner geknüpft und reiner gelöst: N.'s Verhaftung erfolgt auf Verleumdungen hin, der Bruder des Königs spielt aus Eifersucht der Gräfin jenen Briefwechsel in die Hände, durch den Einfluß der Königin wird Nolten (mit Larkens) wieder entlassen und der Prozeß niedergeschlagen ꝛc.).

Da nun für die Freunde kein Bleiben mehr in der Hauptstadt ist, reist Larkens heimlich weg, nachdem er Nolten über alles — zumal seinen Briefwechsel mit Agnes, den er ihm schickt — aufgeklärt und zum Besuch bei dieser aufgefordert hat. Ein ergreifendes Wiedersehen der Liebenden erfolgt nun. Noch aber zittert in Agnes die Prophezeiung der Zigeunerin wie das ihr stillschweigend gegebene Versprechen nach. Und als nun der Maler eine Berufung an einen entfernteren Fürstenhof erhält und die Hochzeit beschleunigt sehen will, bittet Agnes um Aufschub, entschließt sich dann aber doch in Begleitung von Noltens Schwester Nannette zur Reise nach der neuen Heimat, wo die Hochzeit gehalten werden

soll. Unterwegs erkennt Nolten in einem Wirtshause seinen Freund Larkens, der sich in seinem Lebensüberdruß bei einem Tischler in Arbeit gegeben hat. Der Freund entflieht und führt den längst geplanten Selbstmord aus, jetzt in dem Wahn, jener wolle ihn zur Rechenschaft ziehen. In seiner tiefen Bewegung über des Freundes Tod erzählt der Maler der Braut, daß sie dem Unglücklichen ihr Glück verdanken. Als Agnes alle Einzelheiten vernimmt, gerät sie in die höchste Erregung, die sich bis zur Verwirrung steigert. Da erscheint die Zigeunerin von neuem, um den Bräutigam für sich zu fordern, Agnes verfällt in Wahnsinn und stürzt sich in den nahen Waldbrunnen. Nolten, hierdurch zur Verzweiflung getrieben und durch eine Begegnung mit der Zigeunerin, die hernach, von Entkräftung getötet, auf der Landstraße gefunden wird, über den Rest seiner Lebenskraft erschüttert, stürzt nach einer Vision in jähem Tode nieder. —

Schon aus dieser kahlen Inhaltsangabe erhellt, daß der Vorwurf, der Roman falle in zwei Hälften auseinander, nicht ausreichend begründet ist.

Auch ein oberflächliches Nachdenken zeigt, daß keine der Hauptpersonen ganz frei von Schuld ist; jede ist mit einer psychologischen Feinheit, Tiefe und Folgerichtigkeit gezeichnet, wie sie nur einem echten Künstler eignet; kein Irrenarzt wird an Mörikes Darstellung der wahnsinnigen Agnes irgend eine Verzeichnung bemerken können. Alle Mittel, die einem Künstler zur Verfügung stehen, um den unglücklichen Ausgang anzudeuten, sind mit Meisterschaft angewandt.

Es ist eine ganz willkürliche Behauptung, Noltens fatalistische Wahlverwandtschaft mit der Zigeunerin wirke wie das Schicksal. Die „Zigeunerin", die Tochter von Noltens Oheim, dem Bruder seines Vaters, ist das Opfer unseliger Verhältnisse; durch die Härte ihres Oheims — Noltens Vater — wieder auf die Straße getrieben, irrt sie mit ihrer leidenschaftlichen Neigung für Nolten, der auch er nicht immer ganz zu widerstehen vermag, mit ihrem halbirren Kopf und Herzen auf blutenden Füßen durch die lieblose Welt; daß sie auf ein Mädchen wie Agnes, daß sie auf Nolten selbst einen solchen Eindruck macht, einen so erschütternden Einfluß ausübt, ist psychologisch tief begründet und nichts weniger als fatalistisch. Der Schluß des Romans ist also nicht verwerflich, sondern nur die vom Dichter auf das sorgfältigste vorbereitete und psychologisch wohl begründete Folge des vorausgehenden Verlaufs.

So konnte Hermann Kurtz an den Dichter schreiben: der Schluß des Romans „hat mich erbittert, als ich ihn das erste Mal las, aber ich konnte nicht dagegen aufkommen, . . . er wirkt weltgerichtlich, wie ein zweischneidig Schwert durch Mark und Bein."

Mörike selbst aber sagte in seiner schlichten Art: „Ich wollte ein dunkles Zimmer bauen, und nun verlangt man, daß ich ein Fenster einsetze.“

Gesetzt nun, die Kritiker hätten mit dem Vorwurf recht, daß das dämonische, das irrationale Element den Verlauf beherrsche, so hätten sie damit noch nicht das Recht, daraus dem Dichter einen Vorwurf zu machen, dessen Weltanschauung im ganzen wohl dahin ging: der Mensch wohnt in einer mittleren Welt, an die die untere wie die obere stoßen, er ist versuchlich für diese wie für jene.

Der Dichter des Nolten wußte aus Erfahrung, daß geheimnisvolle Beziehungen bestehen zwischen dem bewußten und unbewußten Willen im Menschen, zwischen Menschen- und Stoffwelt, daß auf dem tiefsten Grunde der Seele Menschen und Dinge in ihren Wurzeln zusammenwachsen, ohne daß der Verstand etwas davon weiß und merkt. Er wußte, daß die Welt tief ist „und tiefer als der Tag gedacht.“ Er fühlte sich im Zusammenhang mit dem Grund aller Einzelwesen, dem Urwillen, dessen Aeußerungen er zu erfassen und zu deuten wußte. Darum war ihm das Instinktive, das Intuitive im Menschen etwas Heiliges; in der Natur, bei Tieren und Kindern versenkte er sich wohl am leichtesten in den Zustand, wo der Verstand zur Ruhe gegangen ist und das Unmittelbare aus seiner Tiefe emporsteigt. Darum: Wer den Dichter nicht versteht, kann auch sein Werk nicht verstehen; er wird es tadeln, wo es des höchsten Lobes wert ist. —

Die Freude über Mährlens Verlobung und Anstellung in Stuttgart hatte Mörike neubelebt, er nahm neben seinem neuen Roman einen „rein poetischen Gegenstand in Versen“ auf das Korn; die im November 32 erfolgte Verlobung Hartlaubs erfreute ihn um so mehr, als ihm der Freund bei der Anzeige einen ergreifenden Beweis seiner tiefsten und reinsten Zuneigung gab, indem er ihm zurief: „Der schönste Teil meines Lebens ist Dein Geschenk!“ Und was mußte er, den die Schneemassen und die rasenden Albwinde in seinem einsamen Dorfe zurückhielten, von der Braut hören? Sie vermisse in seinen Briefen die rechte Liebe und Zärtlichkeit, er hätte sich längst mit Erfolg um eine Stelle bewerben können, kurz sie müsse an seiner „Redlichkeit und Treue“ zweifeln. „Wenn uns,“ hatte er im Nolten (II, 246) vor noch nicht zwei Jahren geschrieben, „ganz unerwartet im ausgelassensten Jammer ein beschämender Vorwurf aus verehrtem Munde trifft, so ist dies die grausamste Abkühlung, die wir erfahren können.

Es wird auf einmal totenstill in Dir, Du siehst dann Deinen eigenen Schmerz, dem Raubvogel gleich, den in der kühnsten Höhe ein Blitz berührt hat, langsam aus der Luft herunterfallen und halbtot zu Deinen Füßen zucken."

Das war nun auch sein Teil geworden. „Du hast mir bitteres Unrecht gethan", erwidert er der Braut (24. 1. 33); „nicht ohne tiefe Wehmut" sieht er „durch das unbilligste Mißtrauen Luises" die Wurzel ihres Verhältnisses bedroht und angegriffen; es scheint „leider so viel klar," fährt er fort, „daß Du, abwechselnd bald an der Notwendigkeit meines langen Außenbleibens zweifelst, bald, im Gegenteil, die Größe meines Uebels übertreibst." Was sie für einen Mangel an Liebe erkläre, sei seinerseits nur Zurückhaltung und Schonung gewesen; er wolle auch jetzt nicht klagen, sondern ihr lieber mit Trost antworten. Vor März sei es ihm jedoch unmöglich zu ihr zu kommen; leider höre er dann schon den Vorwurf: Er liebt mich nicht, sonst käme er. Von ihr aber nicht verstanden zu werden, zerschneide ihm sein Innerstes. Nachdem er ihr nochmals in feurigster und leidenschaftlichster Weise seine Liebe bezeugt hat, bittet er zuletzt um ein freundliches und ermutigendes Wort von ihr.

Das kam denn auch und dazu die ersten Frühlingsboten, aber ein Gang von 20 Minuten belehrte ihn, daß er nicht zu Luise reisen könne. Von da ist wieder eine Lücke im Briefwechsel, denn der nächste Brief ist vom 9. Juni datiert. Nach diesem lassen ihn Unruhe und Leid nicht los: Der jüngere Bruder, kaum in eine Stellung gebracht, habe sie — wenn auch ohne seine Schuld — wieder verloren, Karl habe wieder neue Uebel heraufbeschworen, die Mutter sei schwer erkrankt. Das Alles hindere ihn an Luise zu schreiben, die sein vollstes Vertrauen habe; aber mit seinen Quälereien könne er ihr doch nicht kommen. Wenn wir doch endlich zusammen wären! ruft er aus und schickt ihr eine neue Arbeit, ein Zwischenstück aus einer größeren, die er demnächst im Morgenblatt oder der Urania veröffentlichen wolle; es war also die „Skizze" Miß Jenny Harrower, später als L. Gelmeroth umgearbeitet. Jetzt, heißt es zum Schluß, ist er fest entschlossen, im Herbst Ochsenwang zu verlassen, möge werden was da wolle.

Im Sommer reiste er nach Stuttgart, vor allem um eine passende Stelle zu erhalten — zur Sonntagspredigt mußte er dann nach Ochsenwang zurück —. Auch jetzt wurde nichts Bestimmtes erreicht. Dann fuhr er auf Einladung eines Onkels nach Teinach durch das schöne Calwer Thal. „Ganze Schichten alter Gefühle, schreibt er am 12. Juli der Braut, die aus verschiedenen Zeiten mit diesen Gegenden bei mir verwachsen sind, lösten sich stellenweise vom Grunde meines Innern los, die älteste Erinnerung aus meinem 12. Lebensjahre. Damit bricht der Brief ab, dessen Schluß fehlt; die späteren Briefe sind nicht erhalten.

Die Katastrophe nahte: Ende des Sommers, 4 Jahre nachdem in der Laube zu Plattenhardt der Liebesbund geknüpft war, wurde er wieder gelöst. „Lebe wohl! Du fühlst es nicht, was es heißt, dies Wort der Schmerzen.“ (Ged. S. 50). Wie eine Vorahnung klingt es im Nolten (I, 226): „Wenn der Mensch, von einem jähen Streiche des ungerechtesten Geschicks betäubt, nun stille steht und sich allein betrachtet, abgeschlossen von allen äußeren mitwirkenden Ursachen, — so geschieht es wohl, daß plötzlich ein zuversichtliches, fröhliches Licht in unserem Innersten aufsteigt, und wie im Traume sagen wir halblachend, es ist ja nicht möglich, daß alles dies in Wirklichkeit mit Dir vorging. Wir stehen und erwarten, daß jeden Augenblick der Nebel zerreiße, der uns umwickelt.“ Aber der Nebel zerriß nicht, und der Himmel lag über seinem Albdorf „wie eine graue Augenbraue über einem toten und erstorbenen Auge“.

Sein Leid machte ihn stumm, auch seinen Liebsten gegenüber. Erst „nach Monaten“ fand er in einem Briefe an seine Schwester Clara ein paar andeutende Worte. Gerade den liebsten Personen gegenüber „kostet mirs,“ schreibt er da, „am meisten Ueberwindung, die Feder in die Hand zu nehmen, denn ihnen gegenüber bin ich versucht und von Herzen gedrungen, gewisse Dinge zur Sprache zu bringen, die mit dem innersten Interesse meines Wesens zusammenhängen, die aber so, wie sie bis jetzt noch in mir liegen, so wenig zur Runde und Reife gediehen sind, daß sie sich auf dem Papier wo möglich noch mißgestalteter und unheimlicher ausnehmen würden als selbst in meinem Kopfe.“

Auch die äußeren Umstände waren seinem dichterischen Schaffen ungünstig, denn er hatte die Vikariatswanderung wieder antreten müssen: über Weilheim und Owen nach Oethlingen. So hat er die Arbeit, die ein religiöses Thema behandeln sollte, liegen lassen; es sind nur Fragmente von ihr vorhanden. Aus ihnen läßt sich deutlich genug ersehen, daß man es hier mit einem groß angelegten Roman zu thun hat, in dessen Mittelpunkt religiös konfessionelle Vorgänge stehen.

Ein Baronet, der als englischer Gesandter an einem deutschen Hofe beglaubigt war, hat eine vornehme katholische deutsche Dame geheiratet; aus dieser Ehe stammt eine Tochter Mary, deren Erziehung nach dem frühen Tod der Mutter streng protestantisch geleitet wird. Als später eine nahe Verwandte der verstorbenen Mutter bei dem Baronet zu Besuch ist, versucht sie, die selbst schwärmerisch der katholischen Kirche angehört, jenen dazu zu bestimmen, daß er Mary katholisch werden läßt. Der Baronet verweigert dies, kann aber nicht verhindern, daß die Verwandte Mary für ihren Plan besonders dadurch zu erwärmen sucht, daß sie den geplanten Uebertritt gleichsam als einen Akt der Pietät gegen die schwärmerisch geliebte Mutter hinstellt.

Als der Baronet bei einem längeren Aufenthalte in Wien in eine vornehme östreichische Familie eingeführt wird, deren jüngere Glieder vom Katholizismus zum Protestantismus überzugehen im Begriffe sind, verlobt er sich mit einer derselben, der Gräfin Helene, muß aber schnell — Geschäfte halber — nach England zurückkehren, während seine Braut von einem Geistlichen für den Uebertritt vorbereitet wird. Dieser gerät durch eine starke Neigung zu seiner schönen Schülerin, sowie durch die Zweifel an wichtigen Dogmen, die er in seinem Unterrichte zu lehren hat, in schwere Gewissensnot. —

Der Roman spielt zunächst in dem Landhause eines Professors, der sich von seinem Amte an der Akademie zurückgezogen hat; da der Baronet ein Jagdschloß in der Nähe hat, ist er mit dem Professor bekannt und läßt seine Tochter Mary auf deren Bitten — während er mit seiner zweiten Frau in die Schweiz reist — bei dem Freunde, wo sie auch von Mr. Thomas, einem Engländer, unterrichtet wird. So sehr der Professor auch sonst diesen verständigen Mann schätzt, so ist er ihm anstößig, weil er — im Dienste der inneren Mission — Traktätchen verteilt, die der Hausherr in derb-sarkastischer Weise schlecht macht. —

Eine kurze Zwischenerzählung ist außerdem vorhanden; es ist die Geschichte des Knaben Alexis, des außerehelichen Sohnes eines englischen Sonderlings, Lords Kinmoore; die Darstellung ist nach Form und Inhalt von wunderbarem Reiz und steht ganz auf der Höhe der duftigen und durchsichtigen Darstellungsweise Mörikes.

Etwa auf gleicher Höhe steht der Anfang des Romans, sodann die Schilderung eines nächtlichen Brandes und die Scene auf dem Jagdschloß des Baronets, wo Mary in phantastischer Kleidung in einem weiten, dunkelrot drapierten Saale auf einem Divan ruht, in Gesellschaft des alten schottischen Hausmeisters und seiner hünenhaften Frau, die wie eine Fee am Spinnrade sitzt, wunderliche Gespräche führt und Balladen hersagt, z. B. die vom „Herzog Millesint" (Gedichte S. 53).

Das Ganze ist öfters durch einen geistvoll belebten Dialog gehoben. —

Es ist schon früher bemerkt worden, daß Mörike nicht nur ein sehr lebhaftes Traumleben hatte, sondern auch der Meinung war, daß das Träumen einen Teil unserer Existenz ausmache. Bereits in der Universitätszeit hatte ihn der jähe Tod eines Bekannten in dieser Auffassung besonders bestärkt. Von einem „voraussagenden" Traume wurde er nun selbst bewegt.

„Kurz vor den Christfeiertagen des Jahres 1833" — wahrscheinlich war es in der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember — so erzählt er, „träumte mir, ich befinde mich in einem kleinen, völlig leeren Zimmer; die Wände waren weiß getüncht und kahl; nur sah ich auf einer derselben einen Kalender in

Form eines einfachen Folioblatts angebracht. Die Schrift war allenthalben wie in weißen Nebel aufgelöst und nichts zu unterscheiden bis auf eine Stelle, wo zwei aufeinander folgende Tage, der eine schwarz, der andre rot gedruckt, stark hervortraten. Der erstere war deutlich als der 24. (ohne weitere Bezeichnung), der zweite weniger bestimmt angegeben, doch zeigte die Farbe offenbar einen Sonn- oder Feiertag an. Ich stand dicht vor dem Blatte und war im Hinsehen auf die schwarze Zahl sogleich von Schmerz ergriffen, denn alsbald wußte ich, daß mir jemand an diesem Tage sterben werde. Irgend eine bestimmte Person schwebte mir nicht entfernt dabei vor. Allein am 26. Dezember erhielt ich ein Schreiben mit der Nachricht aus Stuttgart, daß mein Oheim Dr. M. am Vorabend des Christfestes, den 24., spät auf der Straße von einem Hirnschlage getroffen und wenige Minuten darauf in einem fremden Haus gestorben sei." —

Endlich schlug auch für den Vielgeprüften insofern die Stunde der Erlösung, als ihm im Mai 1834 eine Pfarrei übertragen wurde.

In Oethlingen erhielt er die erste Nachricht von der erledigten Pfarrei in Cleversulzbach. „Nachdem," sagt er bei seiner Antrittspredigt, „meine augenblickliche Neigung für dieses mir sogar dem Namen nach bisher ganz fremd gebliebene Dorf durch freundschaftliche Schilderung der hiesigen Verhältnisse entschieden war, so wagte ich ein unterthäniges Gesuch, ohne sonderliche Hoffnung auf einen besseren Erfolg, als früher ähnliche Versuche hatten. Wie sehr war ich daher überrascht und gerührt durch meine wirkliche Ernennung! Wie neu und erhebend war mir der Gedanke, daß ich nunmehr gewürdigt werden soll, von einer Gemeinde vollkommenen Besitz zu nehmen."



Das Pfarrhaus zu Cleversulzbach.

Fünftes Kapitel.

Im Pfarramt.

1834—1843.

Eine gute halbe Stunde südlich von Neuenstadt an der großen Linde, der ersten Heimat der Württembergischen Mörikes, liegt Cleversulzbach, im sogenannten Unterlande, an einem Zuflusse der Brettach, anmutig in einer Landfalte, geborgen vor rauhen Winden, bei Hopfen-Land und Weinbergen. Nahe der Kirche, die im Anfange des Ortes sich erhebt, steht das stattliche Pfarrhaus mit schönem Hausgarten. Das untere Geschoß des Hauses zwar ist etwas düster und dumpf, aber nach oben sind die Zimmer licht, und vom Studierzimmer des Herrn Pfarrers sieht man links den Kirchhof und weiter die Hügel, den Bergwald, Vörremberg genannt, und die heitere, fruchtbare Landschaft. Aus dem Garten führte damals eine Gatterthüre, durch die man auf das Feld und dann in den Dahenfelder Wald gelangte, der nun freilich auch gefällt ist. In schönster Sommerzeit — im Juni — zog der Dichter mit Mutter und Schwester in seiner neuen Heimat ein, nachdem er lange genug die Wahrheit des Sprüchwortes „Wehe einem jeden überall, wo es sei, ohne die Seinigen" an sich erfahren hatte. Mit Freuden und von einem festlich geschmückten Hause wurde er aufgenommen. Ehe seine Einführung durch den Dekan (die Investitur) stattfand, führte der junge Pfarrer mit diesem eine längere Unterredung herbei,

um ihm ein theologisches Bedenken vorzutragen. Der Dekan setzte ihm dagegen auseinander, daß dies von ganz untergeordneter Bedeutung sei, und für Mörike gar kein Anlaß zu Besorgnissen vorliege, als ob er den Amtseid nicht leisten könne.

Nach der herrschenden Sitte hat er seiner Antrittspredigt eine kurze Selbstbiographie beigefügt, die abschnittsweise bereits mitgeteilt ist; das Investituressen, das im „Löwen" stattfand, schloß nach altem Brauch die ganze Feier.

Das Amtseinkommen des Pfarrers — etwa 1100 Mk. nach unserem Gelde — war freilich gar schmal und wurde überdies im ersten Jahre zum großen Teile von besonderen Beiträgen und Gebühren u. dgl. aufgezehrt, aber der viel umher Getriebene hatte doch nun eine Heimat, und Mutter und Schwester umgaben ihn mit ihrer ganzen Liebe, um sein schwer verwundetes Herz zu heilen und seinen geschwächten Körper zu stärken.

Ein so frommer Christ, trefflicher Prediger und treuer Seelsorger er war, so schwer ertrug er die büreaukratische Verwaltung, und so abstoßend war ihm das banausische Handwerkertum, dem er gar oft bei seinen Amtsgenossen begegnete.

So wenig ihn diese daher anzogen, so regen Verkehr pflegte er mit den Bekannten und Verwandten im nahen Neuenstadt, namentlich mit dem Vetter Karl Mörike und seiner gesangeskundigen Frau Marie, ferner mit Freund Kauffmann, der in Heilbronn lebte; auch mit Kerners in Weinsberg wurden wieder Beziehungen angeknüpft.

Aber der kaum begonnene Verkehr nahm ein jähes Ende, als Mörike an einer Unterleibsentzündung im Winter 1834/35 so schwer erkrankte, daß er, wie er Mährlen später schrieb, nahe daran war, „aus dem Lande der Lebendigen abzusegeln" und an jener „allverhaßten schwarzen Küste" zu landen. Kaum war er auf dem Wege der Besserung, so wurde die poetische Arbeit wieder aufgenommen, die für Ignaz Lachner in Angriff genommene Oper „Die Regenbrüder" gefördert und die Märchennovelle — er selbst nannte das Stück damals „Märchen", später „Novelle" — „Der Schatz" vollendet, die in dem längst geplanten Almanach erscheinen sollte. Als der Frühling kam und der Dichter wieder von ferne „die süße Gährung" empfand, die diese Jahreszeit bei ihm zu wecken pflegte, hätte er seine Lust gerne mit Freund Mährlen „auf einer Rheinreise verpufft"; da dies aber nicht ging, so bemühte er sich, jene „in irgend eine homogene Arbeit fahren und fruchtbar werden" zu lassen. Von der Redaktion des Morgenblatts war ihm ja eine Aufforderung zu erzählenden Beiträgen zugegangen, aber es fiel ihm ein, daß er für die Gedichte, die er dort 1828 veröffentlicht hatte, ohne Honorar geblieben war, und so fragte er bei

Mährlen scherzweise an, ob es Grundsatz sei, lyrische Sachen nicht zu honorieren. Jedenfalls war er auf Honorar angewiesen, denn an „baarem Moos“ fehlte es nun erst recht, wie er dem Freunde schreibt; 100 fl. hätte er überdies noch zu den „Anstellungsgebühren“ zu zahlen; wegen der bedeutenden Aufwendungen für seinen Bruder Karl habe er von seinem Gehalt nichts sparen können, und das erste Dienstjahr eines Pfarrers, meinte er, ist ja das echauffanteste für seinen Beutel; bei seinem Buchhändler habe er schon Vorschuß, seine Verwandten, die ihm die Unterstützung seines Bruders sehr verargten, wollte er auch nicht angehen, so bittet er den Freund um ein Darlehen von 100 fl., verzinslich auf ein oder ein halbes Jahr, damit er wenigstens jene Gebühren zahlen könne. Und kommen solle der Freund bald: „dann decken wir wieder in der Laube den Tisch und stützen die Ellenbogen gegen einander.“

Im April 1835 konnte er seine Amtsarbeit in vollem Umfange aufnehmen und hatte die Freude, als er aus der Kirche kam, Mährlens „inhaltschweres Schreiben“ zu erhalten, und „so hat sich's gefügt, schrieb er ihm, daß ich Dir meinen Segen noch in pontificalibus erteilen konnte“; dann ging 's im Schlafrock in den Garten, wo er dem Freunde einen großen Danksermon und sich selbst eine Rede über Sirach 6,14 hielt. Die Gartenfreude freilich war noch verfrüht: „Es ist doch im April fürwahr der Frühling weder halb noch gar“, klagte er wohl (Ged. S. 405), aber sein Humor verließ ihn nicht, sei es, daß er seiner Schwester ein poetisch beschriebenes Ei übergiebt (Ged. S. 313), wobei er sich über den Streit der Sophisten und Pfaffen, ob zuerst die Henne oder das Ei erschaffen sei, belustigt und zuletzt mit der Auskunft hinwegsetzt: „Erstlich ward ein Ei erdacht: doch weil noch kein Huhn gewesen, Schatz, so hat's der Has' gebracht.“ Oder er dichtet „zur Warnung“ (Ged. S. 316): „Merkt's euch, ihr thränenreichen Sänger, Im Katzenjammer ruft man keine Götter!“ — Dies Gedicht ist jedoch, wie er Clara schreibt, bloß herausgeputzte „alte Ware“ —, oder er predigt „Alles mit Maß“ (Ged. S. 317) auch für gebratene Schweinsfüße, die zuletzt zur Hölle gewünscht werden. Und wenn ihn noch im Traume Mathematik und Hebräisch plagen, weiß er sich durch köstliche Zeichnungen und ein paar Distichen (Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter S. 172, Ged. S. 318) das „examinalische Naß“ nachträglich von der Stirne zu wischen.

Wenn aber der Sommer da war, wurde im Garten gelebt: In der Laube wurde gegessen und gearbeitet, der Garten mit dem Grabscheit bestellt, Salat gesät, den ihm wohl nachts die Bauern holten (Ged. S. 322), Rettige gezogen, an denen er sich den Magen restauriert, den er sich an der landläufigen Lyrik verdorben hat (Ged. S. 315); die herrliche Buche — sie steht jetzt noch —, in

deren Stamm er Höltys Namen geschnitten hatte, (Ged. S. 100) war sein „grüner Schirm", unter dem er las, träumte oder Kindergespräche und Kinderlieder belauschte und nach dem fernen Donner horchte, während die Rosen dufteten und durch den Hag die blechernen Zierate der Kirchhofskreuze herüberschimmerten.

Auch die Vögel wurden sorglich gehegt und Blumen aller Art in Beeten und Töpfen gezogen.

Die Gemeinde hing mit großer Liebe an ihrem Pfarrer, der sich scherzweise selbst einmal als den Regenten von Sulzbach pries (Gel. Ged. S. 40), in Wirklichkeit aber ein „gar gemeiner Mann" war, der es nicht verschmähte, einen Teller Milch bei einem Geringen anzunehmen, und allezeit sein Stückchen Brod mit den Armen teilte. Daß der Herr Pfarrer im Wald herumspazierte und herumsaß, dem Gesang der Vögel lauschte, Namen in die Bäume schnitt, Gedichte machte und ihnen selbst welche (Hebel) vorlas, das ging etwas über ihre Begriffe, aber gram konnten sie darum ihrem lieben, guten Pfarrer doch nicht sein, sie mochten wohl von der Zukunft Besserung erwarten.

Fürs erste freilich sah es nicht darnach aus. Der Herr Pfarrer machte auch gar zu krause Dinge. Lag da ein Blatt mit einem wunderlichen Bilde, das die Zauberin Myrianthe vorstellt, wie sie einen Knaben aus dem Grabe heraufbeschwört, der die Zukunft voraussagt; ein anderes Blatt trägt in großen Buchstaben die Aufschrift „Der Mostbrey. Ein Monatsblatt für Klepperfeld. Alle Monate 1 Blatt. Man abonniert beim Löwenwirt. Passende Beiträge werden aus der Gemeindekasse anständig honoriert. rc." Ueber der Aufschrift sind fein säuberlich eine Wurst, eine Bretzel, ein Krug mit Becher und unter ihr eine Kelter gezeichnet, unter der steht: „Mag der Witzling uns besticheln; Glücklich, wenn ein Deutscher Mann Seinem Nachbar, Vetter Micheln, Guten Abend bieten kann." „1. September. Kirchenstaat 1836." Und noch ein Blatt: „Ein sonderbar schön geistreich Gedichte auf Johannestag zum Hackebrett zu fingern nach der Mel.: „Drei lederne Strümpf" rc., der lieben Schwester Cleska (Clara) gedichtet mit vielen Holzschnitten rc. zu einiger Ufheiterung auf's Krankenbette dargebracht rc. 20. Juni 1836." Das sollte nun der Schwester Clara, die damals am Wechselfieber litt, die Zeit vertreiben, da hieß es:

„Schön rote Schuh' zum Tanzen,
Ein hübsches Kleid mit Fransen
Ein Wechsel ohne Fieber
Die sind mir sämtlich lieber."

Und so waren es noch 27 Strophen mit vielen Bildchen dazwischen statt der Worte, und eine lautete gar:

> „Eine Seele ohne Leib, Ein Ehemann ohne Weib,
> Ein Steudel (Tübinger Dogmatiker) ohne Strauß
> Die kommen friedlich aus.“ —

Da erkrankte der Herr Pfarrer aufs neue: wiederholte Anfälle von „Rückenmarksschlagfluß“ schwächten ihn so, daß er den Vikar behalten mußte und sich selbst in einen z. T. lähmenden, z. T. reizbaren Zustand einer auch bei größter Vorsicht höchst langwierigen Rekonvalescenz zurückgeworfen sah. So kam für ihn wieder, wie er es ausdrückt, ein „geist- und leibarmes Jahr“, in $1\frac{1}{2}$ Jahren konnte er seinen Freunden so gut wie nichts schreiben; auch viel lesen und denken mußte er sich versagen und sich gerade das am meisten vom Leibe halten, was ihm sonst Atem und Leben war.

> „Krank nun vollends und matt! Und Du, o Himmlische, willst mir
> Auch schon verstummen,“

klagt er. (Ged. S. 103.)

Die Jugend stieg wieder vor ihm auf und unter den Jugendgenossen sein geliebter Hermann Hardegg, den er einst so schnöde verloren hatte; in jener herrlichen Elegie (Ged. S. 102) umarmt und gewinnt er den Freund von neuem. Und die Muse hatte ihn erhört:

> „Gleichwie ein Vogel am Fenster vorbei mit sonnebeglänztem
> Flügel den blitzenden Schein wirft in ein schattig Gemach,
> Also mitten im Gram um verlorene Jahre des Siechbetts
> Ueberraschet und weckt leuchtende Hoffnung mich oft.“

Langsam nur, gar langsam wuchs die Hoffnung zu schwacher Wirklichkeit wie an den langen Kranken-Morgen der Lerchen lichtbegierige Augen dem Tag die Strahlen wegzusaugen schienen. (Ged. S. 104). —

Als sich Mörikes Hoffnung, seine Oper „Die Regenbrüder“ rasch zum Abschluß zu bringen, nicht erfüllen wollte, hatte Freund Bauer den Dichter Hermann Kurtz, der sich damals in Stuttgart aufhielt, Ende Dezember 36 gebeten, den Wünschen des Komponisten Lachner entsprechend die Schlußscenen der Oper zu schreiben. H. Kurtz schien dafür nicht bloß an sich geeignet, sondern hatte durch

seine begeisterte Aufnahme des Nolten, der seit den „Wahlverwandtschaften“ der bedeutendste Roman sei, durch seine Behauptung, Mörikes „Bachusfest“ sei den schönsten Gedichten Goethes und Schillers an die Seite zu stellen, und das Märchen „Der Schatz“ sei in Wahrheit ein Schatz der Poesie, sowie durch seine Prophezeiung, dieser Dichter werde nichts schreiben, was sich unter seinen Händen nicht in Gold verwandle, sich den Freunden Mörikes besonders empfohlen. Kurtz übernahm dem Dichter zu Gefallen gerne die Vollendung der Oper, die besser als Singspiel-Märchen zu bezeichnen wäre. In ihr sind Scenen aus dem Dorfleben und Feengeschichten mit einander verbunden, wobei gelegentlich ein Schullehrer von seiner rationalistischen Ueberklugheit auf drollige Weise geheilt wird. Das Spiel wurde zum ersten Male am 20. Mai 1839 auf dem Stuttgarter Hoftheater gegeben. Unter demselben Datum, zwei Jahre früher, hatte Kurtz die briefliche Bekanntschaft mit dem Dichter angeknüpft, den er bereits unter besonderen Umständen gesehen hatte. Am Tage der Kirchweihe im Jahre 1833 hatte nämlich Kurtz mit ein paar jungen Damen den Dichter des Nolten in der Kirche zu Ochsenwang während der Kinderlehre aufgesucht; der Herr Vikar hatte aber „in der Katechisation ein so grimmes Cherubsgesicht gemacht“, daß Kurtz nach der Kirche mit seinen Schützlingen nicht „in die Höhle des Löwen“ gehen mochte, zumal ihm „das Menageriegeläufe“ überhaupt ungewohnt war. Wie der junge Enthusiast so vor dem verehrten Dichter gestanden hatte, fand er ihn Göthe entfernt ähnlich und erinnerte sich, daß er beinahe einmal in Tübingen „am faulen Eck“ von ihm, dem „bräunlichen Manne“, überrannt worden sei.

Als Mörike nun dem jungen Verehrer mit einem dichterischen Gruße (Ged. S. 147) gedankt und in seiner liebevoll bescheidnen Art geantwortet hatte, fühlte sich Kurtz in hohem Maße beglückt: jetzt sei ihm „zum ersten Male die volle Rose des Lebens aufgebrochen“, sodaß „von diesem 28. Mai (Empfangstag von Mörikes Antwort) ein Licht auf seinen ganzen Kalender ausströmt.“ Dringend wünscht Kurtz mit dem Dichter, wenn möglich auf längere Zeit — zusammenzukommen. „Nach Cleversulzbach, schreibt er, mag ich mich, aufrichtig gestanden, aus dem einfachen Grunde nicht einladen, weil ich die Kirche und den Parnaß nicht zu nahe an einander haben mag.“ Mörike möge ihn also besuchen. Dieser mußte zwar die Einladung ablehnen, da er seine körperlichen Kräfte zu einer Badereise sparen müsse, machte aber dem kirchenscheuen Verehrer in seiner scherzhaften Art Mut zu einem Besuch in Cleversulzbach, „denn,“ schrieb er an Kurtz, „was den Sakristei-Geruch betrifft, so muß ich leider mit Sir John bekennen: ich weiß nicht mehr, wie das Inwendige einer Kirche aussieht.“ Allein die persönliche Bekanntschaft ließ sich für's erste nicht machen, und so mußten denn die

neuen Freunde ihr „Faß herüber und hinüber wälzen". Und dies Faß war oft recht inhaltsschwer, es wurde fleißig gewälzt, fleißiger allerdings von dem Jüngeren und Gesunden, Kurtz stand ja damals erst im 24. Lebensjahre. Besonders begierig war der junge Freund auf des verehrten Dichters Urteil über seine poetischen Leistungen. „Da es mir überhaupt nicht gegeben ist, antwortete Mörike, mich in den Recensenten-Sattel comme il faut zu schwingen, so wird es wohl das beste sein, ich lege Ihnen meine wenigen Notamina, so wie sie liegen, ohne weiteres bei. Insofern sie meinen lebhaften Beifall wenigstens anzeigen, bemerke ich hier nur noch — und hoffentlich sehr unnötigerweise —, daß mir dabei nicht in den Sinn kam, mit welchem Lobe Sie von mir sprachen; ja der beste Finger dieser Hand soll mir krumm werden, wenn ich mich über dem leisesten Einfluß auf mein Urteil habe ertappen können." In seiner ebenso feinen wie milden und treffenden Art sind dann die Urteile im einzelnen abgegeben. Namentlich erfreute sich Mörike an dem frischen und kräftigen Kurtz'schen Humor in der Novelle „Das Wirtshaus gegenüber" (Ges. W. Bd. 8) und dem Witz, „wobei Einem das Herz in einem fort lacht, während der Tieck'sche Humor häufig von einem dämonischen Raffinement durchdrungen ist, aus dessen schönster Blüte oft das Kränkliche ihres Bodens zu stark und unheimlich herauswittert". Während Mörike des Freundes spanischen Romanzen das „vornehm-finstere Ansehen bronzener Ornamente" zusprach, hatte er manche Gedanken-Wendungen zu beanstanden. Besonders charakteristisch für Mörike ist z. B. folgende Aeußerung über den Ausdruck „Die Natur in ihrem Geize." „Erstens," meint er, „halte ich den Gedanken selbst nicht für richtig. Es wird hier der Natur ungefähr dasselbige als Geiz zur Last gelegt, was in dem griechischen Trauerspiel dem Schicksal als Neid." Jedenfalls dürfe man der Natur einen so „unschönen Fehler" nicht vorrücken, auch scheine dieser Geiz mitunter durch den Reim herbeigeführt ꝛc. Kurtz antwortete: „Was Sie sagen, darunter ist mir immer als hätte Goethe sein Vid. gesetzt" und äußerte sich zugleich über Mörikes dichterische Eigenart in treffender Weise. „Die Inspiration," schreibt er, „ist der Punkt, wo alle Vergleichung ausgeht, denn sie ist unerreichbar, eigentlich auch nicht zu bewundern, denn mir erscheint sie als Naturkraft, und so laß' ich Ihre Poesie mit himmlischem Behagen auf mich wirken; bewundern kann ich bloß den Charakter und von dieser Seite kann ich mich an Ihnen stärken, Ihnen näher zu kommen mich bemühen. Was gütige Götter verschwenderisch über Sie ausgegossen, kann ich mir auch nicht einmal in bescheidenem Wunsche anmaßen; aber es ist die unerschütterliche poetische Gesinnung, was ich an Ihnen bewundere und was mir als Muster vorleuchten kann, nicht von der kindlichen poetischen Anschauung zu

philosophischen Trümpfen überzuspringen." Für Mörikes Gedichte könne man keine Rubriken finden und eine genießbare Recension seiner Werke zu schreiben, würde ihn in Verlegenheit setzen. „Sie sind ein poetischer Millionär," ruft er Mörike zu, „dem keine Münze fehlt, außer kupferne." Wenn auch, meint Kurtz, in seinen eignen Schriften „mitunter leidliche Sachen vorkommen", so sei es im ganzen doch nur „Futter für die Spatzen." „Wenn ich nur hier und da, ruft er aus, Ihren sonnenwarmen Stil darüber hingießen könnte!" Seit den 70er Jahren seien keine Lieder mehr entstanden wie die Mörikes; „ich werde Sie gelegentlich, scherzt er einmal, um Ihren Kredit zu bringen suchen durch die Beschuldigung, Sie hätten Goethes verlorene Lieder auf irgend eine illegitime Art an sich gebracht, um sich nun damit zu brüsten."

Unterdessen waren die Freunde einander bis zum „Du" nahe gerückt, und als Kurtz seine „Schilleriana" geschickt hatte, antwortete Mörike „Zum ersten Mal ist mir dieser wahrhafte Christus unter den Poeten von seiten seines schwäbischen Ursprungs in einem so bestimmten und höchst frappanten Lichte erschienen. Ich hätt' ein paar mal greinen mögen wie ein Stuttgarter Mädchen." In demselben Briefe warnt er den Freund vor dem Leben, wie er es jetzt in Stuttgart führe, als vor einem „Zustande der fliegenden Hitzen, wo man bunte Liköre statt ächten Weines trinkt", und fügt hinzu: „Ein schönes Werk von innen heraus zu bilden, es zu sättigen mit unseren eigensten Kräften, dazu bedarf's vor allem Ruhe und einer Existenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten."

„Lob und Tadel," meint Mörike in einem anderen Briefe, „sind die Lebensmittel für Leute unserer Profession; ich für mein Teil halte mich aber allermeist an das Urteil meiner Freunde, dafern sie ehrlich sind, und daß der „Schatz" Ihnen gefällt, thut mir bei weitem wohler, als mich's verdrossen hat, daß ein Aesthetikus, und zwar ein Landsmann, sagte: er hätte nicht gedacht, so etwas Schwaches von mir lesen zu müssen." Dieser „Aesthetikus" fand den Schatz, der die originellen Abenteuer eines jungen Goldschmieds und sein Liebesglück so reizend darstellt, nicht bloß irrational, sondern sich selbst dadurch geäfft, daß da auf öder Heide ein gespenstischer Wegweiser seine hölzernen Hände dreimal zusammenklappt, daß ein winziger Feldmesser Europa auf der Landkarte bereist und ein Zwergvölklein sein lustiges Wesen treibt. Auch trete da eine Fee Briscarlatina, und Frau Lichtlein mit ihren Fieberäpflen auf! Daß das alles lebt und Fleisch und Bein hat und mit vollendeter Anmut in des Dichters „sonnenwarmem Stil" erzählt wird, fällt bei solchen Kritikern freilich nicht in die Wagschale. Für diese dürfte es, auch in Gegenwart und Zukunft, beruhigend wirken, wenn

diese Perle von Erzählungskunst wieder — wie zuerst — als „Märchen“ oder wenigstens als „Märchennovelle“ bezeichnet wird. —

Goethe sagt einmal: „Der Humor ist eines der Elemente des Genies, aber sobald er vorwaltet nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.“ Wie mag das geschehen?

Dem Genie eignet auf dem Gebiet, wo seine besondere Begabung liegt, der identifikatorische Blick, das Genie sieht auf den Grund der Dinge, es erkennt ihr Wesen, die Wahrheit. Ihr zu dienen, für sie zu wirken auf dem Gebiete seiner Begabung wird sein Lebenszweck; seine Kräfte und Mittel richtig gegen die Widerstände abzuwägen lernt jedes gesunde Genie. Wie jeder gesunde Mensch, der nicht wie das Tier durch das Leben dahingeht, gebeugt vom Joche der Notdurft, bemerkt auch das Genie schon beim Beginne seiner Lebensarbeit den Gegensatz zwischen Wahrheit und gemeiner Wirklichkeit, zwischen dem erstrebten Lebensziel und den Stationen des Lebensweges mit ihren kärglichen Proviantställen und den oft in den Schmutz getretenen Resten der Lebensarbeit. Diese herben Gegensätze werden sehr verschieden empfunden; die meisten empfinden zunächst wohl das Lächerliche derselben, bei den wenigsten aber bleibt es dabei, und das sind die, denen die Gottheit den Schalk ins Herz gegeben hat; bei manchen wird dieser zum Geist, der stets verneint, zum Mephistogeist, bei andern zum Geist, der stets ausgleicht, dem Humor. Dieser gleicht aus, indem er die aus jenen Gegensätzen entstehenden Gemütsspannungen herabsetzt, herabdrückt und zuletzt löst und zwar durch die blitzartige Empfindung des Komischen in jenen Gegensätzen, durch die Betrachtung, daß die Unvollkommenheit aller irdischen Erscheinungen eben mit dem Wesen des Irdischen verbunden sei, durch die Ueberzeugung, daß allem Erhabenen in der gemeinen Wirklichkeit das Unzulängliche dieses Daseins anhaftet, daß darum diese Welt voll toller Widersprüche sein müsse, und daß es wohl sehr viele Träger dieser Tollheit und Thorheit gäbe, aber nur sehr wenige, denen in ihrer schnöden Eigensucht die Verantwortung dafür zufalle.

Wer sich nicht zu einer festen Lebens- und Weltanschauung durchgerungen hat, kann auch diesen Humor nicht haben. Insofern nun der Humor die inneren Spannungen herabsetzt, indem er unablässig dem Erhabenen das Lächerliche als Gegengewicht anhängt und dem Leiden dieses Lebens den komischen Begleiter giebt, kann er für die Schöpferkraft eines Genies auflösend, vernichtend werden. Wem die Gottheit aber, wie Mörike z. B., eine unerschöpfliche dichterische Spannkraft zugleich mit einer außerordentlichen Tiefe, Zartheit und Feinheit der Empfindung verliehen hat, dem mußte sie, menschlich gesprochen, auch jene aus-

gleichende, schützende und erhebende Himmelsgabe des Humors schenken, damit er nicht allzu früh und allzu sehr von dem bis in die feinsten Fasern des Herzens empfundenen Leide dieser Welt zerrieben werde.

Wie sich der junge Poet einst mit den Freunden auf die Insel Orplid flüchtete, so hatte er sich wie zum täglichen Umgange eine Anzahl komischer Figuren geschaffen, die ihm des Lebens Unverstand und Leid überwinden helfen sollten. Da war zunächst der Barbier Wispel, eine spindeldürre Schneidergestalt — vielleicht hat dem Dichter eine Ludwigsburger Stadtfigur, der Perückenmacher Fribolin, vorgeschwebt — von kränklichem Aussehen und bald kriechendem, bald dreistem Auftreten, ärmlich gekleidet, aber in der Weise eines Stutzers mit dem olivengrünen Fräckchen und den schlechten Nankingbeinkleidern, immer mit hochgezogenen Augenbrauen und dem gepflegten Haartoupet, unter ewigem Blinzeln und Hüsteln, mit wispernder Stimme und albernem Kichern unabreißbare Gespräche führend, die ein sonderbares Gemisch des fadesten Gallimathias und einzelner Streiflichter von Verstand und Scharfsinn boten, kurz ein in ein paar französische Phrasen getauchtes Mischmasch von Albernheit, Affektation und Verschmitztheit, sowie von Kriecherei, Unnatur und badermäßiger Einbildung. Diese Figur wußte der Dichter mit seinem außerordentlichen mimischen Talent meisterhaft darzustellen und in einem ganz bestimmten, so eigenartigen Jargon sprechen zu lassen, daß die Eingeweihten, Bauer namentlich, diese Wispel- oder Sicheré-Sprache auch mehr oder weniger beherrschten. Nach der Seite der Wissenschaftlerei und Schöngeisterei hieß Wispel nämlich auch Professor Sicheré, Mörike selbst war in Tübingen von den Freunden auch wohl Herr Sicheré gerufen worden.

Im Nachlaß des Dichters ist von seiner Hand ein Brief und ein Bändchen Gedichte Wispels vorhanden. Der erstere ist aus der Tübinger Zeit und trägt als Ort und Datum: „Oxawlitte (wohl auf Orplid), den 4. Streichmonds 26,“ ist an einen „Verehrtesten Herrn und Gönner“ gerichtet und beginnt mit dem ächten Wispelsätzchen: „Ich nehme mir die Frechheit, Ihnen ein Sendschreiben anzuwidmen,“ da der Herr seine „Individual-Bekanntschaft“ habe machen wollen; sein Interesse für „Litteraturverzweigung“ sei bekannt; auf seinem „vergessenen Eiland“ habe er bis jetzt, da „nicht die geringsten Litteraturhebel existieren“ nur einige „Novizen über die hier vorkommenden Schwirrvögel oder Insekten“ gemacht und eine besonders scharfriechende Sorte von Wanzen entdeckt; „in Ermangelung gehöriger Abfahrt-Navigation“ könne er nicht abreisen ꝛc. Zum Schluß muß er abbrechen, da es 10 Uhr ist, „wo ich mich gewöhnlich im Freien zu rasieren pflege.“

Das Bändchen Gedichte ist Hrn. Prof. „Luigi de Bauer gebaichnet“ und führt den

Titel „Sommersprossen von Liebmund Maria Wispel, Bel-Esprit, Lettre de cachet etc. etc.“, darunter steht eine Lyra und „Creglingen, zu haben bei dem Verfasser 1837. Mit einem Stahlstich.“ Dieses bunte Bild stellt Wispel in der früher geschilderten Kleidung und Art sehr charakteristisch dar, wie er als



Titelbild von Wispels „Sommersprossen“.

Professor Sicheré von dem Portier des Stuttgarter Hofgartens verhaftet wird, weil er „statt gemeiner Zährenzwiebel“ zärteren „Schmälzling“ (Tulpe) aus dem Beete zog. (Gel. Ged. 162 ff.). Darauf folgen noch elf bis jetzt ungedruckte z. T. erschütternd lächerliche Stücke, zuletzt ein „Avertissement“. „Von dem Anteil, welchen die vorgerückten Geschöpfe meiner Muse bei dem Publikum finden, wird es ab-

hängen, ob eine Nachgeburt folgen soll oder nicht.“ Alles ist in der charakteristischen Schnörkelschrift geschrieben, in der Mörike, wie in allen kalligraphischen Dingen, außergewöhnliches leistete. Daß Wispel-Sicheré nicht bloß im „Nolten“ und den Briefen an die Freunde (Gel. S. 159 ff.), sondern auch in dem Schattenspiel Orplid eine Rolle spielt, ist bekannt. In dem letzteren kommt nun noch eine andere Phantasiefigur vor, die sich ebenfalls vielleicht äußerlich an eine Ludwigsburger Stadtfigur, den Brunnenmacher Kämpf, vor dessen Atem sich die Straßengräser neigten, anlehnt; das ist Suckelborst, oder der sichere Mann mit den wackeren Stiefeln. Zuerst kommt dieser, so viel ich sehe, in dem Briefe Mörikes vom 16. August und dem seiner Schwester Luise vom 2. November 1824 vor, hier als ein „halber Riese mit ungeheuren Stiefeln“, der über das Unheil, das er angerichtet, trotzig vergnügt und boshaft in ein kreischendes Gelächter ausbricht. Es ist von Mörikes Hand noch ein vergilbtes Blatt — Stück eines Briefes — aus dem Sommer 1825 vorhanden, das die Keime des Gedichtes (Ged. S. 80—93) enthält. Gegen Ende seines Lebens, heißt es da, habe der Sichere „die fixe Idee gefaßt, ein Prophete zu sein und stand, in der Schattenwelt ankommend, plötzlich mit einer Menge ausgehobener Stubenthüren (im Gedichte sind es Scheunenthore) unterm Arm da, welche an den Angeln mit Seilen nach Art eines Buches zusammengeheftet waren, und die er ohne Zweifel bei nächtlicher Weile in Gasthöfen gestohlen hatte. (Im Gedicht hat er sie den Bauern in Igelsloch ausgehoben.) Er ist aber der gewissen Meinung, daß er aus diesem Buch Vorlesungen halte. (Im Gedicht ist dies schön motiviert durch das schalkhafte Orakel Lolegrins, Weylas Sohn). Dem Satan, der ihm einst naseweis und die Andern zum Lachen reizend hineinsah, riß er auf einmal den Schwanz heraus und legte ihn als Zeichele ganz kaltblütig mit den Worten zwischen zwei aufgeschlagene Thüren (eine Abtritts- und eine Saalthüre) „So! do wöllet mer morga weiter fortmacha.“ Darauf schlug er das Buch mit dem Fuß zu und trollte sich ernsthaft.“ In dem Gedicht rauft der sichere Mann dem Teufel dreimal den immer schwächer werdenden Schwanz aus, so daß dem Bösen Mut und Stärke schwindet, „kindisch wird er und alt, ein Bettler, von allen verachtet. Dann wird ein Festtag sein in der Unterwelt und auf der Erde. Aber der sichere Mann wird ein lieber Genosse den Göttern.“ Lolegrin, der liebliche, schalkhafte Götterbote, berichtet alles den Göttern, um „das himmlische Mahl mit süßem Gelächter zu würzen.“ So ist in dem Gedichte aus dem schwäbischen Cyclop ein Wohlthäter der Erde und der Unterwelt geworden, über das Ganze aber ist der Schmelz hellenischer Anmut gegossen.

In dem Brieffragment erzählt Mörike weiter: „Auch hab' ich ihn einzeln gezeichnet, wie er 1. mit verbissenem Lachen einen großen Wegzeiger abknickt und 2. wie er morgens um 3 Uhr bis an die Brust, angekleidet, mitten in einem Sumpf steht und eine Viertelstunde lang unverrückt auf eine Kröte hinglotzt. Diese Bilder nimmt Bauer, der auf den Herbst (1825) fortkommt, zum Andenken mit."

Der Dichter hat noch öfter den braven Suckelborst zum Gegenstande seiner Kunst gemacht: in der Stuttgarter Bibliothek befindet sich ein bunt gemaltes Folioblatt, wo das Ungetüm bis auf die Stiefel unter einem Misthaufen steckt, und in dem Gedichte (Ged. S. 229), wo „dieser Urwelts-Göttersohn in Flößerstiefeln vom Gebirg zum Himmel sich verstieg und mit der breiten Hand der Sterne Heer zusammenstrich in einem Habersack" ꝛc. Und nicht selten kommt dieser Biedermann mit den Flößerstiefeln in den Briefen an die Freunde vor; Kurtz hatte ihn ja unter Mörikes Einfluß auch zeitweilig in seine poetische Phantasie aufgenommen, wo er es an tölpelhaften Streichen nicht fehlen ließ.

Auch unmittelbar aus dem Leben holte sich der Dichter Gegenstände für seinen Humor. Bekannt ist ja sein außerordentliches Nachahmungstalent: Er agierte nicht bloß seine Phantasiegestalten unter den Freunden, sondern trug z. B. eins seiner Gedichte mit dem Gesicht und der Stimme irgend Jemandes vor, der ihm dafür gerade zu passen schien, wie das gespreizte Lied auf die verwehte Haarlocke seiner Braut, oder er stellte den Nachbar „Balser" (Gel. S 85 ff.) mit dem schiefen zahnlosen Munde und der wunderlichen Stimme dar; als einmal eine Freundin bei ihm eintrat, fand sie sich plötzlich ihrem weit entfernten Vater gegenüber, dessen tiefe Stimme ihr zusprach — es war der Schalk Mörike —, oder er trieb fröhlichen Mummenschanz zur Freude der Kinder, die seinem Herzen so nahe standen. Namentlich waren es Hartlaubs Kinder, und unter diesen besonders Agnes, die sich an seinem kindlichen Humor erfreuen durften, sei es, daß er ihnen Gedichte mit Federzeichnungen machte, oder einen ernsthaftigen Schaltsbrief sandte, den der Sanitätsrat Märkle unterschrieben hatte; ja die Tiere wußte er beredt zu machen, z. B. den braven Joli, der die schönsten Geburtstags-Poëme vorzutragen verstand.

Wie er alles sofort in seinem Wesen vor sich sah und in seiner treffenden Art zu bezeichnen pflegte, so gab es für ihn Physiognomien, die er Vanillengesichter zu nennen pflegte, „und deren Unbeschreibliches vorzüglich in der eigens kindlichen Form der Nase liegt. Sie haben gerne etwas Schwimmendes, Trübes in ihren braunen Augen, sind stille und ihr Lachen ist besonders lieblich, obwohl oft ungeschickt. Lernt man sie näher kennen, so wird man, wenigstens bei einer

Gattung, nicht selten durch eine gewisse Roheit überrascht, die man gerne entschuldigen oder gar schön finden möchte."

„Die Eigenheit jener griechischen Mädchennamen mit Neutralendungen (Musarion, Glycerion ꝛc.) finde ich derjenigen Sorte dieser Kinder sehr analog, welche etwas von der gedachten reizenden Ungeschlachtheit und paradoxen Härte an sich tragen. Sie müssen nicht schön sein, hingegen haben sie sinnliche Reize, welches letztere Wort auch schon dem Laute nach sehr viel von jenen Unnachahmlichkeiten enthält, das ich nicht besser als durch das schwäbische reese [etwa = herbe Frische] zu bezeichnen weiß."

Seiner humoristischen Auffassung des Welt und Menschengetriebes entsprach es auch, daß er ganze Typen von Menschen dichterisch behandelte. Da gab es für ihn z. B. „Sommerwesten", die freundlichen Naturen, die etwas Sonniges in ihrem Wesen haben. „Ach, klagt er zuletzt, (Ged. S. 289 f.) daß diese lieben, hellen Sommerwesten, die bequemen, angenehmen, endlich doch auch sterben müssen." Mit Schärfe aber wendet er sich gegen die „Vosmänner" und „Sehrmänner" (Ged. S. 230 ff.), die daher steigen im grünen, goldbeknöpften Frack, getragen von „Schnurrbartsbewußtsein" und „glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl"; wird ein solcher im Himmel abgewiesen,

„Schwenkt er in höchster Sehrheit trotziglich, getrost
Sich ab und schwänzelt ungesäumt der Hölle zu."

Auch „die Tugend selber zeiget sich in Sehrheit gern", wie jenes geleckte Männchen, dessen Predigt ihm „seltsamlich nach Leier und Schwert roch." „Zuletzt, herabgestiegen von der Kanzel, rauscht Er strahlend, Kopf und Schulter wiegend, rasch vorbei den duft'gen Reihen tief bewegter Jungfräulein, und richtig macht er ihnen ein Sehrkompliment."

Einen solchen hat er auch einmal gezeichnet (Gel. S. 181). Alle Sehrleute, Mann oder Weib, „der Student, vom edlen Burschentum erglüht", „der hochgesinnte Leutnant" sind „der Menschheit Afterbild", „eine schnöde Brut."

„Wo einer auftritt, jedes Edle ist sogleich
Gelähmt, vernichtet neben ihnen, nichts behält
Den eignen unbedingten Wert. Geht Dir einmal
Der Mund in seiner Gegenwart begeistert auf,
Um was es sei — der Mann besitzt ein bleiernes,
Grausames Schweigen."

„Was hieße gottlos, wenn es dies Geschlecht nicht ist?“ Nicht minder verhaßt waren ihm die frivolen Schwätzer, die Fanatiker und Unreinen, sowie die Weltschmerzler. „Das brüderlich mitgeteilte Argumentum des Gedichts,“ schreibt er Hartlaub, „vom Ritter und Chausseesteinklopfer (wie heißt man denn die poetische Spezies dieser Zwickdärme der lyrischen und erzählenden Gattung?) ist abermals eine echte Lordsphantasie eines teutschen Studenten, Referendars oder Stallmeisters. Diese Leute glauben, unser Herrgott könne selber nicht umhin, sie zu bewundern, wenn sie ihm ihre herben Weltreflexionen in Versen, so vom Gaul herunter, in den Bart würfen. Und doch ist ihnen wieselwohl in ihrer Haut! und doch ist ihnen ihre Schnauzbartwichse und das Almosen eines Rezensenten teurer als Warschau, Missolunghi und Byron obendrein!“

Daß dem Humoristen die Parodie nahe liegt, bedarf keiner Erörterung, Mörikes Gedichte enthalten dafür Beispiele genug, man lese nur „Lammwirts Klagelied“ (Ged. S. 297) und „An Philomele“ (Ged. S. 295). In Urach und Tübingen schon hat besonders Vater Homer dafür herhalten müssen, wie Mörike selbst sagt (Ged. S. 148):

„Pflegten wir doch vormals in parodischer Laune zuweilen
Stundenlang nach der Weise des göttlichen Alten zu reden.“

Daher seine Meisterschaft in den „ungestiefelten Hexametern“, wie sie auch Goethe und Schiller schrieben; freilich gar manchmal zum Leidwesen der wissenschaftlichen Herrn Metriker. —

In Cleversulzbach war für den Herrn Pfarrer und die Seinen der „Löwe“ ein angenehmer Aufenthalt, auf einen Kaffee ging man zuweilen dahin zu Besuch, so auch im Sommer 1836; der Dichter hatte dann manchmal mit langer Weile zu kämpfen und besah sich wohl die Bilder an den Wänden, was ja meist „dummer, wüster Plunder“ war. Dabei machte er einmal eine unerwartete Entdeckung, „denn ein Gesicht voll jovialischer Herrlichkeit guckte mir aus dem trüben Glas entgegen. Der Schauspieler Koch († 1831) und von Bause gestochen! Den muß ich haben, dacht' ich gleich.“ Er erhielt ihn auch und sandte ihn später Kurtz, der ihm einen Ehrenplatz über seinem Schreibtisch gab.

Bei dem Löwenwirt, der zugleich Bäcker war, hatten sich auch früher schon die Pfarrer von Sulzbach gern aufgehalten, besonders der Pfarrer Frank und seine Schwiegermutter, „die Frau Majorin“, Schillers Mutter, eine heitere, zutrauliche Frau, die sagte, sie sei in Bäckerhäusern immer gern, weil sie in einem solchen auferzogen worden. Als Mörike nach Sulzbach kam, fand er auf dem Kirchhof ihre Grabstätte durch nichts als einen „mittelmäßigen Fruchtbaum“

bezeichnet. „Ich ließ,“ erzählt er Kurz, „vor der Hand einen regelrechten Hügel und fest, von guter Gartenerde, aufwerfen, mit Rasen umkleiden und oben mit einigen Bäumen bepflanzen. Indessen verdroß es mich immer, nicht irgendwie eine dauerhafte Inschrift anbringen zu können. Denn wie leicht könnte nach der unglaublichen Gleichgiltigkeit, womit man die Sache bisher ignorierte, die Stelle ganz in Vergessenheit kommen! Nun geh' ich neulich in der Morgensonne auf den Platz und sehe ein etwa 4 Schuh' hohes, sehr starkes steinernes Kreuz in einem Winkel lehnen, welches inzwischen bis über die Arme in die Erde gesunken und soeben ausgegraben worden war, weil es dort hinderte. Soweit ich die Inschrift entziffern konnte, war es über 100 Jahre alt.“ Nach erstatteter Anzeige ließ er das Kreuz zurecht machen und grub eigenhändig in tiefen scharfen Lettern, die einem Steinmetz Ehre gemacht hätten, auf demselben „Schillers Mutter“ ein und ließ es dann am Johannistage nach der Kirche auf den Grabhügel setzen (Ged. S. 99). „Daß mir kein Mensch,“ sagt er zum Schluß, „einen Großdank dafür giebt, thut ihm nichts und macht mir die Sache nur um so eigner und lieber.“

Ein Großdank sollte ihm noch werden, aber aus unerwarteter schmerzlicher Veranlassung. Nicht ganz vier Jahre nach jener Johannis-Totenfeier fand Mörikes Mutter neben jener anderen Dichtermutter ihre letzte Ruhestätte, ein Steinkreuz, jenem älteren ähnlich, kam auf ihr Grab mit der Aufschrift „Charlotte Mörike“, an Stelle des „mittelmäßigen Fruchtbaums“ wurde später eine Linde gepflanzt. Und lange nachher, als der Dichter selbst schon zur ewigen Ruhe eingegangen war, sorgten Freunde dafür, daß ein eisernes Gitter beide Gräber umschloß und ein Grabstein die Namen wiederholte, die auf den verwitterten Steinkreuzen stehen. Am Todestage Schillers fand (1885) eine schlichte Feier statt, bei der Karl Weitbrecht den dichterischen Weihespruch vortrug, den der greise Wilhelm Hartlaub noch mit vernahm. —

Anfang August 1837 konnte Mörike endlich seine Badereise nach Mergentheim antreten. Mit dem lieben „Clärle“ reiste der Dichter in der „Chaise“ ab, und als sie durch den Harthauserwald — zwischen Kocher und Jagst — fuhren, dichtete er das reizende „Suschens Vogel“ am 4. August (Ged. S. 30), wie der Dichter in seinem Kalender angiebt, und schickte es am 8. August an Kurz als „eine kleine Spielerei“ mit der Bemerkung: „Dies soll nun aber auch das letzte aus der naiv sentimentalen Gattung sein.“ Kurz gefiel das Liedchen sehr, und er meinte, der Dichter habe es darin besonders zart gehalten, daß er das Vöglein nicht als Geschenk des Knaben andeute, dies bleibe vielmehr zu erraten und mache den Eindruck um so geheimnisvoller.

Kurz hatte dem Freunde zur Reise als Viatikum drei aus dem Lateinischen übersetzte Distichen gesandt, nach denen Amor mit seinen glühenden Pfeilen den warmen Sprudel geschaffen, in dem nur selten ein Gast bade, „dem nicht der lose Gott schmeichelnd berühre die Brust.“ Ob der Gott noch mit ihm was zu thun haben wolle, wisse er nicht, antwortete Mörike, „bis jetzt kommen für mich nur Säuren und Salze beim Bade in Betracht.“

Schnell empfand er die angenehmen Wirkungen, wenn nicht des Wassers, so doch der Luftveränderung. „Die Gegend ist reizend,“ schreibt er dem Freunde, „und fröhliche Leute umher. Die Badegebäude, frei vor der Stadt mit Aussicht auf die Tauber und auf die hohen Bäume des Schloßgartens, welcher dem Publikum geöffnet ist; dahinter sehen die Türme dieser alten, fast ganz katholischen Stadt hervor; weiter zurück und so nach allen Seiten lustige Weinberge und sanfte Hügel.“ Besonders lieb war ihm der Aufenthalt dort, weil er dann seinen lieben Hartlaub, Pfarrer in dem etwa vier Stunden entfernten Wermutshausen, sehen und genießen konnte wie einst in Urach und Tübingen.

Schlimm waren oft die Sonntage, wenn Ball oder derlei Unwesen war. „Ich machte,“ erzählte er, „zwei- und dreimal Licht und nahm endlich, weil ich nichts anderes hatte, den Vossischen Homer zur Hand: Das war nun aber ganz zum Desperatwerden, ich las ein und dieselbe Seite zweimal herunter ohne allen Sinn, mein Ohr lief immer wieder der verwünschten Tanzmusik nach, ich las die Verse unwillkürlich nach Walzermelodien und Galoppes, die Lettern traten wie aus Reih und Glied, führten verschlungene Touren auf — kurz rein zum Tollwerden! Und Hoffmann würde nicht ermangelt haben, den Inhalt eines gespenstigen Setzkastens mit lauter bleiernen Soldätchen in den Buchstaben zu erblicken, wie sie durch ihre lustigen Manövers ein ganz lesbares Gedicht, die parodierte Ilias, aufführen ꝛc.“ Große Freude machten ihm die Melodien, die ihm Kurz als seine Kompositionen hatte schicken können, besonders verstand sich auf deren Gesang eine Tochter des Badepächters, eine geborene Russin, Anninka (vergl. „Maschinka“ Ged. S. 105 und „Jedem das Seine“, S. 65).

Mitte September kam Mörike mit der Schwester wieder in Cleversulzbach an und begann sogleich, wie aus einer Bemerkung in seinem Kalender hervorgeht, das Studium des Nibelungenliedes, nachdem er sich den größten Teil des Jahres mit der Herausgabe seiner Gedichte beschäftigt hatte. Der Dichter nannte einmal, wie gesagt, Kurz gegenüber auch das Jahr 1837 ein „geist- und leibarmes“. Und nun sehe man nur flüchtig den poetischen Ertrag dieses Jahres an! Es sind etwa 40 Gedichte, die er in seine Sammlung aufzunehmen würdig fand, darunter mit die schönsten, die er uns überhaupt geschenkt hat.

Im hochgelegenen Weinberge bei Cleversulzbach stand ein Häuslein „so windebang“, das besuchte der Dichter oft und nannte es „Vogeltrost“ (vergl. Gel. S. 180), da entstand wohl das liebliche „Der Knabe und das Immlein“ (Ged. S. 12), in dieses fruchtbare Jahr fällt ferner: „Ein Stündlein wohl vor Tag“ (S. 18), „Storchenbotschaft“ (S. 19), „Der Gärtner“ (S. 57), „Die Soldatenbraut“ (S. 65), „Der Tambour“ (S. 300), die herrliche Legende „Erzengel Michaels Feder“ (S. 253—62), das tiefempfundene Lied vom „Knäblein Sündelos“ in „Auf ein altes Bild“ (S. 103), das rührende „Selbstgeständnis“ mit dem neckischen Schluß (S. 315), die köstliche „Gute Lehre“, ein Mailied, zuerst überschrieben „Ein Schneider“, denn im ersten Entwurf ist es in der 2. Strophe nicht ein Bauer, der vespert, sondern ein Schneider, der schafft, und so hieß es auch in der vorletzten Zeile „Sind wüste Kerl die Schneider“, ferner die „Apostrophe“ in Rückerts Art, das „Lied eines Verliebten“ (S. 120), die scherzhaften Distichen „Vicia faba“ (S. 145) und die ergreifenden an seine Mutter (S. 146), die Sinnsprüche auf Kepler (S. 98), Theokrit (S. 100), Tibull (S. 101), die Elegie „Ideale Wahrheit“ (S. 96) und die graziöse „Lose Ware“; für J. Kerner ein Trostlied gegen die Anti-Sympathetiker (S. 150) und ein ungedrucktes, Kerners Tochter Emma ins Stammbuch, das die Form eines Kreuzes hatte:

„Vor Geist und Hexe nicht allein:
Vor falscher Freunde Heuchelschein,
Vor süßer Herren Schmeichelei'n
Mach ich das Kreuz und hüt' mich fein,
Denn ich bin ein kluges Jüngfräulein.“

Auch an Dichtungen gegen konfessionellen Fanatismus und solchen mit politischem Beigeschmack (S. 161 und 318 ff.) fehlt es nicht. An Freund Kurz wurde auf die Rückseite des Briefes vom 6. 6. 37 der „Jocus“ geschrieben: „Der kommt nimmer,“ später überschrieben „Abschied“ (S. 324). Aus derselben Zeit stammen „Waldidylle“ (S. 138 ff.), J. Mährlen gewidmet, in der Mörike den Grimm'schen Märchen ein so köstliches Denkmal gesetzt hat, und „An eine Aeolsharfe“, am 14. 6. an Dr. Mörike in Neuenstadt gesandt. Einen poetischen Triumph nennt Kurz dies Gedicht, wie ihn noch wenige errungen haben, von einer musikalischen Malerei, daß man die ganze Scene Ton für Ton in sich schlürfen kann. Und dann der köstliche „Trost“ (S. 135 f.): „Und ich sprach zu meinem Herzen: Laß uns fest zusammenhalten! denn wir kennen uns einander, wie ihr Nest die Schwalbe kennet“ 2c. Als der Komponist des „Jägerlied“

(S. 18), noch mehr Strophen begehrte, schrieb ihm Mörike noch eine dritte — im Jahre 38 entstanden —, der er aber mit Recht keine Aufnahme in die Sammlung gewährte, sie lautete:

Keck herunter aus der Felsenkluft
Springst Du, Gießbach, durch die schwarze Schluft,
Kecker nicht als wie im Liebesmut
Springt und singt ein selig Jägerblut.

Dazu bemerkte er: „Doch mehr wird mit dem besten Willen meinerseits nicht aus der Wurzel ausschlagen wollen, beim Lichte besehen nicht einmal so viel. So ganz von außen aber darf ich ja nichts ansetzen.“ Das entspricht ganz seiner wohlverstandenen Eigenart und seinem Lieblingswort: „Nur nichts forcieren!“ Sehr bezeichnend für Mörike ist sein Brief an Hartlaub, wie „Die Schwestern“ (Ged. S. 64) am 7. 11. 37 entstanden wären. „Ich ging heute Morgen, etwa um halb 11 Uhr,“ schreibt er an dem genannten „Tage, bei ziemlichem Wind, aber sehr schöner Sonne, am Bach hinunter spazieren. Wir beide, glaube ich, haben den Weg nie zusammen gemacht. Er ist auf der rechten Seite des Baches, hart am Vörremberg hin, und man sieht durch das Erlengebüsch über die Wiesen auf die nahe Chaussee (die Neuenstädter nämlich), mit der man lange in gleicher Linie bleibt. Auf einmal höre ich Mädchengesang, mehrere Stimmen, vom Städtchen (Neuenstadt) her, und ich bleibe stehen. Es dauert kurze Zeit, so kommen ihrer drei hinter dem Vorsprung jener hohen Wand herum, an der Du mit Konstanze schon vorüber gingst. Die eine, die schlankste des Kleeblatts, lief in der Mitte und sang besonders klar und keck im rüstigen Daherschreiten, die anderen wenigstens nicht falsch: Die Melodie schön, eigentümlich, was man nur sagen kann. Vom Text verstand ich nur von Zeit zu Zeit ein Wort: „Wir Schwestern — wir schönen.“ Dies kehrte immer wieder. Endlich hörten sie auf. Im Heimgehen sann ich nach, wie ich den Text am schicklichsten bekomme. Und sieh! in weniger als 10 Minuten hatte ich ihn. Ich gehe nämlich durch den Garten und finde die ledige Johanna B., die uns gewöhnlich arbeitet, mit Schoren (Graben) beschäftigt: „Hanne, kann sie nicht ein Lied? — es kommen die und die Wörter drin vor.“ — Sie besann sich ein wenig. „Ja wohl kann ich's, Herr Pfarr.“ „So sag' sie's her, und ohne Anstand.“ Was sagst Du zu diesem Geschichtchen? — . . . . Was aber das Liedchen von vorhin betrifft, so habe ich Dir einen kleinen Bären aufgebunden. Es ist von mir und hat sich neulich morgens im Bette unmittelbar nach dem

Erwachen wie von selbst gemacht. Ich wollte nur, daß Du es unbefangen lesen sollst (was nun geschehen ist) und mir dann schreiben, ob es den Eindruck eines Volksliedes auf Dich machte oder nur halb oder gar nicht."

Wer wollte bestreiten, daß hier der Ton des Volksliedes meisterhaft getroffen ist?

In dieses liederreiche Jahr gehören auch die Distichen, jetzt überschrieben P. K. (Ged. S. 153.) In der älteren Fassung (1. Aufl. S. 129) begann es

„Wer ergötzte sich nicht am derben Witze des Mannes!
Heute verwünschet man ihn, morgen heißt's: wär' er nur da!

Der Dichter schrieb darüber an Kurz, diese Distichen hätten mit dem französischen Ausdruck für Witzbold im guten Sinne überschrieben werden sollen, der falle ihm aber nicht ein. Und daß bei ihm dieser Witzkopf eine Reminiscenz sein solle, könne er sich gar nicht denken.

Nachdem schon die Sammlung der Gedichte weit vorgeschritten war, mußte ernstlich auf einen guten Verleger Bedacht genommen werden; Mährlen und Hardegg, der damals in Stuttgart als Leibarzt des Königs lebte, sollten, wenn möglich, Cotta gewinnen. Auch Kurz meinte, sie müßten von diesem, „dem gesetzlichen Pathen der Poesie aus der Taufe gehoben werden". Da Cotta aber verreist war, gaben die Freunde Anfang Juni 37 die Sammlung an Kurz, der ohne weiteres — in Mörikes Wünschen lag dies keinesfalls — die Ordnung der Gedichte in seiner Weise in die Hand nahm, indem er die „bisherige Reihenfolge" über den Haufen warf. „Ich habe sie, schreibt er an Mörike, zusammengestellt, ungefähr wie die Elemente eines Romanes, bald nach der Gleichartigkeit, bald nach dem Kontrast." Mörike mochte in seiner rücksichtsvollen Art nicht widersprechen und bat nur „die Sammlung mit umgehender Post unfrankiert" an ihn zurückzusenden. Allein das geschah nicht und das von Kurz in Aussicht gestellte Verzeichnis der Anordnung fehlte ebenso wie einige Gedichte, die der Dichter von neuem schreiben mußte. Kurz' Gedanke an den Anfang „Wintermorgen" und an den Schluß „Um Mitternacht" zu stellen war zwar an sich wirkungsvoll und wurde auch ausgeführt, aber im ganzen war seine Aenderung doch verfehlt und hat das bunte Durcheinander veranlaßt, das ohne jeden erkennbaren Einteilungsgrund dem Leser wie dem Forscher lästig, ja verdrießlich wird. Nachträglich hätte wenigstens ein Inhaltsverzeichnis nach den Gedichtanfängen gegeben werden sollen, auch wären manche Ueberschriften besser durch andere ersetzt worden, die für die späteren Leser mehr besagen und bedeuten. Kurz wollte

allerdings das beste, indem er schrieb: „Ein Fremder weiß die Kindlein immer richtiger zu stellen als der Vater, und ich möchte die herrlichen Kreaturen so wohlgepflegt als möglich in die Welt gehen sehen“ ꝛc. Manche treffende Bemerkung für Einzelheiten hatte er ebenfalls gemacht, so meinte er: „Wenn die Muse Ihnen noch eine Romanze bescheeren wollte, einen rechten Flügelmann, so wollte ich's gerade diesem etwas schwach bemannten Posten sehr gönnen“. Daß Strauß die Uebersetzung von Jesu benigne aufgenommen haben wollte, sei wohl nicht nach Mörike's Sinn; das war freilich ein Irrtum, denn dies Stück war ihm immer besonders lieb. Er hat viel gefeilt an der Uebersetzung und bat seinen Bruder Karl schon von Ochsenwang aus um eine Komposition; ihm schwebe zwar eine Melodie im Kopfe, aber da er keine Noten kenne, vermöge er sie nur zu pfeifen und nicht aufzuschreiben. „Die Poeten,“ schrieb er damals, „und die Musiker müssen die Herzen umwenden können wie Handschuhe in einem Nu.“ Wie wenig Mörike sich durch kritische Einwürfe beirren ließ, bewies er auch Kurz gegenüber, der Jesu benigne ebenso wenig aufgenommen wünschte wie den Chor jüdischer Mädchen, Mörike nahm sie auf, ließ dagegen die von Kurz gewünschten „bedeutenderen Sachen“ aus den Regenbrüdern weg, wenn er auch mit Vergnügen von Kurz zu hören bekam: „Du weißt den Schrecken zu handhaben, wie ein Mädchen ihre Kochlöffel.“ —

Daß Mörike Strauß' „Das Leben Jesu“ (1835) gelesen habe, läßt sich nach allem, was vorliegt, kaum annehmen, die Strauß'schen späteren Streit- wie Friedensschriften hat er dagegen gelesen, wie er in seinem Kalender anmerkt. In den sogenannten „Wintervorlesungen“ dieser Zeit wurden außer Walther Scott die Bulwerschen Romane vorgenommen, „aber, schreibt er Hartlaub, ich mag den Bulwer und seines Gleichen doch nicht gern;“ er raffiniere gar zu sichtbar und selbstgefällig, „ein Mann, so mit stark Gewürz handeln thut. Er kennt und sucht das Große, hat auch die Mittel, es zu producieren, allein er sucht es — soweit ich ihn bis jetzt kenne — doch immer auf gar zu peinlichen Wegen. Er schraubt und foltert Einen ordentlich.“ Als Mörike sich einmal die Katastrophe eines Romans nach dem Abendessen lesen ließ, wurde ihm übel. „Von einer höheren Form, und daß sich so ein Bulwer in die eigentlich schöne und heitere Region zu erheben vermöchte, kann vollends nicht die Rede sein. Hierzu wäre allerdings Boccaccio der Mann, selbst im Dekameron herrscht was von dieser poetischen Luft, aber, man sage was man wolle, er ist in diesem Buche doch der aufgelegte Schweinigel. Ich habe 5—6 Histörchen gelesen und habe vor der Hand genug.“

Zur Erfrischung las man gern zwischen durch Eichendorff, der, wie es

scheint, zu Mörikes Lieblingen gehörte. So wenig er für Heine, „den Vertreter der giftig gewordenen Romantik“, persönlich übrig hatte, so ergötzlich fand er Börnes Pariser Briefe und meinte, daß die Gedanken groß und warm seien, wenn sie auch öfter phantastisch aufträten. Treffend fügt er hinzu: „Mitunter hat man ein Gefühl wie bei einer alten Zeitung, deren Prophezeihungen von Woche zu Woche widerlegt werden.“

Zu seiner Lieblingslektüre gehörten Predigten, zumal alte Predigtbücher, damals war es besonders die Sammlung „Othonis Krankentrost“, die er im Pfarrhaus aufgefunden hatte. —

Gegenständlich empfand er alles, so auch ein Musikstück von Haydn, das er den Komplimentenmacher zu nennen pflegte, „denn es ist eben,“ schreibt er Hartlaub, als „wenn zwei Herren, der eine mit dem Hut in der Hand, sich unter der Thüre verabschieden; sie können nicht anders und fangen immer wieder von vorne an zu schwatzen: die Herren tragen Zöpfchen.“ Der Dichter hat sich auch die Mühe nicht verdrießen lassen, diesen Vorgang zwischen dem „Herrn Kommerzienrat Kaußler und dem Herrn Hofrat und Archivarius Brunarius“ kalligraphisch so darzustellen, daß deren Zwiegespräch unter den Haydn'schen Noten steht, z. B.:

Br.: „Je nun, so habe ich die Ehre, mich Euer Liebden als wohlaffektionierter Diener und Freund geziementlich zu befehlen.

K.: Es war mir ganz außerordentlich schätzbar“ &c.

Der Schluß lautet: Br.: „Sie verpflichten mich unendlich. Aber jetzt kein Schrittchen mehr! Bitte!“

Neben diesen harmlosen Scherzen nehmen sich dann die beiden Gedichte „Armseligster Repräsentant“ und „Siehst du den schetter-goldnen Mariendienst“, in demselben Briefe an Hartlaub übersandt, die gegen priesterlichen Fanatismus gerichtet sind, um so schärfer aus.

In diese Zeit fällt auch der närrische Besuch des Herrn Professors Sicheré bei dem Dichter (Gel. S. 159 ff.), den er Hartlaub unter Sendung der Schauerballade „Nemesis“ sowohl im Schnörkel-Original wie in einer „lesbaren Abschrift“ kund that. Als ihm der Freund darauf „viel Schönes“ von seinem Roman, der dem Dichter übrigens „wie ein verlorenes Kind“ vorkam, geschrieben und einzelne Stellen besonders bezeichnet hatte, konnte Mörike nicht darauf antworten, denn er besaß kein Exemplar mehr.

An langen Winterabenden schrieb er für seine Schwester „als reiner Kopist“ an einer Sammlung deutscher Gedichte von den verschiedensten Verfassern. „Soeben,“ schrieb er an K. Mayer, „ist die Reihe an Ihnen, und drei

Bogen sind bereits aus Ihrem Buche voll. Sie glauben nicht, was diese gemächliche Art, bekannte Gedichte zu repetieren, für mich von jeher ein Genuß gewesen ist. Die Begleitung möglichst wohlgeformter Schriftzüge giebt den Worten eine Art von musikalischem Ausdruck. Mitunter spreche ich Zeile für Zeile halblaut."

Gerade an solchen Winterabenden stellten sich wiederholt unangenehme Störungen ein. Der Geist im Hause ließ sich spüren: Ein Klopfen auf den Ofen wie mit Metall, Fallen von schweren Tropfen, Lädenschlagen, obgleich die Läden beim Nachsehen festgeriegelt waren, Lichterscheinungen an der Zimmerdecke, obgleich kein Licht brannte und die massiven Läden fest geschlossen waren, 2c.

Solche Beobachtungen waren von allen Hausgenossen, auch den Vikaren, gemacht worden, deren einer deshalb plötzlich seine Stelle verließ, während ein anderer sich längere Zeit nachts nur im Schlafrock auf den Boden an den Ofen, den Mittelpunkt der Erscheinungen, legte, um das unheimliche Wesen besser beobachten zu können. Erst allmählich teilten sich die Hausgenossen ihre Beobachtungen mit, denn keiner von ihnen hatte jemals von einem solchen Hausgeist im Pfarrhause gehört. Erst als Mörike in einer von Kerner herausgegebenen Zeitschrift — es war wohl das „Magikon" — von drei Pfarrern, die genannt waren, ähnliche Mitteilungen las, spürte er in der Pfarrchronik nach und sah, daß alle drei zu der Zeit ebenfalls Pfarrer in Cleversulzbach gewesen waren, auch war der Name „Rabausch" gerufen worden. Eine weitere Untersuchung ergab, daß dieser im 18. Jahrhundert als Pfarrer in Cleversulzbach gewirkt und in demselben Pfarrhause gelebt hatte und gestorben war.

Daß ein „Hausgeist" vorhanden war, wurde von keinem Hausgenossen bezweifelt und J. Kerner nahm Mörikes Bericht, um den er gebeten hatte, zum Abdruck, ließ aber den Namen Rabausch weg, damit die „Distelfresser", wie er sich ausdrückte, dem lieben Freunde nicht am Zeuge flickten.

Der Briefwechsel mit Hartlaub entwickelte sich immer lebhafter: die neuen Gedichte erhielt er regelmäßig zuerst, Lesefrüchte und Musterkärtchen wechselten mit Zeichnungen ab, z. B. solchen aus einem alten Faustbuche: Dr. Faustus fährt mit seinen Genossen auf dem Mantel durch die Luft und dabei (17/12 37) Verschen, wie:

** „So ein luftig Fuhrwerk sollt' mich freu'n,
Da wollt ich zu Mittag in Wermbrechtshausen sein."

Wie das Kosewort für Cleversulzbach Klepperfeld hieß, so das für Wermutshausen: Wermbrechtshausen. Endlich fand er dem Freunde gegenüber

ein Wort über seine verlorene Braut; indem er ihm einen Teil seiner Briefe an sie schickte, meinte er: „Sie sind ihrer Natur nach ziemlich eintönig. Nur wirst Du daraus sehen, daß ich das Mädchen unsäglich liebte. Es ist deshalb auch nicht ein falscher Hauch darin, sonst wären sie lange ins Feuer geworfen. Es schwindelt mir, wenn ich hineinblicke und denke, wir sind auseinander."

So schrieb er, nachdem mehr als vier Jahre seit der Auflösung der Verlobung vergangen waren.

Rührend sind seine Bitten, daß der Freund ihm recht viel schreibe: „Der liebe Artiglaub," heißt es da einmal, „könnte die Linien wohl etwas größer machen und weniger Spatium lassen." Und an einer anderen Stelle: „Ist es nicht herrlich, wenn zwei sagen können: es ist auch kein erlogen Fädlein zwischen uns." „Wenn Gott mir wieder volle Gesundheit schenkt, so müssen wir das Fest unserer Freundschaft auf einer kleinen Reise feiern und eine Woche überglücklich sein", z. B. auf dem Bärenschlößchen im Park der Solitude. Aber das waren vergebliche Hoffnungen: die leibliche und geistige Entbehrungszeit dauerte fort.

„Um meine lange, lange Zeit, schreibt er dem Freunde (13/2 38), in der ich eigentlich nichts Rechtes treiben kann, nicht durchaus müßig hinzubringen und mir zugleich ein Stück Geld zu verdienen, geriet ich auf den Einfall, in Verbindung mit meinem Vikar eine Blumenlese aus Griechenland und Rom, eine Sammlung der schönsten griechischen und römischen Hymnen, Oden, Elegien, Idyllen und Epigramme nach den besten vorhandenen Verdeutschungen für alle gebildeten Stände zu veranstalten und, mit kurzen Anmerkungen versehen, herauszugeben"; auf 3 Bändchen sei diese Arbeit berechnet 2c., Hartlaub solle auch mitthun; wie sie einst in Urach zusammen präpariert haben, so möge er jetzt auch einen antiken Herrn „benoten", es sei „so leicht wie Krebs essen". Außer Anacreon und Tibull will er selbst den Theokrit vernehmen, jetzt seine „Leibspeise"; eine alte Uebersetzung hat er noch von diesem Dichter, die sein Vater schon besessen und Seydelmann (der berühmte Schauspieler) lange Zeit gebraucht hatte.

Am 19. Februar übersendet er dem Freunde den sicheren Mann, wie er in die Gedichtsammlung aufgenommen werden soll. Kein Stück in dieser hat in der Fassung soviel Wandlungen durchgemacht, wie das „An den Schlaf" (Ged. S. 172). Es ist dies Gedicht die Uebersetzung zweier lateinischer Distichen von Meibom, schon bei Lebzeiten der Schwester Luise begonnen und nach vielem Durcharbeiten und Feilen zu der klassischen Formvollendung geführt, die das Gedicht jetzt in der Sammlung zeigt.

Als der Frühling kam, konnte der Dichter wieder seine Gänge in den Dahenfelder Wald aufnehmen, wo „die schöne Buche" steht (Ged. S. 97) steht. Bei dieser liegt eine Waldwiese, die einst ein See war, dort lagerte er sich einmal und schlief über'm Lesen ein und beim Aufwachen war es Nacht: Da sah er „wunderliche kleine Pärchen auf einem niedrigen Gestell tanzen und zwar auf einer Tastatur, sodaß sie sich die Musik selbst ertanzten. War das nicht wie beim Waidfegerfest im „Schatz"?

Bei seiner schwankenden Gesundheit hörte er Sonntags mit Wehmut den Orgelklang aus der Kirche, und während der Freund in Wermbrechtshausen, die Predigt in der Hand und im Herzen, die Kirche betritt, muß er unthätig dasitzen; „Gott weiß es," ruft er aus, „ich thäte lieber auch dergleichen, statt daß ich müßig daliege." Dennoch vollendete er sein reizendes Märchen „Der Bauer und sein Sohn", das der Oberstudienrat gegen den Vorschlag der Kalenderkommission zurückwies, weil die Erzählung den Aberglauben gewissermaßen begünstige. Kurz tröstete den Freund: „im Kalender hätte es sich ausgenommen, wie auf dürrem Feld eine Blume." Endlich kam es zu einem Besuch des jungen Freundes im Pfarrhause, im Mai 1838, der den Dichter sehr erheiterte.

Bald darauf unternahm er mit der Mutter, wie es scheint in Familienangelegenheiten, eine Reise nach Lauffen am Neckar, Hölderlins Geburtsort. Im Garten des Präceptors las er „in einer besonders weichen poetischen Stimmung" Waiblingers sizilische Lieder im Musenalmanach von 1831 und erging sich am Neckar im „bezaubernden Traubenblütengeruch", schwärmte in Erinnerungen an den unglücklichen Hölderlin und mußte im Wirtshause Korrekturbogen seiner Gedichte lesen.

Nach Hause zurückgekommen, hatte er wieder besondere Freude an seinem Garten, wo die weißen Lilien und der Mohn in „schönstem Flor" standen.

Aber die „schlimmen Nachrichten" über Brüder, die eigene Schwäche, und daß seine Schwester auch soviel krank war — der Arzt schrieb dies der ungesunden Wohnung zu — ließen ihn zu keiner rechten Freude kommen, selbst als anfangs September endlich die gesammelten Gedichte, die er dem teuren Hartlaub gewidmet hatte, bei Cotta erschienen waren.

Am 8. September hatte Kurz sein Exemplar erhalten und sogleich — sehr spät abends — sie aus dem Zwerchsack genommen, den ihm die „sorgsame Pfarrfrau" — die Frau seines Freundes —, durch einen Boten zugeschickt hatte: das „kritische Messer" wurde an der „schwarzbelederten Bibel" gewetzt und dann ans Werk gegangen.

„Es ist eine herrliche Sammlung,“ schreibt er am folgenden Morgen, „jetzt ein völlig Ganzes. Ein Menschenkind mit allen Engeln und Spinnen, die ihm über die Seele kriechen.“ Manche Aenderungen für das liebe Publikum haben ihn „eifersüchtig ärgerlich“ gemacht, manches vermißte er, manches hätte er lieber nicht drin gehabt. Besonders beglückt und „hoch geehrt“ fühlte er sich, daß das Epigramm an ihn unmittelbar hinter den beiden an Mörikes Mutter stand.

Die Sammlung enthielt damals 146 Stück — jetzt fast das Doppelte — begann wie jetzt und schloß, wie bemerkt, mit „Um Mitternacht.“

So wenig Einfluß Mörike den Kritikern auf seine dichterische Arbeit einräumte, so sorgfältig erwog er unablässig neue bessere Fassungen. Hartlaub war beinahe der einzige, dem er seines feinen Kunstverständnisses halber eine gewichtige Stimme einräumte — mit Vischer disputierte er gern über theoretisch-kritische Dinge —, und so hatte Hartlaub schon damals zuweilen Not, den Freund von zuviel Aenderungen abzuhalten.

Das Jahr 1838 war dichterisch nicht minder ertragreich als das vorhergehende, trotz aller ungünstigen Umstände. Wie wehmütig-warm wandte sich „Der Genesene an die Hoffnung“ (Ged. S. 137), die „vielgetreue“:

„Ach, nur einmal ohne Schmerzen
Schließe mich in Deinen Arm!“

und wie beseligt fromm läßt er „droben im Weinberg“ (Ged. S. 142 f.) den Schmetterling himmlische Kräfte aus dem Neuen Testamente ziehen, das er zwischen den Fingern hält, und sie in den Garten hinuntertragen in den Lilienkelch, der dann himmlisches Leben atmen und die Besucherin durch paradiesische Nähe entzücken wird.

Vor Dank strömt er über gegen seinen Arzt (Ged. S. 104), der ihn der Welt wieder gegeben hat, die ihm schon im Rücken lag; in klassischer Form schuf er die sarkastische „Auskunft“ (Ged. S. 323) und das Catullsche „Akme und Septininus“ (Ged. S. 121) in warmer Verdeutschung, für die der Dichter allerdings selbst lieber Distichen gewünscht hätte. Aber das „jugendliche Colorit“ war auch so zur Geltung gekommen wie in dem frischen „Wanderlied“ (Ged. S. 286), dem neckischen „Vogellied“ (S. 301) und der ergötzlichen „Visite“ (S. 311 ff.), wo er den Besuchsphilistern ein Schnippchen schlägt. Herrlich fand Kurz auch die Schillerkantate (S. 161 f.), meinte aber: der Komponist sei ein Ochs: „Da vermißt ein Poet eben doch das alte königliche Vorrecht, die Masse auf Leben und Tod kommandieren zu dürfen.“

An „Schön-Rohtraut“, das er für „eine unserer besten deutschen Romanzen“ hielt, setzte er wunderlicher Weise den Namen Ringang aus, „der einen kurios humoristischen Eindruck“ mache. Mit diesem Gedichte war es Mörike merkwürdig gegangen. Am 31. März 38, an einem Samstage, morgens, las er beim Frühstück seiner Schwester die Romanze vor, und als diese ihn erstaunt fragte, woher er das habe, antwortete er, es sei von ihm, gestern habe er in einem alten Kalender den Namen gelesen und daraus habe er das Gedicht die letzte Nacht geschaffen und eben im Bett vollendet. Am 2. April schickte er es an Hartlaub genau in der Fassung, in der es heute noch in den Gedichten steht.

Mit der „Classischen Blumenlese“ ging es sehr langsam, weil das Uebersetzungsmaterial schwer zusammenzubringen war, und der Verleger sich zurückzog, — Schweizerbart übernahm dann den Verlag; die Stücke, an denen Mörike beteiligt war, erhielt Kurz schon im April 38, besonders gefielen diesem „Die Syrakuserinnen am Adonisfeste“ (Class. Blumenlese S. 103—110), die sind, meinte Kurz, „wie von einem Schwaben geschrieben.“ Bei Mörikes tiefem Verständnis der Antike und der Meisterschaft, mit der er ihre Formen handhabte, konnte es ihm allerdings nicht ergehen wie jenem, über den er ausrief: „Einen Griechen von Minne sprechen lassen, Du lieber Himmel! Was würde der ehrliche Rammler dazu gesagt haben!“

Wie das Glockenmotiv in der „Idylle vom Bodensee“ aus der Tübinger Zeit stammt, so fällt das von den „Glücksschuhen“ des Pechschwitzers, der im „Hutzelmännlein“ eine so große Rolle spielt, in die Cleversulzbacher Zeit; Kurz erwähnt es schon im Herbst 38 und kann nicht begreifen, daß Mörike aus diesem Motiv nichts weiter als ein Märchen machen will. Kurz litt eben, wie er selbst sagt, an dem „Tick, aus dem Walde des Märchens gleich eine Straße ins Leben hinaus zu brechen.“ An der Gefahr litt nun allerdings Mörike nicht im mindesten. —

An Vischer hatte er seine Gedichte mit einem schelmischen Begleitgedicht (Ged. S. 151) gesandt, dessen zweite Strophe, kritisches Wetter und Unwetter ankündigend, lautet:

„Also geht, ihr braven Lieder, daß man euch die Köpfe wascht!
Seht auch, daß ihr hin und wieder einen guten Blick erhascht.“

Nachdem Mörike einen großen Teil des Oktobers bei Hartlaub zugebracht hatte, führte er die für eine Kur längst geplante Reise nach Stuttgart aus, wo er den November und Dezember zubrachte. Mutter und Schwester hatte er recht unwohl zurücklassen müssen, das bedrückte ihn besonders, sodaß er ihrer in dem

in Stuttgart geschriebenen Tagebuch mit Wehmut und dem lebhaften Wunsch gedenkt: „Ach, wäret ihr nur gesund und ich, wir wollten unser widerspenstig Schicksal uns ja in Bälde unterwerfen!“

Auf den Rat der Freunde arbeitete er, nachdem sich gezeigt hatte, daß er eine Bibliothekarstelle nicht erhalten würde, Tag für Tag durch Besuche, Besprechungen, durch Hardegg, Mährlen u. a., kurz mit allen Kräften darauf hin, eine besser dotierte Pfarrstelle zu erhalten, um endlich aus der tiefsten Misere herauszukommen; voll Hoffnungen schrieb er im Dezember darüber noch an Hartlaub; auch sie sollten sich nicht erfüllen.

Im Tagebuch hat er alles getreulich berichtet über sein Leben daselbst, Theater-, Konzertbesuche, Lesekränzchen mit den Freunden 2c., und in dem Kalender ist Tag für Tag jeder Besuch und jedes Ereignis angegeben: aber täglich fühle ich, schreibt er, „die engen Grenzen meiner körperlichen Kräfte.“ J. Kerner mahnt ihn und „seine Söhne Strauß und Mährlen“ zu Frau v. Suckow (Emma Niendorf) zu gehen. Daß Ihr es noch nicht gethan habt, schreibt er, „ist doch entsetzlich kalt und gläsern von Euch“; „seid doch ordentlich und gesittet!“ ruft er zum Schluß. Und so ging denn Mörike, er fand Frau v. Suckow sehr angenehm, „ihr Wesen, schreibt er, ist innig und unaffektiert.“ Entzückt hatte ihn von aller Musik besonders Beethovens C moll-Symphonie: „Ich dachte mir ganz unwillkürlich schöpferische Geisterchöre, welche zusammenkommen, eine Welt zu erschaffen, sie sausen und schweifen, einzeln und in Massen, oft wider einander in seligem Kampfe und gießen Ströme von Licht um sich her, ganze Meere!“ Viel Verdruß hatte er mit Lindpaintner wegen der Komposition der Schiller-Kantate, so und so viel Verse solle er da und dort „hineinpfuschen“, damit jener „seine wässerige Brühe desto bequemer übergießen könne. Daraus wird aber nichts, sie sollen sehen, wen sie dran kriegen. Ich war ein guter Narr, daß ich so weit ging.“ Auch wegen seiner Oper hatte er manche Unannehmlichkeiten, namentlich wollte man ihm „ob seines geistlichen Status“ am Zeuge flicken. Im übrigen lebte er „ziemlich vernünftig in Demut“ und verzehrte auch in der Hauptstadt abends seine Milch- und Mehlspeise — wie schon seit Jahren — auf dem Zimmer. Ein Briefchen von Rückert erfreute ihn recht. Mit Kurz dagegen gestaltete sich das Verhältnis immer mißlicher. In dem Tagebuch klagt Mörike schon bald: „Kurz hat besonders andern gegenüber so etwas Süffisantes, und da ich meinen Verdruß nicht länger verhehlte, so kam's bereits zu kleinen Reibungen.“ Bald darauf kam es, wie er im Kalender anmerkt, zu einer ärgerlichen Scene und am folgenden Tage schlug er ihm durch ein Billet Beschränkung auf „schriftliche Kommunikation“ vor.

Als sich Mörike so „auf die dritte Person Pluralis“ angewiesen sah, schrieb er erst wieder am letzten Tage des Jahres an ihn wegen einer entsprechenden Bemerkung im Vorwort zu den „Regenbrüdern“ über des Freundes Mitarbeit. Kurz antwortet alsbald: „Ferner ist oft näher, lieber Mörike! Ich habe schon oft in meinem Kämmerlein geseufzt . . . ., daß Unseresgleichen . . . . nicht in nackter Kommilitonenfreundschaft zusammen gut thun will“ ꝛc. Erst im Juni 1840 gewann er es über sich, sein Unrecht zu gestehen. „Ich wäre,“ schreibt er da, „schon früher so gekommen, aber es ist das erste Mal, daß ich mein Wort zurücknehme, und das hat mir täglich zu schaffen gemacht“ ꝛc. Mörike schrieb ihm zwar „in unveränderlicher Liebe“, aber im folgenden Jahre schlief der Briefwechsel, wie es scheint, auf drei Jahrzehnte ein.

Wie bemerkt, hatte der gute Schweizerbart den Verlag der Classischen Blumenlese übernommen, obwohl „Herr Maler Nolten,“ wie der Dichter meldet, „noch in Menge bei ihm zu haben ist.“ Auch die Sammlung „Iris“ verlegte er, sie enthält den „Schatz“ nach dem Text des Jahrbuchs (1836), nur daß auf Hartlaubs Rat die Romanze am Schlusse gestrichen wurde, sodann die „Regenbrüder“, den „letzten König von Orplid“, die neubearbeitete Novelle (Urania 1834) „Lucie Gelmeroth“ und das Märchen „Der Bauer und sein Sohn“. „Das Beste an der ganzen Sache aber ist,“ meinte der Dichter, „daß mir Schweizerbart 2 Karolin (ca. 37 M.) für den Bogen bezahlt.“ Ueber die Maßen erstaunt war er freilich, daß der Verleger für den „Spiegelvers“ (Gel. S. 122 f.) allein 300 Gulden (510 M.) bezahlte. Aber da standen wieder Brüder mit offnen Händen, und der gute Eduard zahlte und bürgte, wie es seine gute Mutter alle Zeit gethan. In einer Sprüchwörtersammlung, die sich der Dichter anlegte, stand, besonders durch ein Kreuz hervorgehoben: „Sind auch wir Brüder, so sind doch unsre Börsen nicht Schwestern.“ In Wirklichkeit waren sie aber Schwestern, sofern dies überhaupt den nächsten Verwandtschaftsgrad ausdrückt. Und doch stand eben da, auch mit einem Kreuz versehen: „Das Geld klingt fein, wird aber weit gehört.“

In dem Briefwechsel mit Hartlaub, seinem Labsal, kommt er durch dessen Anregung auch auf Luther zu sprechen und drückt darüber seine Verwunderung aus, daß „sich bei ihm so tagheller Verstand, so eine freundliche Papanatur, so lachender Humor mit diesem durchdringenden Blick in die mystische Welt, so rauhborstige Derbe mit der äußersten Zartheit verbindet.“ Er hat wohl nicht daran gedacht, daß sein Nachkomme Eduard Mörike in diesen Punkten nicht wenig Aehnlichkeit mit seinem berühmten Vorfahr besitzt. In der „rauhborstigen Derbe“ war er ihm allerdings nicht gewachsen.

In demselben Brief kommt er auch auf Luthers silbernen Becher zu sprechen — in der Mitte hat er einen Goldreif mit der Umschrift: Offertorium Capituli hafnensis 1489 —, der sich in seiner Familie vererbt hatte. —

Hartlaub hatte in dem Lesezirkel seines Dekanats die Hallischen Jahrbücher, die damals eine sehr angesehene Stellung auch in der litterarischen Kritik einnahmen. Im Jahre 1839 erschienen hier zwei Besprechungen über Mörikes Nolten und die Gedichtsammlung, die der Freund ihm zugänglich machte; es waren die sehr eingehenden Artikel von Fr. Vischer und C. Reinhold (Köstlin). Bezeichnend bleibt, daß Hartlaub, so uneingeschränkt anerkennend dieser sich auch äußerte, doch ein unangenehmes Gefühl dabei hatte, da er fürchtete, eine solche litterarische Auffassung könne dazu führen, Mörikes Privatleben vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Nicht als ob er dabei für den Freund besondere Befürchtungen gehabt hätte, dergleichen widerstrebte jedoch seiner keuschen Natur, die überdies nicht immer von Eifersucht auf den Freund frei war.

Wie der Dichter vorausgesehen, hatte Freund Vischer in seiner Kritik es auch an Tadel nicht fehlen lassen: Die Peregrinalieder sowie alle die Gedichte, die mystische Elemente enthielten, fanden keine Gnade vor seinen Augen. Bei aller Anerkennung, die er für den Maler Nolten hatte, fand er doch, daß das irrationale Element zu stark hervortrete, ja daß der Roman in einen psychologischen und einen dämonischen Teil auseinanderfalle. Als Vischer 1844 diese Kritiken in den „Kritischen Gängen" wieder herausgab, schränkte er in der Vorrede sein früheres Lob erheblich ein und warf dem Freunde vor, daß er „mit dem einen Fuße im Traume, im Märchen, in der Schrulle stehen" geblieben sei und als Dichter nicht gehalten habe, was man von ihm habe erwarten können. Erst nach drei Jahren schrieb Mörike an Vischer und meinte, er wisse nicht so recht, wie sie mit einander ständen, die Vorrede, die er s. Z. gelesen, habe ihn stutzig gemacht. „Verstehe mich recht: der Inhalt nicht sowohl und nur etwa insofern, als Du in dem Punkte, wo Du von meinem Stillstand ꝛc. sprichst, zu rasch urteilst. Anstatt die Sache einfach zu nehmen wie sie ist — daß ich infolge eines tiefeingreifenden Leidens seit 1835 mit Arbeiten beinahe ganz aufhören mußte — anstatt unentschieden zu lassen, wohin ich unter günstigeren Bedingungen auf meinem Wege gelangt sein würde und noch gelangen könnte, leitest Du mein Verstummen aus einem inneren Mangel, aus grillenhafter Schwäche her. Natürlich, weil Du, wie so viele Andere, mein leibliches Uebel zum guten Teil für eingebildet, mich für einen ausgemachten Hypochonder nimmst." Der Ton sei es eben, der ihn verletze, denn so schreibe kein Kamerad vom anderen. Vischer möge ja vielleicht über ihn verstimmt sein, daß er

so lange geschwiegen habe, aber das sei doch gar sehr in seinem Befinden und in seiner ganzen Lage begründet. Es ist für Mörikes edles Herz bezeichnend, daß sogar dieser Brief ohne Mißklang schloß, und die Freundschaft beider Männer bis zum Tode gedauert hat.

Mörike verhielt sich in der Regel seinen Kritikern gegenüber gleichgiltig, manche wurden für ihn und die Seinigen sogar komische Figuren, wie Johannes Minckwitz, aber als Heinrich Kurz in seinem „Handbuch" ein ebenso unverständiges wie ungerechtes Urteil über ihn gefällt hatte, empfand er dies hart, weil dies Buch in den Schulen gebraucht und so „mit der Muttermilch der deutschen Litteraturgeschichte der Jugend das Vorurteil" gegen ihn eingegeben werde. Kurz suchte später durch einen Dritten, der Mörike über Uhland stellte, die Sache gut zu machen; Mörike aber empfand dies als schmeichlerische Ueberschätzung; noch in der Sterbestunde peinigte ihn dies ganze Verhalten.

Als ihm im Frühjahr 1839 ein Verleger den Antrag gemacht hatte, Waiblingers Schriften mit einer ausführlichen Biographie desselben herauszugeben, lehnte er dies ab, wie es vorher G. Schwab abgelehnt hatte und schrieb an Hartlaub: „Kein Freund Waiblingers, der auch nur einige Pietät für ihn hat, wird es leicht über sich gewinnen, ein wahrhaftes Charakterbild von dem Verstorbenen zu entwerfen."

Um so reicher teilte er seine Gaben unter seine Lieben aus.

Hartlaubs älteste Tochter Agnes war, wie gesagt, des Dichters besonderer Liebling, wie eine Anzahl Gedichte, in denen ihre Person eine Rolle spielt, beweist (z. B. Gel. S. 78 ff.). Einmal hatte sie auch Goethes „Erlkönig" gelernt, um ihn dem Dichter zu deklamieren; das benutzte dieser zuweilen zu den tollsten Verballhornungen und komischen Schnörkeln, die dann gewöhnlich mit ausgelassener Freude beider endigten; auch an anderen Schnurren fehlte es nicht. „Ich stand," erzählt er Hartlaub, „vor dem Rasierspiegel auf meinem Zimmer und schund mir die Haut, wie gewöhnlich. Agnes, die einzige Person, die ich bei dieser Verrichtung wohl um mich leiden kann, saß ein paar Schritte hinter mir in einem großen Sessel und hörte aufmerksam den Versen zu, die ich dazwischen aus dem Stegreif machte. Ihr künftiger Abgang von hier war der Gegenstand des kläglichen Gedichts. Sie war zuletzt ganz still, nachdem sie bei den ersten Strophen, wo Ihr kommt und aussteigt, viel gelacht hatte. Am Ende aber, als es hieß:

Jetzt, Clärchen, scheid' ich aus dem Haus,
Brich mir den letzten Blumenstrauß,
Gieb mir den letzten Abschiedskuß,
Weil ich so weit von hinnen muß!

bemerkte ich, daß ihr die hellen Thränen über die Backen schlichen. Natürlich wurde sogleich die heiterste Wendung gemacht und alles wieder ausgelöscht. Doch sagte sie nachher den anderen in der vordersten Stube, die Abschiedslieder möge sie nicht." — Bei weitem die meisten derartigen Gelegenheitsgedichte, meist scherz- und schalkhafter Natur, beziehen sich auf seine Schwester Clara, namentlich zur Feier ihres Geburtstages (z. B. Ged. S. 215, Gel. S. 27 ff.). Auch Joli gratulierte dichterisch 1840 (Gel. S. 29 f.).

„Soll ich lang nach Wünschen suchen?
Kurz und gut sei meine Wahl;
Alle Jahre solch ein Kuchen,
Und zwar wohl noch sechzigmal."

Da hat sich Joli als Prophet erwiesen, denn am 10. Dezember 1900 erhielt die Schwester des Dichters den Kuchen wirklich von der Lorcher Freundin zum sechzigsten Male.

Unter den ungedruckten Sachen ist eine ganze Anzahl, die an Clara gerichtet ist, z. B. eins, das er ihr mit einer „getrockneten Rapunzel" am 20. August 1836 sandte:

* * „Die getrocknete Rapunzel war einst frisch und ohne Runzel.
Drum bescheiden mein Gemüte, so auch welkt einst deine Blüte;"

oder mit einem Leberblümchen, oder mit Bockshorn und Jungfernangesicht, oder mit einer Schürze 2c.

Nur eins möge hier noch stehen, vom 6. Dezember 1836:

* * „Woher? woher? bei Mutter Floren!
Ihr frischen Gänseblümelein?
Der alte Sommer hat euch nicht verloren,
Der kalte Winter hat euch nicht geboren,
Ihr müßt ein Gruß vom fernen Frühling sein."

Die Mutter gab nur selten Anlaß zu Gelegenheitsstücken; bekannt ist ja, daß der Dichter einst bei ihrer Rückkehr von einer kleinen Reise zum Willkommen einen Rosenstock in einem alten Blechgeschirr, das mit Moos bedeckt war, bereit hielt, da die Blumentöpfe alle sich zu klein erwiesen hatten, und ein scherzhaftes Gedicht dazu verfaßt hat (Gel. 111). —

Die vielen schlaflosen Nächte veranlaßten ihn, eine geregelte Nachtlektüre anzufangen, und zwar nahm er Ende der 30er Jahre dazu das Alte Testament; er berichtet dann an Hartlaub öfter, wie weit er gekommen sei, immer aber hatte er, wo es nötig war, eine Karte von Palästina dabei, denn ohne klare Anschauung mochte er auch hier nicht sein. Besonderes Interesse bewies er für naturwissenschaftliche Dinge; es sind noch Blättchen vorhanden, auf denen er sich physikalische Vorgänge ꝛc. aufgeschrieben hat, auch alle neuen Erfindungen nahmen seine lebhafteste Teilnahme in Anspruch; als er z. B. von Daguerres Erfindung gelesen hatte, ließ er sich sofort (1839) ein solches Lichtbild von Stuttgart kommen, das sein ganzes Entzücken erregte. Um seine Einnahmen zu vermehren, hatte er durch Bauer mit Cotta neue Verhandlungen begonnen, und da bei diesen nichts Rechtes herauskam und Bauer dem Freund schrieb: „Wir wollen nicht zu früh hoffen, denn Cotta ist Baron", meinte Mörike: „Ich meinesteils weiß nur, daß dieser Herr in seinem Buchhändlerwappen einen Greifen führt, und daß die Greifen in Bewahrung ihres Goldes grausame Tierer gewesen." Der treue Hartlaub trat nun mit einem großen zinsbaren Darlehen ein, damit Mörike seinem Bruder helfen und die vielen kleinen „Kerle totschlagen" konnte, die ihn beständig bissen und zwackten. „Der alte Mist ist weg," schreibt er da Hartlaub, „Du aber bist der Herkules, der den Alpheus und Peneus durch meine Ställe führte."

Mit besonderer Freude wurde nun Hartlaubs Geburtstag im Dahensfelder Walde gefeiert: ihm zu Ehren wurde eine Wachskerze angezündet; zwei Freunde wie sie müßten, meinte bei dieser Gelegenheit der Dichter, jeder an einem stillen Ort eine zierliche Lampe aufhängen, die immer am ersten Tage jedes Monats mit Oel versehen und zum Andenken des Entfernten angesteckt würde; sterbe einer, so solle sie drei Stunden länger brennen! —

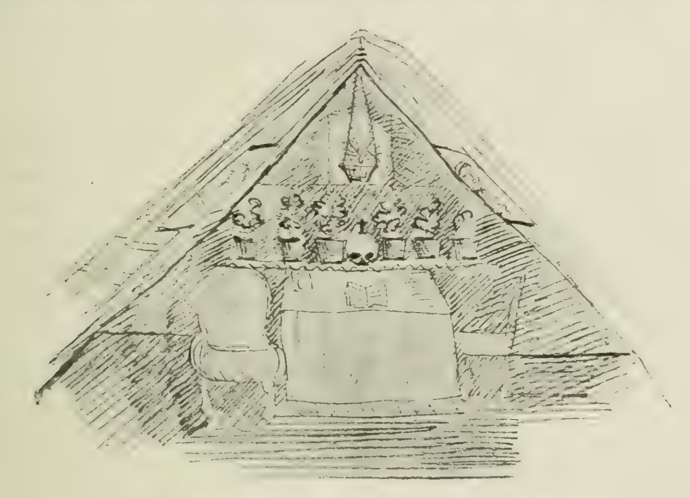
Nach einem Konsistorial-Dekret war dem Volke kirchlich verboten, Vogelnester auszunehmen; nun befand sich ein Nest voll sog. Pfannenstieler — nach ihren langen spitzen Schwänzen so genannt — dicht beim Pfarrhause. Eines Tages aber war das Nest mit 6 Jungen herausgerissen; Mörike nahm sich indes der Sache mit solchem Eifer an, daß er den Thäter, einen „vierzigjährigen Esel", der Nest und Brut Kindern zum spielen gegeben hatte, herausbrachte, alles wieder auffand und in einem Käfig an einem Baume aufhing. Auf jenen ersten Zustand münzte er die Zeilen:

„Die Familie Pfannenstiel hat nunmehr gewonnen Spiel,
Weil in selbigem Dekret viel zu ihren Gunsten steht."

und auf den letzteren:

„Die Familie Pfannenstiel schwelgt in lauter Lustgefühl."

Endlich konnte auch die längst geplante gemeinsame Reise der beiden Freunde ausgeführt werden, und zwar ging sie bis Heidelberg: Jeder Tag ein Fest. Freilich als Mörike wieder allein war, kam das Herzweh, das ihm die Feder in die Finger drückte (12. August 1840): „ich weiß neben Bruder und Schwester kein anderes Menschenkind, verlange auch nach keinem, bei dem ich



Hauskapelle in Cleversulzbach.
Nach einer Zeichnung von Eduard Mörike.

mich so, wie bei Dir, daheim befinde, d. h. so innig in mir selber bleiben könnte. Du mutest mir nichts zu, was meinem Wesen nicht entspräche, und wenn Du mich ermahnst und schüttelst, so ist's nicht mehr noch weniger, als ich bei meiner kranken Aengstlichkeit gar wohl brauchen kann." —

In einem früheren Taubenschlage auf dem Speicher des Pfarrhauses hatte sich Clara mit des guten Bruders Hilfe eine Kapelle eingerichtet, ein Tisch stand als Altar darin, und über Blumenstöcken und einem Totenkopfe brannte eine ampelartige Lampe, während die schiefen Seitenwände mit alten Bildern geschmückt waren. Als die „Bauinspektion" kam, mußte freilich die ganze Herrlichkeit weggeräumt werden. Die Mutter fand diese Art von Schwärmerei, die ja auch harmlos war, zwar ganz schön, aber etwas katholisch. Diese

Kapelle diente Bruder und Schwester oft als stiller Zufluchtsort, auch für die Lektüre besonders lieber Bücher, z. B. der Grimm'schen Märchen. Eine Zeit lang wohnte der Dichter sogar in diesem Raum und freute sich, daß die Sonne beinahe den ganzen Tag hineinschien und so zärtlich auf dem braunen Geräte lag.

Wie J. Kerner manchmal mit einer seiner Töchter, oder einem besonders interessanten und vornehmen Besuch nach Sulzbach kam, so besuchte ihn auch Mörike nicht selten, zuweilen von einem Freunde wie Strauß abgeholt, und übernachtete nach einem fröhlichen Abend in dem bekannten Gartenhause. —

Eduards Bruder Ludwig, in der Familie gewöhnlich Louis genannt, hatte sich im August 1840 verheiratet und beabsichtigte dann vom großen Rate im Kanton Thurgau ein Pachtgut zu übernehmen. Der Dichter begleitete den jungen Ehemann; die Reise wurde am 4. September angetreten und ging über Heilbronn, Blaubeuren, Ulm, Lindau bis Bregenz. Unterwegs begegneten sie wieder dem rotharigen Kutscher, „Feldmaus" genannt, der Mörike und Hartlaub nach Heidelberg gebracht hatte, dabei aber lieber 1½ Stdn. umfuhr, als daß er eingestand, er könne die Wegweiser nicht lesen. Diese „Feldmaus" wurde von den Freunden zeitweise unter die komischen Figuren aufgenommen. Von der ganzen Reise giebt Mörike dem Freunde eine ausführliche, höchst anschauliche Schilderung; ganz hingerissen war er von St. Margarethen, unweit Bregenz. „das," so schreibt er, „einen völlig fabelhaften Eindruck der lieblichsten Art auf mich machte." Als sie am Bodensee die Stelle gefunden hatten, wo der Rhein in den See tritt, schöpften wir, erzählt er, „eine gute Portion halbfeuchten Rheinsands in meinen Mantelzipfel, um sämtliche Schreibzeuge in Wermbrechtshausen und Cleversulzbach damit zu versehen." Im nächsten Wirtshause wurde er in eine Schachtel gefüllt und drei Monatsröschen oben drauf gelegt, damit sie frisch blieben. (vergl. Gel. S. 82.) Nach einem Abstecher nach St. Gallen gelangten die Brüder über Rorschach und Uttweil nach Konstanz. Unterwegs hatten die beiden auch einmal in einem Kloster zu Mittag gespeist; das ist vielleicht das einzige Ereignis, aus dem er den „Besuch in der Kartause" ausgesponnen hat. Außerordentlichen Eindruck machte ihm der Rheinfall, den er ja auch dichterisch so meisterhaft wiedergegeben hat. Anfangs Oktober kam er wieder in Cleversulzbach an, wo er sogleich eine sehr angenehme Ueberraschung erfuhr, indem ihm die Prinzessin Marie „abermals einen Beitrag von 100 Gulden zum Behuf seiner Erholung geschickt" hatte. Clara fand er allerdings nicht vor, da sie wegen ihres Wechselfiebers bei Hartlaubs sich aufhielt, die „Menagerie dagegen war noch vollständig da und in Ordnung": Staar, Distelfink, Igel, Hund und Katze. Diese lebendige Sammlung hatte Mörike in 4 Klassen geordnet: 1. stinkende

und zugleich singende, 2. rein singende, 3. rein stinkende, 4. die, welche weder singen noch stinken. —

Als Mörike bald nach seiner Rückkehr in Weinsberg K. Mayer wiedersah, während Kerner und Kurz mit einander plauderten, „kam, schreibt er, auf einmal jene Rührung über mich, mit der man etwa ein Mädchen betrachtet, das eine heimliche Liebe hat, die man ihm verkümmert. Ich meine sein unglaublich zärtliches Verhältnis zur Natur.“ Zuletzt begleitete er Kerner, Kurz und Mayer nach dem Walde: „Da waren, meint er, vier schwäbische Poeten bei einander, die weder auf Schimpf noch auf Lob zusammenkamen.“ Auch nach der Trinkkur in Wermutshausen wollte es mit Clara nicht besser werden, so kamen die Wermutshäuser Pfarrleute im Spätherbst noch einmal zu den Freunden; so groß die Freude bei ihrer Ankunft und Anwesenheit war, so trostlos leer fühlte sich Mörike wieder nach der Abreise, wie er in der Morgenfrühe bei dem beleuchteten Tische stand, an dem die lieben Gäste eben das Abschiedsfrühstück genossen hatten; „da standen noch die Stühle,“ klagt er ihnen, „wo Ihr saßet. Ehe sie die Magd gleichgiltig wegstellte, wollte ich es lieber selbst thun.“ Am Abend aber, als alles zu Bett war, und der Herr Pfarrer im Schlafrock mit der Katze im Arm im Zimmer auf- und abging, erschien der Vikar und erzählte, daß ihm eben, während er noch wach im Bette gesessen habe, an der Wand eine gelb-weiße Flamme, handgroß, erschienen, nach kurzem Verschwinden sei sie 3—4mal wieder gekehrt, er habe nach ihr gegriffen, wie sie in steter Bewegung war, aber nichts gefühlt. Der Pfarrer konnte ihm bestätigen, daß er wie seine Schwester in demselben Zimmer dasselbe beobachtet habe, ging mit dem Vikar ohne Licht hin, sah aber nichts. Als sich bald darauf „der alte Maulwurf“ wieder regte und sich ein Glöckchen vernehmen ließ, wollte Mörike der Sache auf den Grund gehen; „da ich eine natürliche Ursache vermutete,“ teilte er Hartlaub mit, „die ich entdecken wollte, so fingen wir an den Boden aufzubrechen, allein der Boden war doppelt und so mußten wir froh sein, alles wieder notdürftig in Ordnung zu bringen.“

Louis hatte unterdessen die Pachtung im Kanton Thurgau erhalten und dem Bruder aus einer nahen Kirche ein altes Holzkruzifix, das aus einem Stück gearbeitet war, zum Geschenk gemacht. Dies wurde nun zur neuen Ausrüstung der Kapelle benutzt und die Mutter gab Clara das Privileg, jeden Sonntag sich oben heizen zu lassen. —

Im Jahre 1841 versuchte Mörike noch einmal mit allen Kräften sein Pfarramt allein zu verwalten; er begann wieder zu predigen und hatte Wochen lang im Anfange des Jahres mit der Registratur zu thun, der er eine so

musterhafte Form gab — er selbst nannte es den „Zwölffächerkasten in Klepperfeld" —, daß ihn einige „Prälaten" um das Muster angingen; „hab's ihnen aber," sagte er, „aus Handwerksneid nicht verabfolgt."

In seinem Tagebuchkalender sind aus der ersten Hälfte des Jahres über 20 amtliche Berichte, Listen rc., die er abgesandt hat, aufgeführt, auch manches aus der Seelsorge ist kurz bemerkt: ein Bauer kommt und klagt, daß ihn seine Frau „mißhandelt" habe, ein anderer beschwert sich, daß er von seiner Frau geschimpft und in der Erbauung gestört werde rc. Dazwischen trieb der Herr Pfarrer eingehende Bibellektüre mit Kommentaren und am Karfreitag Morgen (9. April) predigte er wieder, und zwar über „die verkehrte Hoffnung des Unglaubens auf die Erlösung durch Christum"; diesmal fühlte er sich stärker als früher durch die Predigt angestrengt, weil sie viel länger war; alle Zuhörer, auch Clara, hatten jedoch von verminderter Kraft an ihm nichts bemerkt. Gepredigt hat er auch in der nächsten Zeit nicht oft wegen der starken Kongestionen, denen er dabei ausgesetzt war; mit regem Eifer nahm er sich aber der Kinderlehre und des Konfirmanden-Unterrichts an.

Alle Bücher hatte er in Ordnung bringen und hellblau brochieren lassen, nur eins mußte grün bleiben als schönste Nachtlektüre, ein Bändchen schlechter Gedichte von dem Ober-Amtsrichter X, an den er auch die Mahnung gerichtet hatte: „Laß doch Dein Dichten! hast ja Geld, Tropf! brauchs die Poesie lebendig zu betreiben!" rc. (Ged. S. 297). Dieser gute Schlafspender hieß „das grüne Tier."

Mit vollen Zügen kostete er dann den Frühling und grub im Garten, daß er Blasen an die Finger bekam.

Aber das sollte ein schlimmes Frühjahr werden. Am 20. April war die teure Mutter schwer erkrankt, sodaß ihre Schwester eiligst von Nürtingen geholt wurde, am 22. erhielt Mörike von Hartlaub die Nachricht, daß sein Töchterchen Ada plötzlich gestorben sei, am 23. schrieb er den trauernden Eltern in seinem doppelten Jammer: „In meiner Seele ist etwas, das mich das Aeußerste nicht glauben läßt." Montag, den 26., kurz nach Mitternacht war das „ganz Unglaubliche" geschehen: die Mutter war der Krankheit erlegen. „Wie ist es möglich," schreibt er dem Freunde am Sterbetage, „daß wir hier fortleben? Was wir ansehen, wo wir stehen und gehen, da zeugt's von ihrer lieben Gegenwart, die nimmer ist! beim kleinsten Gerät, das sie täglich berührte, Stich auf Stich ins Herz! Welch ein Frühling von Blüten im Garten! vor dem wir das Gesicht abwenden müssen. Wenn wir zusammenkommen bei Dir, da soll die Ada und die Mutter neu aufleben trotz tausend Toten. Nicht wahr? Was kann vierfache Liebe nicht für Wunder thun. Wir lieben und wissen, daß uns

die Seligen lieben! Ach wenn ich ihrer wert wäre! Wie viele Thränen hat mich das heute schon gekostet und wird es noch. Ich habe alles in Clärchens Herz ausgeschüttet." Besonders rührend hatte der Sohn die zarte Schonung der Mutter noch auf dem Sterbelager zu empfinden gehabt. „All ihr Denken, Sorgen, Fragen und Anordnen," schreibt er damals an Verwandte, „war, wie ihr ganzes Leben hindurch, bis in die letzten Augenblicke der — nur selten abwesenden — Besinnung lauter Liebe, die für andre sinnt. Wie schonungsvoll und fein bereitete sie uns durch einzelne, zuletzt nur mühsam hervorgebrachte Worte, so lange wir noch mit einiger Hoffnung an ihrem Bette standen, nach und nach auf das Unvermeidliche vor, das sie sehr bald vorauszusehen schien Keine Spur von Aengstlichkeit und Widerstreben. Die bewunderungswürdige Ruhe einer über sich selbst klaren Seele und eines guten Gewissens."

Mittwoch, den 28. April Nachmittags 2 Uhr, wurde sie neben Schillers Mutter zur ewigen Ruhe bestattet.

Der treue Kurz hatte dem Freunde zum Trost und der teuren Mutter — schon in der Nacht vorher war sie verschieden — „als eine süße Speise über's Krankenbett" mitgeteilt, daß Tieck, der seit dem Erscheinen des Nolten wieder an die Triebkraft der deutschen Poesie glaubte, von Mörike mit wachsender Anerkennung spreche, er könne bei seinem außerordentlichen Einfluß am Berliner Hofe der Lage des Freundes eine Wendung geben, „auf welche wir alle schon so lange vergebens denken," Mörike selbst hatte Tieck ein Exemplar des Nolten geschickt und dazu von Ochsenwang aus (20. Februar 1833) geschrieben und darauf einen indirekten Dank erhalten. Als Tieck im Frühjahr 1841 nach Weinsberg kam, war es Mörike nach seiner ganzen Geistes- und Körper-Verfassung unmöglich, Kerners Einladung zu folgen; so sah er Tieck nicht zu seinem eignen großen Leidwesen, und es blieb bei dessen platonischen Freundschaftsbezeugungen. Mörikes direkter Versuch in Berlin, indem er im April 1844 an König Friedrich Wilhelm IV. seine Gedichte schickte, hatte keinen anderen Erfolg als den üblichen Dank.

In seiner Produktionskraft sah sich Mörike auf das äußerste geschwächt, es sind nur wenig Stücke, die in diese Zeit fallen: „Zwiespalt" (Ged. S. 145), „An Ad. v. Keller" (Ged. S. 246f.), „An Arrius" (S. 297), einige Gelegenheitsgedichte, das wehmütige Briefgedicht an K. Mayer (S. 149) und die köstliche Epistel an den Vetter (Ged. S. 290), den Sonnenuhrmacher, von dem der Dichter kürzlich geträumt, er habe sein Vollmondsgesicht mit schwarzer Farbe zu einem Zifferblatt zurechtgemalt, auf dem der Schatten der

Nase die Stunde weisen sollte; der Traum bedeute sicher: „Laß er Sein verdammtes Sonnenuhrenmachen bleiben!“

„Aus Gelegenheit der Kirchturm-Renovation im Juni 1840“ entstand die älteste Fassung des Turmhahns; am Kopfe steht ein vom Dichter meisterlich gezeichneter Hahn; der Anfang, der im Faksimile hier beigefügt ist, lautet in dem Exemplar, das ich hier habe:

„Zu Klepperfeld im Unterland
Wohl an die hundert Jahr ich stand.“

Die folgenden 18 Zeilen stimmen bis auf einen Ausdruck mit dem Wortlaut in der Sammlung (S. 194 ff.) überein, dann folgt der Schluß:

„Ich, auf des Pfarrers Taubenschlag
Beschließ' in Frieden meinen Tag.“

Der Dichter bemerkt zuletzt: „An diesem unwürdigen Platz verblieb er nur zwei Tage; jetzt steht er ganz stattlich auf dem Giebel der Pfarrscheuer und thut seine Pflicht comme il faut trotz dem neuen.“

Anfang Mai sandte Mörike dem Freunde den „Rheinfall“ (Ged. S. 143 f.) und schrieb dazu: „Die gute Darstellung des Wassers hat wirklich die Wirkung auf mich, daß ich etwas von dem donnernden Gebraus in das Gehör bekomme.“ Des Dichters lebhafter Wunsch, alsbald zu Hartlaubs zu reisen, ließ sich wegen der immer wieder verschobenen gerichtlichen Aufnahme der mütterlichen Verlassenschaft nicht so schnell ausführen, so blieb er vorerst auf schreiben angewiesen. „Heute stand ich einmal,“ heißt es da, „in Gedanken vor meinem Bücherschrank, sah meiner Mutter Bibel und schlug sie um irgend ein Wahrzeichen auf, da stand oben in der Ecke rechts die Stelle Psalm 40,3“. Als Beilage sandte er folgendes „Kuriosum“.

„Am 22. Mai abends saß ich im Dahenfelder Wald, nicht weit vom Eingange unter einer hohen Eiche, und las eine zeitlang in der Bibel (es war meiner lieben Mutter ihre). Ganz nah' bei mir schlug eine Nachtigall. Ich machte das Buch endlich zu, hing meinen eignen Betrachtungen nach und hörte inzwischen auf den Gesang der Vögel. Die Nachtigall wiederholte einige Male jene schöne Stufenreihe gezogener Töne, welche allmählich mit Gewalt anwachsend aus der Tiefe in die Höhe gehen und mit einer Art von Schnörkel oder Sprützer schließen. Dabei fiel mir von ungefähr ein komisches Gleichnis ein, und während des Heimgangs war ich, ganz im Gegensatz zu dem, was mich jetzt einzig beschäftigen sollte, durch den Geist des Widerspruchs genötigt, den

Aus Gelegenheit der Kirchthurm-Renovation im Julii 1840.



Zu Klepperfeld im Unterland
Nahe an die hundert Jahr ich stand,
Auf dem Kirchenthurm ein guter Hahn,
Als ein Zierrath und Wetterfahn.
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab ich allzeit das Dorf bewacht,
Manch falber Blitz hat mich gestreift,
Der Frost mein' rothen Kamm bereift;
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man gern Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt;

Aelteste Fassung des „Turmhahns“.

Gedanken in ein paar Strophen auszubilden, indem mir unaufhörlich das alcäische Versmaß in den Ohren summte. Die erste Strophe hat sich sozusagen von selbst ohne mein Zuthun zusammengefügt. Das Komische liegt teils in der poetischen Anwendung einer an sich treffenden, jedoch prosaischen Vergleichung, teils im Kontrast der feierlichen Versart." So wurde die Ode „An Philomele" geboren (Ged. S. 295). Demselben Brief war das Märchen „Arete," später „Die Hand der Jezerte" genannt, im ersten Entwurf beigelegt.

Am 27. September 1841 wurde König Wilhelm I. von Württemberg 60 Jahre alt; zu diesem Tag, der besonders festlich begangen werden sollte, wurde Mörike um Lieferung eines „Festspiels" angegangen; nach längerem Sträuben nahm er anfangs Juli den Auftrag an und machte sich sofort an die Arbeit, die in den ersten Tagen des Septembers vollendet war und nach Stuttgart abgesandt werden konnte. Als das drama festivum, „das Fest im Gebirge", nicht zur Aufführung gelangte, sollte es auf Hartlaubs Wunsch ans Morgenblatt geschickt werden. Mörike wußte aber, daß der damalige Redakteur, G. Pfizer, „widerkönigisch" war und es nicht aufnehmen würde; und da nach seiner Ansicht der „poetische Wert nicht groß genug" war, blieb es ungedruckt. Von der ganzen Affäre hatte so nur Hartlaubs Agnes einen reellen Vorteil: sie erhielt das große Siegel des Oberhofmeister-Amts als „des sicheren Manns sein ordinäres Petschaft".

Wenn Hartlaub einmal nicht rechtzeitig einen Freundesbrief erhielt, merkte er immer wieder, daß er nicht von der „Begierde nach ununterbrochenen Zeichen der Gemeinschaft" mit dem Freunde loskomme, der ihm doch „auf der Welt das Heiligste, Andacht, Liebe, Alles" war. Und der Freund wurde nicht müde, ihm aus dem Reichtum seiner Liebe und seines inneren Lebens jene ununterbrochenen Zeichen zu senden in Ernst und Scherz, in Wehmut, Trauer und Freude. Im August 1841 übersandte er ihm zwei charakteristische Federzeichnungen; ein Modeherr reicht einer Dame auf einem Teller eine Orange mit den Worten:

* * „Mein Fräulein! frisch vom Keller hier
Die saftigste Orange!
Nachher, dächt ich, versuchen wir
Den Walzer aus Dame blanche!"

Zweite Zeichnung: In einem Dorfwirtshaus sitzt ein Bauernbursche und giebt dem vor ihm stehenden Bauernmädchen die Hand mit den Worten:

* * „Mädle gang in Keller na, holl a Pomeranza,
Wann da wieder uffer kommst, will i mit der tanza."

In demselben Briefe übersandte er dem Freunde die schalkhafte „Waldplage“ (Ged. S. 236) und schrieb dazu: „Die Klopstockischen Schnaken sind kürzlich auch in einer guten Stunde gemacht worden, der alte sechsfüßige Jambe in seiner Ernsthaftigkeit steht ihnen ganz besonders.“

Außerdem lag noch ein Gedicht bei „Auf zwei Sängerinnen“ (Gel. S. 128 ff.), das wie das Gedicht an Marie Mörike, geb. Seyffer, (Ged. S. 218 f.) der sangeskundigen Gattin des bratenspendenden Vetters in Neuenstadt gewidmet war; auch dem Bäschen Pauline Mörike sandte der Dichter eine poetische Gabe, die freilich ziemlich viele Wandlungen erfahren hat (Ged. S. 218).

Einen wehmütigen Nachklang zum Tode der Mutter bringt das „Blättchen-Lied“ an Clara (Ged. S. 213 f.). Auf das Papier mit dem Gedichte ist ein Birkenblättchen mit einer Stecknadel befestigt — das Original ist in dem mir übergebenen Teil des Nachlasses —, datiert ist das Gedicht vom 26. Oktober.

Im Spätherbste besuchte der Dichter mit seiner Schwester den Kirchhof in Neuenstadt, wo sie sich — wie einst die gute Mutter — über die Mörike'schen Mohren im Wappen lustig machten, denn die sähen aus, „als hätte sie ein ehrlicher Bäckermeister gebacken“; auf einem Grabe aber fanden sie eine Blume, der Wasserlilie ähnlich, von feinem Dufte, die Clara sofort als „Christblume“, der Dichter als eine Art Nießwurz erkannte. Das war der äußere Anlaß zu den beiden innigen und zarten Gedichten „Auf eine Christblume“ (Ged. S. 164 f.); diesen Stücken dürfen zur Seite gestellt werden die beiden Strophen auf „Corona Christi“ (Gel. S 112 f.) und das anmutige Zwiegespräch: „Vierfach Kleeblatt! seltener Fund!“ (Gel. S. 113), das er „Auf dem Spaziergang“ überschrieb und Ende 1842 an Hartlaub sandte. —

Wie er Ende des Jahres sich viel mit Waiblingers Schriften beschäftigte und eine Ausgabe seiner Gedichte vorbereitete, so erwog er bereits die zweite Auflage seiner eigenen und die Aenderungen im Einzelnen, die ihm nötig erschienen. Im Dezember schrieb er Hartlaub darüber: Die gute Aufnahme, die Gedichte wie der Feuerreiter und die Elemente bei den Freunden gefunden hätten, habe ihn gegen die Fehler gleichgiltig, wenn nicht blind gemacht. Bei älteren Gedichten — und das waren beide — geschehe es wohl, daß „eine Art von Pietät jede Kritik verdrängt.“ Wenn der Dichter sich hierin auch im ganzen zu scharf beurteilt, so hat er doch bei diesen beiden Gedichten mit feinem Gefühl das Richtige getroffen. „Der Riese in den Elementen“ (Ged. S. 177 ff.), sagt er, „steht offenbar der Natur zu äußerlich gegenüber oder vielmehr seine Thätigkeit ist lediglich an eine äußerliche Maßgabe, an die Weisung eines eigenen Schicksals, einer ängstlichen Vorsehung gebunden. Dies hat mich von jeher geniert.“

Hier liegt eine ähnliche Betrachtung vor, wie sie hernach bei der Umarbeitung des Nolten an mehreren Punkten bestimmend gewesen ist, wo es galt das scheinbare Vorwalten des „Schicksals“ abzuschwächen. In den Elementen hat der Dichter zwei einfache Aenderungen vorgenommen und dadurch dem empfundenen Uebelstand abgeholfen. In der 1. Ausgabe lauten nämlich die vier Schlußverse der 4. Strophe:

„Nach einem unverrückten Willen,
Der blüht in der Gestirne Flur,
Muß er die ew'gen Kräfte stillen
Mit Lust und Schrecken der Natur.

An deren Stelle setzte er jetzt:

„Brünstig verfolgt er, rastlos wütend,
Der Gottheit grauenvolle Spur,
Des Busens Angst nicht überbietend
Mit allen Schrecken der Natur.“

Und in der 8. Strophe ersetzte er den 5. und 6. Vers

„Dem Wort der Sterne kannst Du trauen,
Laß Dein Gemüt in ihnen ruhen!

durch:

„Dem Wort von Anfang mußt Du trauen,
In ihm laß Deinen Willen ruhn!

„Es tritt nun,“ meint der Dichter mit Recht, „die freiere Ansicht, die mir schon bei der ersten Konzeption vorschwebte, klar und bestimmt heraus, sodaß mir das Gedicht erst jetzt wirklich Freude macht.“

Der Feuerreiter (Ged. S. 67 ff.) ist eins von den Gedichten Mörikes, das — ähnlich wie „Die Herbstfeier“ — sehr viel Wandlungen erfahren hat. Hier kann nur auf zwei Punkte eingegangen werden: Um die lange Anmerkung und das Prädikat „wahnsinnig“ der 1. Auflage zu vermeiden, schob er die Strophe ein, die jetzt die dritte ist und vertauschte, wie er sich ausdrückt, das „grillende“ Feuerglöcklein mit einem ordinären.

Stark umgearbeitet wurde auch die Romanze „Die schlimme Greth und der Königssohn“ (Ged. S. 20 ff.): die Motive aus der Vergangenheit, die geschichtlichen so zu sagen, wurden beseitigt, der Eingang dramatisch, die Wendungen

markiger, die Vorgänge plastischer, der Schluß tragischer gestaltet. Dieser hieß zuerst:

„Sie singt ein lustig Totenlied und trägt ihn über das Meer,

nun heißt er:

„Sie heult ein grausiges Totenlied und wirft ihn in das Meer."

Weihnachten 1841 war von der Trauer um die Mutter umhüllt, die Geschwister und Freunde beschenkten sich indes in gewohnter Weise: Clara erhielt als passionierte Spinnerin ein Spinnrad, einen alten Haspel machte der Bruder für sie zurecht und ergötzte sie durch allerhand Zeichnungen, worunter auch die „Holzblockphysiognomie" des Vikars sich befand, sowie die für Konstanze Hartlaub bestimmte „Ländliche Kurzweil". (Ged. S. 208 ff.) Das Gedicht trug damals die Aufschrift „Klepperfelder Idylle. Lettres à la graine de pavot" und war mit besonderer kalligraphischer Sorgfalt auf feines Papier geschrieben. Die Schlußpointe, die Clara über ihren Bruder aussprach — zum Kapitalisten sei er eben nicht geboren — war über allen Zweifel erhaben. Und daß er einen Vikar auf seine Kosten halten mußte, der außer freier Station ca. 80 Fl. jährlich erhielt, verbesserte seine finanzielle Lage ebenso wenig wie es die häusliche Annehmlichkeit erhöhte, denn es befanden sich nicht selten Leute darunter, die ihn durch theologischen Dünkel und geistliche Sehrheit wie durch Plumpheiten und Taktlosigkeiten erregten. (Gel. S. 180—183.) Welch feine Witterung er für die Menschen hatte, mag folgender Vorgang zeigen. Als ihm eines Tages ein neuer Vikar auf seinem Studierzimmer seinen ersten Besuch gemacht hatte, und seine Schwester hernach zu ihm herein kam, sagte er zu ihr: „Clärle, der heißt Fritz und ist eines Friseurs Sohn." Obgleich Mörike dafür nicht den mindesten Anhalt gehabt hatte, erwies sich diese — allerdings ganz und gar nicht mystische — Ahnung in der Folge als durchaus zutreffend. —

Von dem außerordentlich regen schriftlichen Verkehr, in dem Mörike stand, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man seine Aufzeichnungen in den Kalendern beachtet; am geeignetsten dazu ist der vom Jahre 1842, wo er wegen Bezahlung der Boten bestimmte Angaben gemacht hat, hiernach kamen durchschnittlich im Monat 18—20 Briefe bezw. Packete auf die Absendung und 12—14 auf den Empfang.

Der persönliche Verkehr mit den Freunden war ebenfalls sehr rege: Außer Hartlaubs, Kauffmann, Strauß, Vischer und Kerner kamen nicht selten vornehme Gäste des letzteren ins Pfarrhaus nach Cleversulzbach. Namentlich wurde

für den Dichter der längere Aufenthalt einer Baronin H., die im Scheideprozeß stand, eine Quelle vieler Uebel. Mörike wie seine Schwester suchten vergebens eine Versöhnung der beiden Gatten herbeizuführen: Undank und Verleumdungen waren das Ergebnis.

Wenn der Dichter so sehnsüchtig auf den Wagen oder Schlitten von Wermutshausen wartete, dann meinte er: Man sollte magnetische Landkarten haben, wo man geliebte Gäste, Männlein, Weiblein und verschiedene Mädels herziehen sähe Da könnte man sie in der Stube von Station zu Station verfolgen und ankündigen und „endlich sieht man die Gesellschaft in duplo ankommen."

Damals kam er auf astronomische Studien, beschaffte sich einen Erd- und Himmelsglobus, eine Sternkarte, naturwissenschaftliche Instrumente wie eine Elektrisiermaschine, eine camera obscura ꝛc.

Sobald sich seine „Unpäßlichkeit" Anfang Juli sehr steigerte, begab er sich in eine Heilanstalt nach Cannstatt und dann zu einer „sympathetischen Kur" nach Nürtingen, die ihm, wie es scheint, von Verwandten „verraten" worden war.

Als er Anfang August wieder zu Hause war, fand er die von Hartlaub gesandte „Günderode" Bettinas vor und meinte, wenn auch Falsa in dem Buch seien, so werde man doch immer wieder hingerissen und müsse gestehen, „daß die Bettina eine Art Meerwunder bleibt."

Schon seit Anfang des Jahres hatte er sich mit Glasmalerei bezw. mit einer Methode beschäftigt, wie Zeichnungen von Künstlern auf Glas vervielfältigt werden könnten. Ende des Jahres war er zu folgendem Plane gelangt. Er selbst wollte phantastische Scenen darstellen, nach diesen sollten von tüchtigen Künstlern Zeichnungen entworfen, auf Stein gedruckt, von diesem auf Glas abgezogen und dann koloriert werden. Das Neue daran war die fabrikmäßige Vervielfältigung auf dem Glase, und darauf würde auch das Einträgliche der Sache beruht haben. Zur Ausführung ist nichts gekommen. —

Ein unvergängliches Denkmal hat Mörike in diesem Jahre seinem Freunde Hartlaub gesetzt (Ged. S. 206 f), dem Mann, „dessen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen als die Konzertsäle mancher Residenz in einem Winter". So besingt er den Freund, wie er am Klavier im Dämmerschein, im Traumgewühl der Melodien versunken, den Hörer hinführt an schwarzen Gründen her zu lichten Höhen und wiederum durch ein goldig Nebelmeer zur Finsternis der alten Nacht, und wie der Dichter — im höchsten Entzücken schwebend — zuletzt dem Freunde doch schwieg:

„Ach warum ist doch eben
Dem höchsten Glück kein Laut des Danks gegeben?"

Ja, es bestand zwischen diesen Freunden „ein ewiger Kreislauf der Liebe". Und dieser Wahrheit gab der Dichter nur eine neue Fassung, als er dem Geliebten schrieb: „Nur insofern die Liebe eng verbundener Freunde, wie wir sind, selber ein Wunder ist, und zwar das schönste, das es geben kann, worüber sich das Herz auch ohne äußere Veranlassung oft plötzlich in seliges Staunen verliert: nur in dem Sinne sollte mich, was durch Dich geschah, als etwas Außerordentliches rühren können." — An manchen Gelegenheitsgedichten fehlt es auch in dieser Zeit nicht, das bekannteste ist dem lieben „Balser", wie er im Pfarrhause hieß, gewidmet (Gel. 85 ff.), ferner an Konstanze (Gel. S. 71 f.); auch die schalkhafte Ode „An einen Liebenden" (Ged. S. 295 f.) fällt in das Jahr 1842. Vielleicht gehören dieser Zeit auch die Gedichte für den Weinsberger Frauenverein (Gel. S. 133) an und das von dem angenehm-nützlichen Kobold, der die Tintenflecke aus den Büchern macht (Gel. S. 131 f.). Im Jahre 1843 sind entstanden die zwei Distichen „Einer geistreichen Frau" (Ged. S. 101) und das neckische Geburtstagsgedicht für die Schwester im Harlekinsstil. (Gel. S. 36 ff.) Auch dramatische Pläne hatte er wieder, aber zur Ausführung kam nichts. Im Oktober 42 hatten die lieben Heilbronner Freunde Kaufmann und Märklin ihn besucht und nach Neuenstadt entführt, wohin dann auch Strauß, der zu spät gekommen war, „nachgerannt" kam. Da war einmal wieder ein übermütiger Abend im „Stern", wo Kauffmann musizierte, Strauß lustige Geschichten erzählte und der Dichter seinen Sehrmann vorlas und zum Ergötzen der Freunde Komödie spielte.

Nach einer „epistolarischen Fastenperiode" konnte er Hartlaub (6. Februar 1843) von einem Besuch bei Hölderlins Schwester, Frau Professor Bäumlein, in Nürtingen berichten, in der er eine sehr redselige, aber gutherzige Frau kennen lernte; sie sandte dem Dichter sogleich einen Korb voll Manuskripte ihres Bruders, die er bei seiner Tante, der Frau Stadtschreiber Planck durchsah. Besonders ausführlich berichtete er aber nach Wermutshausen über einen Besuch von Freunden und eine Fahrt mit ihnen. Samstag, den 23. Februar, nachmittags halb 2 Uhr, wurde er nämlich aus der Konfirmationsstunde geholt, weil Strauß und Kauffmann angekommen waren, um ihn nach Neuenstadt, Heilbronn und dem benachbarten Sontheim, wo Strauß mit seiner jungen Frau lebte, abzuholen. Da er abends mit Strauß in dasselbe Schlafzimmer kam, machte dieser mehrere Versuche, in Mörike den poetischen von dem theologischen Menschen loszumachen und sagte zu ihm: „Der moderne Roman, die Darstellung des Dir zunächst bekannten Menschlichen, gerade in dieser Form, ist Deine Stärke." Auf Strauß' Mahnungen, die Poesie besser zu pflegen, habe Mörike, wie er

schreibt, dargelegt, „daß ich bei meiner fortdauernden Neigung zum Christentume, die in den letzten drei Jahren sich eher gestärkt und näher bestimmt, als vermindert habe, gleichwohl den großen Unterschied zwischen dem Gebrauch, den ich davon für meine Person machen könne und zwischen meiner Aufgabe als Prediger, so sehr es mich oft nach der Kanzel ziehe, fast lebhafter als ehemals empfinde, daß ich erst angefangen habe, mir auf's neue einen Weg zu bereiten, und daß, bevor ich völlig im Gang und mit mir selbst zufrieden sei, von einem ruhigen, reinen und fruchtbaren Verkehr mit der Kunst bei mir nicht die Rede sein könne."

Seinem Streben, sich in seinem Beruf einen neuen festen Weg und Gang zu schaffen, sollte alsbald ein jähes Ende bereitet werden.

Ende November des Jahres 1842 nämlich hatte das Consistorium Mörike aufgefordert, seine Pensionierung nachzusuchen, wenn er nicht ohne Gehilfen sein Amt versehen könne. Er begann nun die Versuche, bezw. setzte sie fort, erteilte wieder den ganzen Konfirmationsunterricht im ersten Vierteljahr 1843, während der Vikar meistens predigte. Nachdem er dann auch mehrere Male wieder gepredigt und sich überzeugt hatte, daß seine körperliche Leistungsfähigkeit sehr enge Grenzen habe, schrieb er Hartlaub, wenn er nun allein das Amt übernehme, so fürchte er mit dem Predigen in Not zu kommen. „Sei daher," fährt er fort, „doch so gut und schicke mir seiner Zeit auf einen solchen Fall — vorausgesetzt, daß Du es gerne thust, für die Sonntage von Ostern an ein Dutzend Deiner Predigten. Ich werde mich ihrer mit einem ganz andern Gefühl als jeder fremden bedienen." In seiner scherzhaften Art fügte er im Hinblick auf Hartlaubs unleserliche Schrift hinzu: „Was die Handschrift anbelangt, so haben ja die Diebe gute Augen." Allein diese guten Dienste sollten nicht in Wirksamkeit treten: am 2. Mai reiste „der wüsteste aller Vikare" ab, Mörike übernahm das Amt wieder allein, predigte auch an den drei folgenden Sonntagen, nahm die Taufen vor ꝛc., aber Kongestionen und Schwindelanfälle während der Amtshandlungen, Herzklopfen, Kopfschmerzen und ein sehr starker Nachlaß aller Kräfte belehrten ihn wie seinen Arzt, daß seine weitere Amtsthätigkeit sein Tod sein würde; am 27. Mai entschloß er sich seine Stellung aufzugeben, am 3. Juni kam er um seine Pensionierung ein, am 29. Juli erschien ein Vikar als Amtsverweser, Mitte August legte Mörike sein Amt nieder.

Als er nach seinem mißglückten Versuch so weit war, daß er das Bett verlassen konnte, verlangte ihn „grenzenlos" nach Hartlaub, dem er zugleich schrieb, Bruder Louis wolle ihn so gerne nach der Schweiz haben, aber er

möchte lieber im Vaterlande bleiben und denke an das „sonnige Mergentheim." Hartlaub lud ihn sofort ein, mit der Schwester zunächst zu ihm nach Wermutshausen zu ziehen, das andre werde sich später finden; das wäre himmlisch, antwortet der Dichter, „ein Uebergang durch Wermutshäuser Freundesluft wird uns unseren Aus- und Eingang unsäglich erleichtern."

Mit 280 Gulden (486 M.) Pension zog der Dichter im September von dem geliebten Cleversulzbach ab, das wohl seine glücklichsten Tage gesehen hat; am 19. September traf er mit der Schwester bei dem Freunde ein, nachdem er ihm kurz vorher geschrieben hatte: „Bei Gott, ich habe guten Mut, so lange es mit meiner Gesundheit keine Rückschritte thut." —

Vorbei war nun das alles. Und jetzt war die Zeit gekommen, von der er singt:

„Da werden wir auch ferne weg
Gezogen sein, den Garten lassend und das Haus."

Sechstes Kapitel. Fränkische Ruhejahre.

1843—1851.



Fuchs als Jäger
nach einer Zeichnung von Eduard Mörike.

Unter den komischen Figuren, die — aus dem Leben gegriffen — im Mörike'schen Freundeskreise zeitweilig auftauchten, standen zu jener Zeit im Brennpunkte drei „Sehrmänner", die, wie es scheint, auch aus einem Neste — Mergentheim und Umgebung — ausgeflogen waren: „Graf Poui", „Dr. Weißflog" und der „Buckel".

Der Graf ist ein Jagdliebhaber, wahrscheinlich ein Herr v. A., den der Dichter Jägerlieder mit Zeichnungen ausstatten und sammeln läßt. Ein solches Lied ist erhalten und soll nach einer „bekannten Leyer" von Dr. Weißflog gesungen werden; es enthält vier Strophen und beginnt: „Fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn!" Unten hat der Dichter einen Fuchs hingezeichnet, der — den Jägerhut schief auf dem Ohr — mit Flinte, Tasche und Beute des Sonntagsjägers triumphierend abmarschiert. „Dr. Weißflog" ist ein Arzt, der aus einer Klystierspritze sich eine krummläufige, nie treffende Doppelbüchse konstruiert hat, im übrigen aber ein „grober Kutscher vor dem Wagen Aeskulaps" ist; der dritte in dem Kranze ist der schon genannte Oberamtsrichter mit seinen schlechten Gedichten, dem „grünen Tier," der so gern als Kavalier in militärischen Formen erscheint. Auf einem vergilbten Blatt finden sich

drei lateinische Distichen, in denen er als berittener Sehrmann auftritt und zuletzt als „Sporenklirrer" (Sporoquatiens) dreimal Klein-Clara grüßt. (Et Sporoquatiens ter salutat Clarulam). Der letztere hat den Vorzug, von diesen Dreien am längsten am Horizont des Mörikeschen Freundeskreises gestanden zu haben.

Während des Lebens in der Wermutshäuser Freundesluft ist zwar manches hübsche Gedicht, zumal für Agnes (Gel. S. 80 f.), entstanden, aber in dem Sicherheits- und Sättigungs-Gefühl des Zusammenlebens, in dem immer belebten Pfarrhause, in dem Ausblick auf die baldige Veränderung war für dichterische Produktion kein günstiger Boden bereitet. Wohl aber gedieh hier eine Neigung, die den Dichter schon in der Knabenzeit zuweilen stark in Anspruch genommen hatte: Sammeln von Versteinerungen, Petrefakten.

Dieser Liebhaberei, die sich zeitweise bis zur Sammelwut steigerte, lagen verschiedene Triebfedern zu Grunde. In seiner Knabenzeit war es Liebe zur Natur, jugendlicher Sammeleifer, Freude am Schenken und Beschenktwerden. Dazu kam eine Art mystischen Hangs zu den Geheimnissen der Natur, zu den Urmetallen, sowie die Liebhaberei für Altertümer, Reliquien ꝛc. Die Neigung des natürlichen Menschen zu „Glitz und Glanz", zumal zu dem des kostbaren gelben Metalls war in ihm durch die Empfänglichkeit für die sinnlichen Reize, die von solchen Dingen ausgehen, gesteigert. Es kam ihm wohl vor, daß er von goldnem Schlamme träumte, der nur geschöpft zu werden brauchte, und nie bekam er ein Goldstück in die Hand, das er nicht „erst ein Viertelstündchen lang mit reiner Naturandacht betrachtete, bevor sein anderweitiger Wert erwogen und über seine Verwendung entschieden" wurde. Als ihm Louis einmal Bienhonig geschickt und dazu — zur Ausgleichung einer Schuld — ein Goldstück gelegt hatte, meinte er, könnte ich dies „etwa in einem Löffel Deines Honigs auflösen und verschlucken, ich würde schwerlich widerstehen." Je mehr er durch seine körperlichen Leiden am regelmäßigen Arbeiten verhindert wurde, desto stärker fühlte er in seinem außerordentlichen Thätigkeitsdrange sich beschränkt und zu Lappalien verurteilt. Wie oft hat er Hartlaub darüber geklagt! So mußte er nach Beschäftigungen suchen, die ihm nicht schädlich waren und doch nicht das verhaßte Gefühl der Unthätigkeit aufkommen ließen: er griff zum Zeichnen, Malen, Schnitzen, Sticheln, Schönschreiben oder sonstigem Bosseln und Pusseln, wozu er sich, wenn irgend möglich, vorlesen ließ, um der geistigen Nahrung nicht entbehren zu müssen. Als sein Zustand sich so verschlimmert hatte — und die Anfänge lagen schon in Cleversulzbach —, daß er nach jeder, auch der geringsten Nahrungsaufnahme mindestens eine Stunde sich körperlich

bewegen mußte, um die unangenehmsten Blutstauungen und den Blutandrang zu verhindern, konnte er auch während dieser Zeit nicht ohne Vorlesen sein, und wenn sonst niemand zur Hand war, rief er die Magd und ließ sich von ihr bestimmte Bibelabschnitte vorlesen. „Als ich sie", schreibt er Hartlaub, „zum ersten Male an diesen Karren spannte, kam ihre Gutmütigkeit in einen langen hartnäckigen Kampf mit einer falschen Scham, der mich ungeduldig machte und doch erbarmte, da sie die erste halbe Seite vor Herzklopfen fast nicht überwand".

Nachdem er sein Amt hatte aufgeben müssen, fand er in Wermutshausen und später in Hall und Mergentheim den besten Boden für jene alte Liebhaberei und die Gelegenheit, sich auf eine unschädliche und ihm interessante Art zu beschäftigen; so wurde er ein Petrefaktensammler. Je mehr sich jene bei ihm zur Leidenschaft steigerte, desto bereiter war er, diese zu verspotten. An Beweisen dafür fehlt es in seinen Dichtungen so wenig wie in seinen „Musterkärtchen" (Ged. S. 292ff., Gel. S. 96ff.). Auch an ungedruckten Stücken dieser Art ist kein Mangel; da ist z. B. eine „Poetische Epistel": „Eine hübsche Ostrea" ꝛc. und eine Antwort an den Geologen Oppel — aus späterer Zeit also —, der ihn um eine poetische Etikette für die Versteinerung eines noch unbestimmten Tieres gebeten hatte; der Anfang lautet:

* * „Ob Riesenfrosch, ob Beuteltier
War leider noch nicht zu ergründen,
Die klare Fährte hätten wir,
Doch nur ein Oppel wird die Bestie selber finden."

Auch wissenschaftlich, denn alles betrieb er gründlich, hat er sich stark mit der „Petrefaktologie" beschäftigt und mit wissenschaftlichen Vertretern derselben fleißig korrespondiert, wie mit Quenstedt in Tübingen. —

Die Frage nach dem künftigen Wohnort entschied er nach seiner Art und ohne viel Umstände. Eines Morgens breitete er vor seiner Schwester eine Karte aus, zeigte nach kurzer Prüfung auf die waldreichen Umgebungen von Schwäbisch-Hall am oberen Kocher und sagte: „Da ziehen wir hin!" Der rauhe Kocherwind wurde freilich bald Herr über die Lust an den schönen Wäldern, der altertümlichen Stadt und den Versteinerungen; das hatte man aber auf der Karte nicht sehen können. Mitte Januar 1844 wurde dem Konsistorium bereits Anzeige von dem künftigen Aufenthalt gemacht. Anfang Februar fuhr Clara mit Hartlaub im Schlitten dahin, um eine Wohnung zu mieten. Am 18. April wurde sie bezogen in der „Oberen Herrengasse" Nr. 57; Clara war erst ein

paar Tage in Neuenstadt, während der Bruder in Junggesellen-Einsamkeit und -Hilflosigkeit ein Schnapsglas als Rasierschüssel, einen Blumentopf als Spucknapf benutzte, wieder wie in Ochsenwang höchst dauerhaften Kaffee trank und die größte Mühe hatte, sein „epistolarisches Tintenfaß" wieder aufzurühren. Und dazu war es hohe Zeit, denn die liebenswürdige Frau des Neuenstadter Vetters (Marie Mörike geb. Seyffer) hatte ihn mit was Besonderem beschenkt: mit einem Bild von Liszt, das ihm sehr willkommen war; „es ist," schreibt er der Geberin, „ganz das, was ich und meine Freunde ein musikalisches Gesicht zu nennen pflegen." Diesem Künstlerbild lag eine sehr schöne Weste bei; der Dank für diese charakterisiert den Dichter: „Die Weste, wird man denken, sei viel zu elegant für mich, zum wenigsten hat man der Art etwas noch nicht an mir gesehen, allein ich will sie tragen auf jede Gefahr. Ich bin einer von denen, die an einer solchen Zierde, wenn sie sich einmal unversehens bei ihm eingefunden hat, auch schon an und für sich ihre rechte Freude haben" ꝛc.

Im Mai sandte er dann eine eingehende Beschreibung von Hall nach Wermutshausen nebst einer Bleistiftzeichnung, die der Freund unter Glas und Rahmen bringen soll wie Orplid. Die Rauhheit des Klimas empfand er sofort unangenehm und fand sich nicht bloß durch den „Eigensinn seines Verdauungswesens", sondern auch durch ein Gefühl der Unsicherheit belästigt, „als wenn man nicht fest auf den Beinen steht." Trotz allem setzte er seine Spaziergänge in die Wälder und zu den benachbarten Ruinen fort, war aber auf das tiefste betroffen, daß sein Gesuch bei dem König um Erhöhung seiner Pension rund abgeschlagen wurde, wie Mörike selbst nicht mit Unrecht fürchtete, in folge von Schwätzereien, die dem König über den Aufenthalt jener Dame in Cleversulzbach zugetragen worden waren. Kurz vorher hatte er noch in der besten Hoffnung an Konstanze Hartlaub mit Salatsamen folgende Verse geschickt. (15. Mai 1844):

* * „Bis diese Samen grün aufgehn,
Was kann nicht alles da geschehen!
Gleichwie das Blättchen fein gefügt
Unsichtbar schon im Keime liegt,
Steht auch schon wo im Rat geschrieben,
Was Seine Majestät belieben;
Nicht fern mehr denk ich den Entscheid.
Ich hoffe mit Bescheidenheit:
Schafft er den Braten mildiglich,
So nehm ich den Salat auf mich."

Festtage waren es, wenn Hartlaub und Agnes kamen, mit großer Freude gedenkt der Dichter des gemeinsamen Genusses, den ihm die Aufführung von Haydns Schöpfung in der dortigen Michaelskirche bereitete. —

Zur dauernden Hebung seines Gesundheitszustands begab er sich im August zu einem längeren Aufenthalt nach Nürtingen, um den Gebrauch der sympathetischen Kur zu wiederholen, die ihm schon einmal Besserung gebracht hatte. Diese trat auch jetzt wieder ein, sodaß er nach seiner Rückkehr nach Hall im Oktober die recht ansehnliche Fußreise mit der Schwester nach Wermutshausen machen und von dort mit Hartlaub nach Mergentheim, wohin er des Klimas wegen nun übersiedeln wollte, reisen konnte, um da eine Wohnung zu mieten. Am 29. Oktober erfolgte die Abreise nach dem neuen, ihm ja wohl bekannten Wohnort, den sie nach kurzem Aufenthalt bei den Wermutshäuser Freunden am 1. November erreichten. Freilich lauerten da schon wieder gar viele Bekannte auf den liebenswürdigen Dichter, obgleich der treue Hartlaub nicht abließ, ihnen zu versichern, Mörike brauche vor allem Ruhe. Während des letzten Aufenthalts (30. Oktober 1844) in Wermutshausen hatte er Konstanze Hartlaub unter ein Rosenbouquet auf einem ihrer neuen Schuhe diese Aufschrift gewidmet:

* * „Blumen, die so freundlich grüßen, tritt man zwar sonst nicht mit Füßen,
Dennoch könnte sie's beglücken, deine Pfade Dir zu schmücken."

In der Nachbarschaft besuchte er den Pfarrer Schönhuth (Ged. S. 216 f.), der ihm allerdings durch sein Dauer-Reden und -Schreiben und als „acerbus recitator" seiner eigenen Schriften zunächst ein gelindes Grauen erregt hatte. Der Brief, in dem der Dichter dies nach Wermutshausen berichtet, schließt mit einem ironischen Zwiegespräch zwischen ihm und Clara, die von seiner Heirat im Scherz gesprochen hatte; er würde dann, heißt es da zum Schlusse, seine Hochzeit in der Zeitung mit folgendem Zusatze anzeigen: „Wer mir zur Hochzeit schenken will, beliebe die Artikel aus der Lethäa geognostica zu wählen, denn das ist jetzt mein Kapital-Wesen. Insonderheit würde bei gegenwärtiger Veranlassung ein versteinertes Kind nicht unschicklich sein."

Claras Geburtstag wurde auch diesmal dichterisch besonders gefeiert: Eduard übergab ihr mit einem bescheidenen Geschenk ein paar Verse (Gel. S. 39), die mit den Worten schließen:

„Doch wirf nur einen Blick der vollen Lieb hinein,
O süßes Aug! und alles ist Perl und Edelstein."

Auch Agnes ließ der Dichter wieder sprechen; sie überreichte eine Tabakspfeife von Zucker, wohl auf Claras Versuch im „Jungfernkanaster“ (Gel. S. 66) anspielend:

* * „Steck Deinen Schnuller in den Mund
Und mach nur rechte Wolken!
Mein Arzt sagt selbst, das sei gesund,
Und 'm Arzt dem muß man folgen.“

Hartlaub überreichte ein schönes Album — später „das rote Buch“ genannt —, in dem standen ungedruckte Gedichte Eduards in sauberer Abschrift von Hartlaub, mit dem Titel: „Entrochiten oder gelegentliche Scherz- und andere Reime von Eduard. Gesammelt für Clara Mörike von seinem Freunde W. H., Wermutshausen 1844.“ Der Titel Entrochiten (Enkriniten, etwa versteinerte Ringelblumen) war natürlich unter Anspielung auf des Dichters damalige Liebhaberei gewählt.

Die Korrespondenz mit Freunden und Bekannten wurde eifrig fortgesetzt. Als Strauß z. B. eine Novelle der G. Sand geschickt hatte, antwortete Mörike: „Bei allen Vorzügen derselben sieht man mitunter doch einen stark glänzenden Lack über unechten Farben.“ Große theologische Werke studierte er ebenfalls, z. B. die Ethik von Harleß, ferner den Kosmos von Humboldt ꝛc.

Ein Beispiel für seine sinnige Naturbetrachtung befindet sich in einem Briefe an Hartlaub aus jener Zeit: „Ein rührendes Bild des Winters sind mir die zwei lebensgroßen Heiligen, in deren faltige Gewänder sich der Schnee in breiten und schmalen Streifen sehr malerisch gelegt hat. Der Winter, dachte ich, dem niemand eine Zierde zutraut, thut hier mit eigener Hand, was sonst der Frühling durch die Menschen thut, und schmückt die Bilder.“ —

Auf dem ersten weißen Blatt in dem Tagebuch-Kalender für 1845 steht groß mit roter Tinte geschrieben und unterstrichen: „Feierlich beschlossen: keine Bürgschaft mehr!“ Aber sein Herz stieß alle dergleichen Beschlüsse wieder um.

An der Wohnung, die Clara nur die Fuchshöhle nannte, hatten sie keine Freude, unangenehme Nachbarschaften und die „trüben Kasernenfenster“ trieben sie vollends aus. Ende März 1845 bezogen sie die neue Wohnung am Markt. Diese war in jeder Beziehung angenehm: freier, freundlicher Blick von den Fenstern, stattliche Gebäude ringsum, die schöne gothische Pfarrkirche mit dem byzantinischen Turm, das Rathaus mitten auf dem Marktplatz, an den Deutschritter-Orden erinnernd, weiter das großartige Schloß, ehemals Residenz des Hoch- und Deutschmeisters

mit dem parkartigen Schloßgarten, durch den man zu den schattigen Kur-Anlagen jenseits der Tauber gelangte, sonniges, fruchtbares Weingelände und fröhliche Menschen mit leicht bewegten Herzen ringsum. Nun ging es immer ab und zu zwischen Mergentheim und Wermutshausen. Etwa in der Mitte des Weges liegt Laudenbach mit seinem feurigen Wein und der vielbesuchten Wallfahrtskirche auf dem Berge, die Bergkirche genannt; näher bei Mergentheim das Städtchen Weickersheim mit einem herrlichen Schloß der Hohenlohe-Langenburg; im oberen Tauberthal Creglingen — Wispels Verlagsstadt — mit der Herrgottskirche und dem von Veit Stoß geschnitzten Hochaltar. Das war der Boden, auf dem der Dichter sich die nächsten sechs Jahre bewegte, und zwar mit innigem Wohlbehagen, soweit dies sein schwankender Gesundheitszustand gestattete. Wenn es das Wetter zuließ, wurde Hartlaubs Geburtstag immer bei der „Bergkirche" gefeiert, gleich bei der ersten Feier überreichte Mörike dort dem Freunde das herrliche Gedicht: „O liebste Kirche sondergleichen auf Deinem Berge ganz allein." (Ged. S. 212), dem bald der wehmütige Abschiedsgruß an Cleversulzbach und den verlassenen Garten mit der geschwärzten Gatterthüre „Ach nur einmal noch im Leben" (Ged. S. 224) folgte; und wie tönte es von dem musikalischen Freunde zurück: „Hör' ich den Namen Cleversulzbach, so klingt mirs wie ein Mozart'sches Klavierstück aus As-dur, so voll, so reich, so schön im edelsten Maß." Und in die Knabenerinnerungen wurde getaucht, als im Juli Hartlaub der erste Sohn, Eduard genannt, geboren wurde, dem der Dichter-Pathe den mit eigener Hand wieder ausgebesserten Husarensäbel, „unblutig Spielzeug" übers Bettchen hing. (Ged. S. 235.)



Eduard Mörike.
Nach einer Photographie.

In demselben Hause, in dem Mörike mit seiner Schwester wohnte, lebte auch die Familie eines ehemaligen bayrischen Oberstleutnants von Speeth, mit

dessen Tochter Margarete, Gretchen genannt, Clara alsbald innige Freundschaft schloß. Der Vater war schwer krank, und die neue Freundin vereinigte mit der Tochter ihre Kräfte zur Pflege des Leidenden. Als es zum Sterben kam, las ihm Mörike Sterbegebete vor und sprach der Tochter Trost zu; da entstand (8. August 45) jenes ergreifende Gedicht „Margareta" (Ged. S. 221); in der Nacht vom 9. auf den 10. August starb der Vater, den Mörike auf dem Totenbette zeichnete; Gretchen, von ihrem Schmerze übermannt, suchte in der Wohnung der Freunde Trost und lag der Freundin im Arm „wie ein bis auf den Tod gejagtes und verletztes Reh."

Dieses Jahr ward dichterisch besonders gesegnet: Die herrlichen Jamben „Göttliche Reminiscenz" (Ged. S. 227) entstanden, das duftige „Auf einer Wanderung" (Ged. S. 136) wurde „zu guter Stunde erneuert" und „Die Idylle vom Bodensee" zur Hälfte gedichtet. Mit den klassischen Distichen „Gefunden" (Ged. S. 96), „Versuchung" (S. 105), „Mit einem Anakreonskopf" &c. (S. 107), „Das Bildnis der Geliebten (S. 110), dem neckischen Duett „Zwei dichterischen Schwestern" (S. 275) und nicht wenigen Gelegenheitsgedichten, gedruckten (Gel. S. 43, 69 f., 79 f., 83, 143) und ungedruckten, wuchs der dichterische Ertrag zu einem Reichtum, dem sich nur die fruchtbarsten Jahre (1837 und 38) in Cleversulzbach an die Seite stellen lassen. Und noch strömte die Quelle: „Auf den Tod eines Vogels" (Ged. S. 220), „An einen dichterischen Freund" (S. 152), das etwas bitter-süße und halb schalkhafte „An Klärchen" (S. 219) und „Auf einem Kirchturm" (S. 288), das wohl bei dem Besuch des Kirchturms (am 11. November 45), der „des Geläutes wegen" geschah, entstanden war. So endete das Jahr, wie es scheint, mit dem sanft getragenen „Ein Glockentonmeer wallet zu Füßen uns" &c., wie es begonnen hatte mit dem energischen Neujahrsgruß, dessen beide Schlußstrophen in die Sammlung (S. 288) aufgenommen sind. Der Dichter war wieder in jener „schönen Gärungszeit", wo die Liebe seinen Garten bestellte, wo er bei seinen Morgengängen entzückt war vom „September-Glorien-Angesicht" des Firmaments, und am Abend „Goldglockentöne" schweben hörte und den Himmel sah, wie er „wogt in purpurnem Gewühle."

Unter den körperlichen Uebeln, der „Verstimmung", die er bei den Freunden bemerkte, und den Verleumdungen, die sich an seine Beziehungen zu einer katholischen Familie knüpften, bewahrte er seinen Humor und schreibt nach Wermutshausen, als er auf dem Rückwege von dort seinen Imbiß, auf dem sich das frische Zeitungspapier abgedruckt hatte, samt dem Aufdruck hinuntergehen ließ: „mein Magen soll sich wundern, auch einmal etwas Gedrucktes aus der Oberwelt, so gleichsam aus dem Mond zu erhalten."

Von den vielen dichterischen Zusendungen des Freundes angeregt, hatte Hartlaub auch wieder zum Nolten gegriffen und dem Freunde geschrieben, „daß es mir das schönste Buch ist und bleiben wird von allen, die je ein Mensch auf Erden geschrieben hat, und die Freundschaft hat an diesem Urteil nur insofern Anteil, als ich mich durch sie fähiger fühlte, es aufs allernächste zu verstehen und seinen Inhalt aufzunehmen ꝛc." Trotzdem trat nicht bloß eine epistolarische Fastenperiode zwischen den Freunden ein, die über ½ Jahr dauerte, auch die gegenseitigen Besuche, unterblieben, und Mörike klagt über die „beiderseitige Lage zu einander", die ihm „wahrhaft unerträglich" sei. —



Mörike und Hartlaub
nach einer Photographie.

Nachdem die vier ersten Gesänge der Idylle schon im Februar zur Einsicht an Cotta gegangen waren, folgte anfangs Juli ein Vertrag mit Schweizerbart, der den Verlag gegen annehmbare Bedingungen übernahm, während die meisten neuen Gedichte an das „Morgenblatt" gingen, das bei Cotta erschien.

Welche Freude mag es für die Freunde gewesensein, als am 21. Mai 1845 Hartlaubs nach Mergentheim kamen, und wie vergällt wurde sie ihnen, als die Nachricht einlief, daß Ludwig Bauer am 22. Mai gestorben sei Mörikes Schmerz über den Verlust dieses teuren Jugendfreundes, mit dem er so viel Freude und Leid gekostet hatte, war tief und erschütternd.

In diesen Tagen vollendete er die wehmütige Jambendichtung „Erbauliche Betrachtung" (Ged. S. 228), in der er dem „hochgestimmten Freund", der ihn hinauslockte zum Schwärmen in der Natur und auf den Pfaden des sicheren Mannes, ein bescheidenes Denkmal setzt. Es ist dasselbe Gedicht, in dem er sein Paar Füße, die „ehrlichen Gesellen", die ihn „auf dieser buckeligen Welt"

umhergeschleppt haben, mit wehmütigem Dank und dem Vermächtnis anspricht: „Auf meinem Grabstein soll man ein paar Schuhe sehen, den Stab darunter und den Reisehut gelegt, das beste Sinnbild eines ruhenden Wandersmanns."

Ein „Biograph" freilich hat es nicht unterlassen können, dies als eine „mit anscheinend sehr ehrlicher Miene geübte poetische Licenz" hinzustellen. —

Mit der ihm eigenen scharfen Selbstkritik meint der Dichter bei der Uebersendung des Gedichts an Hartlaub: „Uebrigens wird es nunmehr gerade genug an diesen sechsfüßigen Jamben sein." Bald darauf folgte in gemächlich-schalkhaften Trochäen die „Abreise" (Ged. S. 124), die er dem Freunde mit dem Bekenntnis übersandte, daß er in dem So und So einen braven und „als Dekan ganz fuselfreien Mann" kennen gelernt und bei diesem Gelegenheit gefunden habe, Vossens deutsche Metrik zu lesen, meint jedoch in Beziehung darauf, „im ganzen finde ich, man kommt zuletzt am weitesten, wenn man in allen Fällen sein eigenes Gehör fragt." Bei einem Manne von Mörikes Gehör ist dies gewiß die beste Regel. —

Den Wunsch der Freunde, L. Bauers ausgewählte Werke und Briefe mit einer Biographie herauszugeben, lehnte er sofort und bestimmt ab, dazu habe er ihm zu nahe gestanden. Außer Altertümern, Versteinerungen und den entsprechenden Studien erfüllten ihn damals besonders Goethes Jugendbriefe, aus denen er nach seiner Gewohnheit dem Freunde Stellen abschrieb und übersandte. Die Wanderungen des Dichters nach Wermutshausen wurden im Sommer und Herbst des Jahres wieder aufgenommen und von dort erwiedert, fleißig korrespondiert, z. B. mit Schwab, Aufsätze an die „Allg. Zeitung", z. B. über Waiblinger, die neuen Gedichte an das „Morgenblatt" und an „Pröhles Jahrbuch" gesandt. Das wehmütig-innige Abschiedslied (Ged. S. 126) „Früh im Wagen" nach Wermutshausen „dem lieben Willy zum Gruß" geschickt, sowie das graciöse „Auf eine Lampe" (Ged. S. 113), nochmals im sechsfüßigen Jambus, und wieder ein Abschiedslied, während der Rückfahrt von Wermutshausen vollendet, „Aus der Ferne" (Ged. S. 222), in schwermütigen Trochäen.

Seit einiger Zeit hatte er sich übrigens angewöhnt, alles Dichterische erst mit Kreidestift auf eine Schiefertafel zu schreiben, um das Feilen und Umgestalten desto besser vornehmen zu können. Der Quell der Dichtungen versiegte trotz aller Beschwerden nicht: in klassischen Distichen erschienen „Im Park" (Ged. S. 106), die schwärmerische „Elegie", später „Götterwink" genannt (S. 108), das duftige „Datura suaveolens" (S. 111) als Pendant zu dem Rosenepigramm (S. 107), das „Weihgeschenk" (S. 111), wozu ihm ein Scherz aus der Wirklichkeit Anlaß gab, die epigrammatisch-scharfen „Der Häßliche" (Ged. 145),

„Epistel“ (S. 147), sowie in freierer Form das spöttische „Herr Dr. B. und der Dichter (Ged. S. 323); in jambischen Maßen: „Inschrift auf eine Uhr mit den drei Horen“ (S. 112), „Dem Herrn Prior der Kartause“ (S. 238) und „Zur Eröffnung eines Albums“ (S. 155), zuerst Lückenbüßer genannt, wie es scheint zu Hartlaubs Geburtstag. Als dichterischer Ausdruck innigster Gemeinschaft mit Gott verdient „Neue Liebe“ (S. 171) besondere Beachtung; zu den religiösen Gedichten aus dieser Zeit gehört auch „Heiliges Kreuz“, die echte Verdeutschung einer alten Passionshymne (Ged. S. 402). Zu diesem Reichtum von Gedichten fügte der Dichter, wie gesagt, die „Idylle vom Bodensee“ (Ged. S. 325—398). Im Sommer 1845 begonnen, im Sommer 1846 abgeschlossen und dem Verleger übergeben, verzögerte sich die Herausgabe derselben durch die Dedikation an den Kronprinzen von Württemberg bis in den Spätherbst.

Dies Gedicht, in frei gestalteten „ungestiefelten“ Hexametern, stellt in sieben Gesängen — im ersten Entwurf waren es sechs — bei ganz freier Erfindung des Stoffs zwei ergötzliche Streiche des Schiffers Märte (Martin) in behaglicher epischer Breite mit feinster Charakteristik und bald ironischer, bald sinniger und gemütvoller Anmut dar. Der eine Streich fällt in die Jugend des Schalks, der andere in sein höheres Alter. Der Jugendstreich läßt sich so zusammenfassen: Märtes Freund Tone, in die reiche Trude verliebt, wird von dieser übel behandelt und zuletzt im Stiche gelassen, indem sie sich mit einem reichen Müller verkuppeln läßt. Den zuerst tiefbetrübten Tone, der sich jedoch bald zu seiner ersten Liebe, der holden Schäferin Margret, zurückfindet, tröstet Märte und verspricht, ihn an der falschen zu rächen. Dies geschieht dadurch, daß Märte mit Hilfe der übrigen Burschen am Hochzeitsabend der Trude deren ganze Aussteuer nach einer nahen Waldwiese, „der grünen Herberge“, fahren läßt und dort bei Wein und Musik mit den Burschen ein Hochzeitsfest hält, bei dem zwei Puppen als Brautpaar dienen.

Der Altersstreich verläuft so: Bei einer verfallenen Kapelle trifft der alte Fischer Martin den Schneider Wendel und dessen Vetter und macht ihnen den Mund lang nach einer wertvollen Glocke, die angeblich in dem verfallenen Turme der Kapelle hängt. Die beiden verabreden, wie Martin erlauscht, die Glocke zu stehlen. Als sie aber in der Nacht ihre That ausführen wollen, finden sie statt der Glocke einen alten Filzhut, („löcherig, ohne Gestalt, ein Auswurf seines Geschlechtes“), den Martin heimlich für die längst verschwundene Glocke aufgehängt hatte. Während die beiden noch sprachlos sich anstarren, hören sie im Turm, wo sich Martin versteckt hält, die Dorfklarinette die lustige Weise spielen: „Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Listen?“

Diese beiden Geschichten erzählt uns der Dichter nicht in „einem Strämel weg“, sondern verbindet sie so mit einander, daß der Jugendstreich, Gesang 3 bis 6, in den Alterspossen, Gesang 1, 2 und 7 hineingeschoben wird, dieser also gleichsam den Rahmen für jenen abgiebt. Künstlerisch verbunden sind die beiden dadurch, daß am Ende des 2. Gesanges der „ländlichen Muse“ die folgenden 4 Gesänge in den Mund gelegt werden, während am Anfang des 7. Gesanges ein lyrisches Zwischenstück: „O glückselige Zeit, da der Jüngling blüht und die Jungfrau!“ 2c. die Verbindung zwischen Gesang 6 und 7 herstellt. Die Einheit der epischen Erzählung ist also nicht bloß durch den Träger, den Helden, sondern auch durch die künstlerische Verbindung beider Geschichten gewahrt. Die in den Jugendstreich verwobene Liebesgeschichte giebt dem mittleren Stück, wie der Dichter selbst sagt, „mehr gemütliche Fülle, leidenschaftliche Bewegung und Zartheit“. Wir haben hier eine Dichtung ganz in homerischem Geiste, und doch echt deutsch und durchaus originell; kein Gesetz epischer Komposition ist in ihr verletzt, auch die herrliche „Idylle vom Bodensee“ zeugt von Mörikes vollendeter Künstlerschaft. Er selbst freilich kannte seine Leute, wie aus Bemerkungen Hartlaub gegenüber hervorgeht und wie er es so treffend einmal gegen Karl Mayer in Bezug auf dessen Gedichte ausgesprochen hat (15. Jan. 1841): „Denke ich nun aber an das große Publikum, das diese Sachen liest, so möchte ich ganz traurig werden. Wie wenige haben eine Ahnung von der Idealität und Schönheit des Geistes, der sich in dem kleinsten dieser Gedichte abspiegelt, und von der Kunst, die es voraussetzt! . . . Wer unter den großmäuligen Kritikern heutigen Tages fühlte mit dem Dichter etwas von jener süßen Ungeduld und Angst der Produktion, die er in jedem Moment mit der ganzen Ruhe seines Kunstgefühls zu balancieren hat, und teilt sein Entzücken aufrichtig, wenn ihm etwas rein gelungen ist!“ Alsbald wurde das kritische Lied angestimmt: Die Dichtung zerfällt in zwei, nur äußerlich lose verbundene Stücke, die Komposition ist verfehlt 2c.; dies Lied wird heute noch gesungen, so falsch es auch ist. Für die schlagende Charakteristik, die der Dichter so meisterlich auch in der Idylle zu handhaben weiß, nur ein Beispiel: Der Trude, der echten Tochter des Vaters, eines rechten „Küß-den-Pfennig“, schwitzte schon in der Schulzeit, der Kreuzer naß im Fäustlein, „eh' sie ihn hingab für die Bretzel an Ostern“; aber die Geizige „war dem eigenen Leib nicht fremd, sie sah, daß er schön sei“; unter dem fröhlichen Gesang ihrer Genossinnen schweigt sie, denn „sie ermangelte völlig der Gabe, ja wenn sie auch nur sprach, anmutete keinen die Stimme.“ 2c.

An den Bodensee hatte der Dichter die Erzählung verlegt, denn dieser war seine Herzensfreude: wie er damals auf der Schweizerreise den Bruder antrieb,

aus den St. Gallener Bergen zum See zurückzukehren, der ihn so lockte, so singt er später (Ged. S. 144): „Denk ich an ihn, gleich wird mir die Seele so weit wie sein lichter Spiegel." —

Uhland war einer der ersten, der dem Dichter Urteil und Dank schrieb (5. Dezember 1846): „Es hat mir lange nichts so ungetrübten Genuß gewährt. Ein so trefflich gelungenes Werk muß zu weiterem Lust und Mut machen." Als Mörike dies Hartlaub mitteilte, bemerkte er darüber: „er schreibt wie er spricht, die Sätze sind wie schwere Steine, die er einzeln mit kurzen Schritten trägt und fallen läßt." Von dem Kronprinzen erhielt Mörike einen kostbaren Brillantring, von der Kronprinzessin ein Geldgeschenk, das ihm zwar nicht schmeckte, aber, schreibt er an Hartlaub: „ohne Salz und Schmalz essen wir es jedenfalls. —

Die beiden reichen Dichterjahre, denen fünf überaus magere folgten, mag ein ungedrucktes Gedicht schließen, das er zu Claras Namenstage, zum 12. August 1845, überreichte:

* * „Nach der ich früh und spät die Augen gläubig richte,
Als meinem lieben Stern und holden Trostgesichte,
Mit dem mein Leben steigt und fällt:
Nur klarer noch, in frisch betauter Reine,
Erscheinst Du mir, dieselbige, die Reine,
Seit sich ein Schwesterlicht zu Dir gesellt.
— Kein Wunder ist's wenn sich in solchem Doppelscheine
Mein Herz verjüngt und klärt, mein Tag sich neu erhellt!"

Eines Tages wurde der Dichter durch den Besuch eines lustigen Studenten, L. Bauers Sohn, erfreut, der eine Fußreise mit einem Bekannten machte. Um 2 Uhr nachmittags verließ er diesen, um den Freund des Vaters aufzusuchen. „Mörike," so lautete des Studenten Erzählung, „war hocherfreut, und die Unterhaltung kam in vollen Fluß. Als gar am hellen Tage die Rouleaux herabgelassen wurden und Mörike hinsaß und mir im Halbdunkel alles Mögliche vordeklamierte, dabei das reichste Mienenspiel und den mannigfaltigsten Wechsel der Stimme entwickelte, bald den Mohren des Prinzen — dann weiß der Herr wen als vorführte, da war's kein Hexensabbath, aber ein Dichtersabbath, ein Stück aus Tausend und Eine Nacht. Was Wunder, daß mir jungem Blut nicht Hören und Sehen verging; nein, das fing erst recht an — aber was mir verging, das war alles und jegliches Gedächtnis für die Zeit." Plötzlich er-

schien nämlich der Reisegefährte in höchster Aufregung, um nach dem verloren geglaubten Begleiter zu sehen, denn es war 7 Uhr abends.

Tief erschüttert wurde der Dichter, als er für sich und Hartlaub zwei Exemplare von L. Bauers Schriften erhielt; er übersandte das eine sogleich mit den Worten an den Freund: „Dasjenige, was nur nach und nach sich im Laufe vieler Jahre in mir verändert hat, oder, vor meinen Augen, um mich weggeschwunden ist — Geschwister, Freunde, Mütter, Jugend und Gesundheit, samt so viel Hoffnungen und Plänen, die nie verwirklicht werden können — das Alles stellte sich mir jetzt als wie auf einmal in einem ungeheuren Strudel hingerissen dar, in ihm zuletzt der Freund, eine der schönsten Säulen, auf die mein Dasein eine lange Zeit sich stützte. Ein Staunen ergreift mich, daß ich noch lebe! ein freudiger Schauer darauf unmittelbar, daß noch mein Hartlaub da sein soll, mein Clärchen, die mich kennen von jenen Tagen her, in deren Liebe ich eine trostreiche Bürgschaft erkenne, wenn mich manchmal der Zweifel quälen will, ob ich der Abgeschiedenen auch wert gewesen und geblieben sei."

Von reiner Freude wurde er dagegen bewegt durch eine Zuschrift von elf Dresdener Künstlern, vom Maler Julius Hübner veranlaßt, wegen der Idylle sowie durch die günstigen Nachrichten von dem Verleger über deren Absatz. Als der Dichter jedoch um ein Bild für einen Almanach angegangen wurde, schrieb er Hartlaub: unter die Herwegh, Ronges u. a., die überall heraussstehen, zu kommen, schämt er sich und wird „rot bis an den Nabel". Und eine Einladung zur Mitarbeit an lyrischen Blättern mit ihrer „rosenfarbig postpapiernen Liebe" und „Heine'schem Geleier" veranlaßte ihn zu dem Ausruf: „So arg war doch die Affenschande mit dem Musendienst in Kammern und Unzucht noch zu keiner Zeit!"

Brentanos Märchen, von denen er einen Auszug zur Hand bekam, fand er geringer als seine „Gackeleia". „In einem derselben", schreibt er Hartlaub, „fand ich meinen Gedanken an den Kerl, dessen Gesicht eine Sonnenuhr ist, (Ged. S. 290) fast Zug für Zug wieder. Ob er wohl frei wie ich darauf verfiel, oder das gedruckte Gedicht von mir kannte? Seine Phantasie hat übrigens in dieser Richtung unstreitig viel Aehnlichkeit mit der meinigen. Sonderbar, daß von jeher meine Lust am Märchenwesen eigentlich mehr nur dahin ging, dergleichen zu erfinden, als andere, besonders neuere Arbeiten dieser Gattung, und wenn es auch die besten waren, zu genießen. Mit anderen Sachen, lyrischen Gedichten z. E. geht mir's doch keineswegs so. Dort fühle ich was von Nichtigkeit und Zeitverlust und habe demungeachtet den Egoismus, von den Leuten zu verlangen, daß sie sich mit den meinen unterhalten." Abgesehen von der letzten gegen sich gerichteten Bemerkung trifft der Dichter wieder den Nagel

auf den Kopf: Das Erfinden, das Fabulieren ist die Freude des echten Poeten.

Trotz aller körperlichen Beschwerden bereitete er die 2. Auflage der Gedichte vor, die im November erschien, sonst blieb ihm vorerst nichts übrig als „mit abwesenden Gedanken die Würfel auf der Bettdecke zu zählen." Indes war er Ende Juni doch so weit, daß er wieder ein paar Schritte gehen und ein Ständchen annehmen konnte, das ihm Schönthaler Primaner brachten. Sie sangen meist Lieder von ihm; der Dichter dankte ihnen aus dem Fenster, sie brachten ihm ein Hoch und gingen dann unter fröhlichem Gesang nach der Stadt. Am anderen Morgen erschien wieder ihr Führer bei Mörike, um seinen zurückgelassenen Stock abzuholen. Der Dichter hatte ihm unterdessen seinen Namen in denselben geschnitten, was mit freudigem Stolz und Dank von dem Jüngling aufgenommen wurde. —

Es liegt in der Eigenart der Mörikeschen Muse, daß manche Früchte schnell, ja plötzlich, andere langsam, ja sehr langsam reiften. Wie das Glockenmotiv erst ungefähr nach 20 Jahren dichterisch sich gestaltete, so das mit den Glücksschuhen auch erst nach etwa anderthalb Jahrzehnten. Im Sommer 1847, als Hartlaub von Ulibitscheffs Mozart-Biographie spricht, macht er dem Freunde die Bemerkung, man könne von Mozart überhaupt keine genußreiche Biographie schaffen, „eine Fragment-Dichtung aus seinem Leben, wie Du einmal im Sinne hattest, würde tausendmal befriedigender sein." Die Mozartnovelle ist also auch eine dichterische Frucht, die sehr langsam zur Reife gelangt ist. —

Lebhaften Anteil nahm der Dichter, wie immer, an dem Gang der öffentlichen Ereignisse; wie ihn im Anfang des Jahres die Stuttgarter Unruhen beschäftigten, so gegen Ende der Schweizer Sonderbundskrieg. „Den Schweizer Feldzug, heißt es in einem Briefe nach Wermutshausen, haben wir unanimiter zusammen gemacht. Seit vielen Jahren habe ich die Zeitungen nicht mit solcher Begier erwartet als diese Wochen her. Gretchen las sie mir jeden Morgen über'm Frühstück an meinem Bette vor und an den freudigen Erschütterungen, die mir die Berichte stoßweise gaben, merkte ich, daß mein Herz noch jung und gesund genug sei. Wie die Freiburger Füchse, Marder und Wiesel so geschwind aus ihren Nestern herausgetrommelt wurden!" Ueber den herrlichen Dufour und seinen Sieg bei Gislikon sind die Freunde gleichermaßen entzückt. Besonders stark packten ihn die Nachrichten beim Beginn des folgenden Jahres über die Februarrevolution in Frankreich und die revolutionären Nachwirkungen in Deutschland, zumal in Wien und Berlin, wie sein Tagebuch-Kalender fortwährend nachweist; auch die örtlichen Erhebungen, deren Zeuge er z. T. selbst

war, die Stürme in Mergentheim und Umgegend, die Erhebungen in Baden, die Einsetzung der Märzministerien nahmen seine ganze Teilnahme in Anspruch. „Ich lebe", schreibt er zu all diesem in seinen Kalender, „von einem Tag zum andern fast nur in Zeitungen." „Die politischen Nachrichten", schreibt er an Hartlaub, „verschlingen billig jedes andre Interesse und lassen Einen selbst die Sorgen um den eignen kranken Leib vergessen. Das geht doch Schlag auf Schlag, wie man noch nichts erlebte," Ueber alle Not und das Elend seines eignen Daseins fühlt er sich fortwährend „durch den Sturm der Weltbegebenheiten" völlig hingerissen. „Wer hat sich in diesen paar Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden! Und doch überfällt mich zuweilen der Schmerz, daß ich krank sein soll und bleiben werde jetzt mit verdoppeltem Stachel." Seine Sympathien stehen durchaus auf der Seite des Volkes, dessen Liebe die Fürsten sich selbst verscherzt hätten. Daß er bei den Wahlen für das Frankfurter Parlament in Mergentheim von R. Mohl nicht viel wissen wollte, ist erklärlich; daß man in Deutschland einen Bürgerkrieg zu erwarten habe, stand ihm außer Frage. Das Gebahren der schwarz-rot-goldnen Philister war ihm ebenso unsympathisch, wie das der roten Radikalen. Besonders abgeschmackt kam ihm Monsieur Herwegh, der Verfasser der Lieder eines Lebendigen, vor; als dieser unter dem Spritzenleder zu Straßburg seine werte Person in Sicherheit gebracht hatte, da regnete es Sarkasmen: Er „scheint doch einen ganz erstaunlichen Wert auf das Prädikat eines Lebendigen zu legen." „Auf alle Fälle", schreibt er Hartlaub, „habe ich mir zur Sicherung meiner Person ein Straßburger Spritzenleder kommen lassen, aus dem man jetzt herrliche Tarnkappen macht. Um einen Freundespreis lasse ich Dir auch eine ab." Heinrich v. Gagern gefällt ihm, die Berichte über die Verhandlungen in der Paulskirche liest er „meist pflichtlich." Im Juli griff er aber doch zu Schweglers Geschichte der Philosophie, indem er meinte: „Man hat in diesen Zeiten fortgesetzter äußerer Spannung und Unentschiedenheit ein ganz natürliches Bedürfnis in die Tiefe zu gehen und durch den Blick auf die doppelte Welt sich selbst zu ergänzen."

Nachdem er das h. Abendmahl genommen hatte, trat er auf Anraten der Aerzte die Reise nach Bad Teinach an, von dessen Gebrauch er selbst sich nichts versprach; auch Kerner wollte nichts davon hören und riet zu einer magnetischen Kur. Da fiel ihm ein, daß er auf dem Wege nach Teinach nicht allzu weit an Möttlingen vorbei komme, wo der treue Blumhardt Pfarrer war. Am 28. Juli reiste er mit Clara von Mergentheim ab, am 29. Juli nachmittags erreichte er Möttlingen und sandte sofort ein Blättchen an den Freund, er wolle

ihn gern besuchen, könne aber nicht gehen und bitte ihn deshalb, zu ihm zu kommen. In freudiger Eile kam Blumhardt, brachte den Dichter in sein Haus und behielt ihn zwei Tage bei sich. Blumhardt war in höchster Freude, als er endlich den Freund bei sich hatte, umschlang, umarmte, streichelte den Vielgeliebten, erzählte ihm von seinen sogenannten Kuren und goß ihm gleichsam neues Leben und neue Kraft ein. Der Dichter hatte zwar, als er am zweiten Tage seines Aufenthalts in Möttlingen sein Leiden so weit gehoben sah, daß er sich wieder frei bewegen konnte, die Reise nach Teinach überhaupt aufgeben wollen, Blumhardt aber riet zu einem Aufenthalt daselbst — allerdings ohne Badekur — zumal ihm dazu die Mittel vom Staat bewilligt seien, und gab ihm bestimmte Verhaltungsmaßregeln. Am 3. August schrieb Clara ins Tagebuch: „großer Gang nach Zavelstein, ein wahres Gotteswunder!“ Und so ging die Besserung stetig weiter: das Rückenmarksleiden, das ärztliche Autoritäten für unheilbar erklärt hatten, war gehoben, der Dichter vor diesem furchtbaren Siechtum bewahrt. Am 22. August reiste er wieder zurück nach Möttlingen, um bei dem Freunde noch 1½ heilfrohe Tage zu verleben und zuletzt in Stuttgart im Kreise der Verwandten und Freunde sich seiner neugeschenkten Kräfte zu erfreuen Mit unendlichem Dank gegen Gott hörte er eine Predigt Albert Knapps, den er schon vor 18 Jahren kennen und schätzen gelernt hatte. Anfangs September kam er wieder mit der Schwester in Mergentheim an und hielt Hartlaub während dieses Monats immer brieflich auf dem Laufenden: Er könne wieder Bergtouren „bei glühender Hitze“ machen ohne nur einmal auszuruhen, und dabei bleibe sein „Gesundheitsbarometer immer auf gleicher Höhe.“ Ueber all dem vergaß er die öffentlichen Angelegenheiten nicht, namentlich erfüllte ihn die Nachricht von dem Waffenstillstand in Malmoe mit ernster Sorge, sowie später die neue Erhebung in Wien und „der gefährliche Konflikt zwischen der preußischen National-Versammlung und der Krone.“ —

Anfangs Oktober endlich eilte er mit der Schwester nach Wermutshausen, wohin Gretchen später nachkam. Dort kam es zu neuen Aufregungen: Gretchen jammerte und klagte, ihre geliebte Clara sei so ganz von höheren Dingen eingenommen, daß sie, Gretchen, ihr nicht mehr das sei, was sie ihr früher gewesen ꝛc. Diesmal war es allerdings nicht mit Hartlaubs, besonders Konstanze, zu Verstimmungen und mehr gekommen, aber auch das blieb nicht aus, denn Anfang November muß Mörike dem Freunde sagen: „Du bist mir der lichte Tag,“ ich habe nichts wider Dich, aber die ganze Zeit „war unser Leben so auf Schrauben gestellt, daß eine äußere Kommunikation geradezu unmöglich war, und auch noch jetzt entbehre ich der rechten Freiheit des Gemütes.“ Wohl-

weislich schloß er mit der Aufforderung: „Hierauf enthaltet Euch der Antwort!“ Denn daß eine solche nicht zur Verständigung und Annäherung führen werde, wußte ein Menschenkenner wie Mörike sehr wohl. Es ist menschlich sehr begreiflich, daß Hartlaubs die neue Freundin, in der sie mit Recht Mörikes künftige Frau sahen, mit den Gefühlen betrachteten, die von der Eifersucht auszugehen pflegen, und daß diese wiederum darin ein Mißtrauen gegen ihre Person erblickte, ja sich in ihrem neuen Freundschafts- und Liebesbesitz gefährdet sah; daher ihre Klagen, sie sei Clara nichts mehr. Auch in der Folge haben diese Spannungen und Trübungen, die Eifersüchteleien und Aeußerungen eines reizbaren und empfindlichen Wesens nicht bloß im Freundesverkehr sich wiederholt, sondern auch in dem späteren Ehe- und Familienleben Mörikes nicht selten eine für alle Teile unerfreuliche Rolle gespielt. Kein Mensch, auch der Biograph nicht, hat das Recht, sich ein Richteramt über solche Dinge anzumaßen, oder sie gar vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Es sind Irrungen und Wirrungen, wie sie menschlicher Schwäche entspringen; ich werde nicht wieder auf sie zurückkommen. —

Wie Mörike mit Aufmerksamkeit der politischen Entwicklung folgte, so auch der wissenschaftlichen und kirchlichen, neue bedeutende Erscheinungen in der Litteratur entgingen ihm nicht. R. Rothes „Theologische Ethik“ war für ihn ein Gegenstand hohen Interesses, Tendenzen des Konvertiten Gförer stärkster Entrüstung, da sie unter wissenschaftlichen Formen auftraten. In der Vorrede zu seiner „Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger“ (1848) hatte dieser nämlich die Protestanten aufgefordert, unter Bedingungen, die der Papst festsetze, „wieder in die alte Nationalkirche“ (er meinte die römisch-katholische) einzutreten, Mörike empfand dies als „Niederträchtigkeit“, und wenn Gförer auch unter seinem langen Rock „einen ansehnlichen Fuchsschwanz“ trage, so greife er seine Sache doch plump und oberflächlich an ꝛc. Auch bei der Lektüre der Trutznachtigall Spees klingt diese Entrüstung noch etwas nach: „wenn man weiß“, schreibt er, „daß das ein katholisches Pfäfflein gemacht hat, so glaubt man das rotbackige Männlein bei jedem Vers vor sich zu sehen.“ „Ein Dichter ist er aber deshalb doch.“

In seiner biblischen Nachtlektüre war er Anfang 1849 bis zum 2. Buch der Chronika gekommen; am Tage las er damals außer Zeitungen nur die Bibel, und zwar war es das Buch Nehemia, das ihn, wie er schreibt, „ganz unerwartet als ein heroischer Stoff anstach.“ „Die freiwillige Scheidung des Israeliten von einer „Fremdlingin“, die sein Weib oder ihm verlobt wäre, könnte man episch, mit dem historischen zusammengenommen, ganz einzig ausführen. Aber ich, sowie ich bin, wie wäre es möglich!“ So griff er wieder, um sich

entsprechend zu beschäftigen, zum Zeichnen, und als Gretchen ihm von ihrem Onkel 12 Elfenbeinblätter und einen Malapparat mitgebracht hatte, auch zum Malen; namentlich war es eine Veronika mit dem Schweißtuch, die ihn lange beschäftigte. Lebhafte Freude empfand er über Tobias Becks und Uhlands Besuch wie über eine Leipziger Sendung von 100 Thalern, welche Gg. Wigand dem Dichter zur „Erquickung" von solchen zu übermitteln hatte, die er mit seinen Werken so oft erquickt habe. —

Das Jahr 1850 war für den Patrioten Mörike ein höchst unerfreuliches: der Niedergang aller nationalen Bestrebungen ging ihm ans Herz; als er in der „Deutschen Zeitung" den „starken Zorn- und Jammerschrei des alten Arndt" gelesen hatte, schrieb er an Hartlaub: „Er sagt nur was jeder weiß und fühlt, und doch meint man, es müßte alle Welt aufrütteln und das ganze verruchte Schachbrett der Fürsten vom Tisch herabwerfen"; daß der Teufel auch eine „Großmacht" sei, hatte ihm schon früher der Ingrimm ausgepreßt. Als er die Zeitung mit der Nachricht über die Olmützer Punktationen erhielt, schleuderte er das Blatt wütend in die Ecke und nahm Briefe Friedrichs des Großen vor, zumal den vom 14. Dezember 1756, wo es heißt: die Oesterreicher müßten wieder was auf die Ohren kriegen, dann würden sich auch „die stolzen Wellen legen". Dazu ruft der Dichter aus: „Das hat doch eine andere Schneid!" Mit Trauer und Erbitterung sah er die Kurhessen und Schleswig-Holsteiner preisgegeben und den elenden Bundestag wieder hergestellt. Damals hatte der „Schwäbische Merkur" alle andere Tag- und Nachtlektüre verdrängt Eine angenehme Abwechselung ward ihm in diesen öden Zeiten durch den Besuch bei seinem Bruder Louis, der bei Regensburg ein Gut gepachtet hatte, das er nach seiner eigentümlichen Lage und Schönheit ebenso treffend zu schildern weiß, wie das benachbarte Regensburg und die von weit her schimmernden Säulen der Walhalla.

Aus Wermutshausen hörte der Dichter in dieser Zeit wieder nichts, außer Anfang 1851, daß der Freund demnächst nach Wimsheim, nicht allzu weit von Leonberg, versetzt werde. Etwa um dieselbe Zeit, Anfang Februar, erhielt Mörike die (vom 20. November 1850 datierte) Sendung Th. Storms mit dessen „Sommergeschichten und Liedern". —

Die lang gehegten Heiratspläne sollten nun zur Ausführung gebracht werden. Zunächst wurde mit Gretchen und Clara nach allen Seiten das Wie überlegt, z. B. die Gründung eines Mädchenpensionats; von Stuttgart wurde der Dichter darauf aufmerksam gemacht, daß eine Stelle bei der Bibliothek des Königs frei werde, Mährlen hatte unter anderem geraten, Clara könne eine Kleinkinderbewahranstalt eröffnen, während ihr Bruder „einen Kursus über

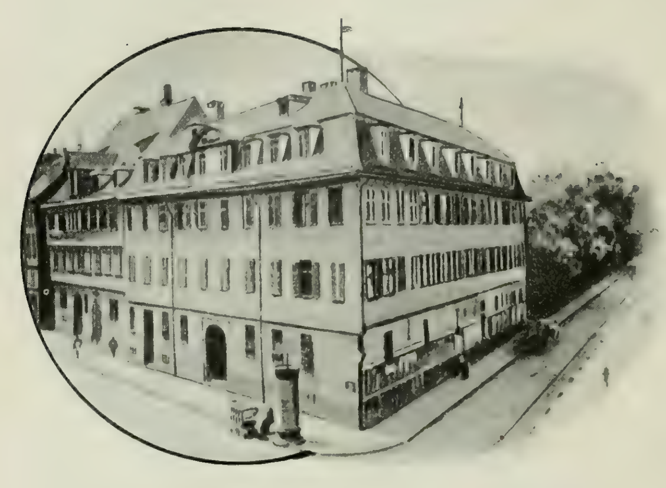
deutsche Litteratur für Frauenzimmer von 14 Jahren an" (wie Bauer es auch gemacht habe) ankündigen möge. Mörike neigte zunächst zur Gründung eines Pensionats, und da ihm hierfür das damals sehr billige Konstanz auch wegen seiner günstigen Lage sehr empfohlen wurde, reiste er mit der Schwester dorthin und mietete sich auf eine sehr billige und angenehme Art in dem ganz nahe gelegenen Schweizerdorf Egelshofen ein, wo er vom 22. April bis 5. Juni sich aufhielt und trefflich erholte. Die dort geplante „Erzählung für die Jugend" kam nicht zur Ausführung. Ueber Nürtingen reiste er darauf mit Clara nach Stuttgart, um dort seine Angelegenheiten selbst zu betreiben, bis ihm eine Berufung an das Katharinenstift, eine staatliche höhere Mädchenschule, — unter dem Protektorat der Königin — neben seiner Pension ein bestimmtes, wenn auch sehr schmales Einkommen gewährte. Während noch alles in der Schwebe war, schrieb er (26. Juni 1851) über seine ganze Lage an Strauß, der ihn nach München haben wollte, und an Vischer und fragte schließlich an, ob er nicht auf der Bibliothek „ein altes Schweinsleder zum Wiederaufweichen" habe, denn er müsse Geld schaffen und an eine neue selbständige Arbeit könne er jetzt nicht denken.

Sobald Mörike seine Berufung an das Katharinenstift gesichert sah, hielt er bei Frau von Speeth um Gretchens Hand an; am 15. August erhielt er die Zusage der Mutter; am 20. brachte Clara die Freundin nach Stuttgart, und am 22. bezog der Dichter seine neue Wohnung in der Augustenstraße Nr. 14; im Spätherbst sollte die Hochzeit sein.

So konnte der Siebenundvierzigjährige nach hartem Ringen des lang ersehnten Zieles sicher sein.



Aus den Silhouetten Luise von Breitschwerts zum „Hutzelmännlein".



Das Katharinenstift in Stuttgart.

Siebentes Kapitel.

Am Katharinen-stift.

1851–1866.

Es waren der schönen und lieben Erinnerungen nicht wenige, die Mörikes Herz bei seinem Einzug in Stuttgart durchzogen; zahlreicher freilich noch mögen die Erinnerungszeichen des Leids sich ihm vor Augen gestellt haben, schwer mag die Kette so vieler, vieler Enttäuschungen auf seinem Gemüt gelastet haben; daß eines lieben Freundes Frau ihm gerade damals ein „scharfes Lied“ auf Stuttgart gesungen hatte, empfand er als etwas Grausames, und herb war darum auch seine Antwort: „Was faul und hohl hier ist, berührt oder ärgert mich wenig; des Guten aber und des Neuen, es sei persönliches oder von seiten der Kunst 2c. ist jedenfalls für einen armen Schlucker so viel da, daß ich, bei meiner physischen und geistigen Gebundenheit, bei meiner ängstlich abgemessenen Diät, mir Mäßigung in dem Genuß des Vorhandenen muß befohlen sein lassen.“ Und an Hartlaub schreib er: „Zehntausendmal lieber“ schriebe ich „aus dem geringsten Häuschen in Igelsloch“ als „in dem belobten Stuttgart“. Man wird einräumen müssen, daß dieser Ouverture das nachfolgende Drama wohl entsprochen habe.

Am 19. September 1851 war Mörikes feste Anstellung am Katharinenstift erfolgt, er hatte zunächst eine Stunde deutsche Litteratur in der obersten Klasse zu erteilen und erhielt jährlich 50 Gulden (85 Mk.) Gehalt.

Mittwoch, den 15. Oktober hielt er seine erste Lektion im Katharinenstift, die er unter steigender Teilnahme und Anerkennung fortsetzte. Dienstag, den 25. November fand die Trauung in Mergentheim statt, am 27. zog das junge Paar in Stuttgart ein; zwei Tage darauf kam schon der erste Freundesbesuch: Konstanze Hartlaub; kurz darauf wurde Gretchen bei den Ludwigsburger Freunden und Verwandten vorgestellt.

Da Mörike von vielen Seiten hörte, daß die „Fräuleins" „ausnehmend gut von seinem Schwatz erbaut" gewesen, wie er Hartlaub schrieb, so kündigte er als Privatlektionen an: Vorlesungen aus der antiken Poesie und der modernen deutschen, Zusammenstellung einzelner bedeutender Erscheinungen &c.

Konstanze hatte schon bei ihrem ersten Besuche bemerkt, daß das Leben der Freunde durch die vielen Besuche „gar gestört" sei, und bereits im November klagt Mörike: „Wie ist man hier doch gejagt, in seiner Zeit zersplittert und jeder ruhigen Stimmung beraubt." Diese Umstände scheinen es gewesen zu sein, die ihn auch von dem geplanten Roman „Der Kupferschmied von Rotenburg" wieder abtrieben. Von diesem sind nur noch Vorstudien und eine „unvollkommene Skizze" erhalten. Die Fabel ist etwa diese. Zwei Freunde aus Rotenburg (a. d. Tauber) begründen in Nürnberg ein Geschäft, das nicht gut geht. Nach dem Tode des Einen zieht dessen Wittwe mit ihrem kleinen Töchterchen Auguste, dem Wunsch ihres verstorbenen Mannes entsprechend, nach Rotenburg, während der andere Geschäftsteilhaber nach dem Kap auswandert. Vor seiner Abreise übergiebt dieser seiner Schwester Susanne, die nach dem Tode ihres ersten Mannes, eines Pfarrers, einen Steuereinnehmer geheiratet hat, eine Kiste mit altfränkischem Silbergeschirr mit der Bestimmung, sie solle es unter Umständen zu Geld machen und dies verzinslich anlegen für das jetzt dreijährige Kind des verstorbenen Freundes, ohne daß dessen Witwe etwas von diesen Vorgängen weiß. Nach Jahr und Tag stirbt jener im Auslande und Susanne trifft nun zwar Anordnung, daß dem Kinde das Silber zufällt, kann sich aber von dem in eine Wand eingemauerten Silberzeug nicht trennen. Während einer Reise der Susanne läßt sich ihr zweiter Mann, der Steuereinnehmer, von seinem Freunde, dem Zinngießer, beraten, in diesen Kriegszeiten (1799/1800) das Silber, außer einigen Stücken, zur größeren Sicherheit einzuschmelzen, in eine Kugel zu gießen und als Kirchturmsknopf aufzustecken. Als die Frau nach ihrer Rückkehr die Sache erfährt und die öffentliche Gewalt zu Hilfe ruft, läßt der Zinngießer durch sein Fenster die Kugel in den Garten herab, die nun in die Tauber springt. Als die Kugel später (1805) von einem Fischer beim Mondschein entdeckt wird, kommt die Sache vor Gericht, welches die Kugel

und den Rest des Silberzeugs der mittlerweile herangewachsenen Auguste zuspricht.

Diese Geschichte soll sich innerhalb eines groß angelegten Zeitbildes abspielen, für das der Dichter eingehende Studien machte. Das Wenige, was vorhanden ist, beweist nicht nur die sorgfältige Vorarbeit des Dichters, der für die auftretenden Personen eine förmliche Zeitrechnung aufstellte, sondern auch eine, wenn gleich ganz kurze, lebendige Schilderung und treffende Charakteristik der Personen, z. B. des Steuereinnehmers, der ein leidenschaftlicher Petrefaktensammler ist. —



Mörike und seine Frau.

Um seine Einnahmen zu vermehren, hatte Mörike den Plan gefaßt, im „Museum“ vor einem größeren Publikum, vorwiegend Damen, Vorlesungen zu halten, die im Januar 1852 begonnen wurden. Sie fanden Dienstag und Samstag abends statt, dauerten gewöhnlich 1 ½ bis 2 Stunden und fielen in die Zeit vom 3. Januar bis 17. April. Es waren im ganzen 16 Vorlesungen — „Damenvorlesungen“ nannte er sie. — In den drei ersten nahm er den Hamlet in der Art vor, daß er nach einer Einleitung den 1. Akt las, in der folgenden las er Akt 2 und 3, in der dritten beendete er das Stück; dann folgte die Vorlesung der Dramen: Dreikönigsabend, Makbeth, Romeo und Julia, die Königsdramen, Gezähmte Widerspenstige ꝛc.; den Schluß machte eine Anzahl deutscher Gedichte. Diese Thätigkeit des Dichters fand eine ganz außerordentliche Teilnahme sowie begeisterten Beifall. „Wer ihn einmal“, schreibt ein Sachkundiger, „hat lesen hören, wird es nie vergessen, denn es war ein Zauberklang in seiner Stimme: in herrlicher Tonfülle wie aus verborgenen Tiefen des Gemüts strömend erschloß sie das Herz des Hörers, daß ihm die gemeine Welt um ihn her versank und die goldne Wunderwelt des Ideals vor seinem Auge emporstieg. Man glaubte die Poesie selbst zu vernehmen und dachte an jene alten Zeiten, in denen sie noch nicht durch tote Zeichen zum

Auge, sondern durch die lebendige Stimme zum ganzen Menschen gesprochen." Er selbst stand seinen Leistungen allerdings kritischer gegenüber; er bezweifelte z. B., daß Romeo und Julia, diese „zarte Poesie" auf alle gleich befriedigend wirken könne; der 2. Teil des Makbeth sei ihm wohl am besten gelungen.

Die Vorbereitungen für seine Vorlesungen mußte er z. T. im Bett vornehmen, da ihn heftiger Rheumatismus im Rücken am Sitzen und Stehen hinderte. Trotzdem plante er noch Abendvorlesungen bei sich im Hause; das Besuchswesen verdarb ihm dazu einen nicht geringen Teil seiner Tageszeit. Wochen lang hat er nur zwei „Erholungen" zu verzeichnen: einen Besuch in der Kammer der Abgeordneten und in einer Restauration. Soweit Zeit und Gesundheit es erlaubten, fand abends viel Familienverkehr mit Verwandten und Freunden, besonders Mährlen statt, sowie mit alten und neuen Bekannten, unter denen ihm Künstler besonders erwünscht waren. In der besseren Jahreszeit fehlte es auch jetzt an Familienspaziergängen und kleinen Gängen nnd Reisen in die Nachbarschaft nicht. Unter den jüngeren Bekannten scheint ihm damals J. Klaiber näher getreten zu sein, der ihm tiefes Verständnis und begeisterte Verehrung entgegenbrachte. Das zeigt sich auch da, wo er über Mörike im Bereich seines Hauses urteilt. „Da gab er sich, heißt es, ganz in der unbeschreiblich liebenswürdigen Anmut seines herzensguten Wesens. Man konnte es fast vergessen, wie hoch man ihn verehrte, wenn er so lieb war; man mußte ihm von ganzer Seele gut sein, wenn er so traulich auch mit dem jüngeren Mann plauderte, so treuherzig teilnehmend auf alle die kleinen Wünsche und Sorgen einging, oder wieder, wenn er zu guter Stunde, froh gelaunt sich gehen ließ und allerhand schnurrige Geschichten erzählte und die tollsten Einfälle hatte, und dann wohl mit einemmale die Augenbraue emporzog und die feine Unterlippe sich breit umstülpte, und nun mit fremdem Gesicht und mit verstellter Stimme der Schalk aus ihm die vermessensten Reden führte. Aber im Grunde der Gedanken stand unwandelbar die reine Hochachtung, die man vor seinem Wesen hegte, weil den schlichtbescheidnen Mann eine unsichtbare Mauer, eine stille Würde umhegte. . . . Denn lauter bis auf den Grund der Seele war sein Gemüt, und schon seine Nähe, schon das Bewußtsein seiner Gegenwart wirkte wie der Anhauch einer reineren Welt; . . . wenn man von ihm ging, hatte man das Gefühl, als wäre man bei einem Weisen der alten Zeit, bei einem jener priesterlichen Sänger gewesen, war man doch bei einem echten, vollen Menschen gewesen, dem der Ertrag eines langen, im Elemente der Schönheit verbrachten Lebens die köstlichste Frucht des Menschengeistes, die milde Weisheit, gezeitigt hat." Und eine Enkelin Mährlens schreibt mir, ihre Eltern könnten

nicht genug von den genußreichen Stunden erzählen, die sie im großelterlichen Hause mit Mörike verlebt hätten: Man sei wie verzaubert gewesen durch die Atmosphäre, die der Dichter ganz unbewußt durch sein Wesen um sich verbreitet habe.

Außer in den Familien der Freunde, Bekannten und Verwandten verkehrte Mörike damals in der Künstlergesellschaft „Bergwerk“ — zwei schwarze gekreuzte Hämmer auf weißem Grunde waren ihr Abzeichen —, der er als Ehrenmitglied bis zum Tode angehört hat. Auch sonst war der Verkehr des Dichters — oft wider seinen Willen — sehr ausgedehnt und rege, keine Notabilität vom Fache, die nach Stuttgart kam, unterließ so leicht einen Besuch bei ihm.

Dem Jahre 1852 verdanken wir zwei poetische Gaben, die zu den bekanntesten und beliebtesten seiner Muse gehören: die Idylle „Der alte Turmhahn“ und das Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“. Der Anfang zu jener war, wie gesagt, in Cleversulzbach bei Gelegenheit der Erneuerung des Kirchturms entstanden. Und was ist nun aus den paar Versen geworden? Eine der schönsten Perlen lyrisch-epischer Dichtung, eine ländliche Idylle von unvergleichlich einfacher, schlichter Anmut, tiefer und warmer Empfindung und rührend-treuherzigem Tone: ein letzter wehmütiger Abschiedsgruß an das ländliche Pfarrhaus. Das Märchen vom Hutzelmännlein oder Schusterkobold war Mitte Dezember 1852 vollendet, am 16. Dezember las er es dem Verleger Schweizerbart in dessen Hause vor, am 22. schloß letzterer in des Dichters Wohnung den Verlagsvertrag ab; Anfang Mai des folgenden Jahres kam es zum Versand.

Die Anfänge auch dieses Stücks liegen, wie erzählt, weit zurück. Das Motiv der „Glücksschuhe“ wird schon in der ersten Freundschaftszeit mit Kurz erwähnt. Dem in Prosa geschriebenen Märchen schickt der Dichter folgenden Prolog voraus:

„Ein Kobold gut bin ich bekannt
In dieser Stadt und weit im Land;
Meines Handwerks ein Schuster war
Gewiß vor 700 Jahr.
Das Hutzelbrot ich hab erdacht,
Auch viel seltsame Streich gemacht.“

Dieser Kobold, das Hutzelmännlein, steht insofern im Mittelpunkt des frei erfundenen Märchens, als es gleichsam der schaffende Geist, der spiritus rector des Schustergesells Seppe ist, dessen Thaten und Abenteuer im schwäbischen

Volkston mit unerschöpflich frischem, zuweilen derbem Humor und altväterlicher Anmut erzählt werden.

Der Schustergesell Seppe hatte seinem Stuttgarter Meister, bei dem es ihm nicht mehr gefiel, aufgesagt und war willens den Wanderstab zu ergreifen. In der letzten Nacht, bevor er reiste, saß er allein in der Gesellenkammer sinnend bei trübem Ampellicht; als er aufschaute, sah er auf einer Truhe ein fremdes Männlein sitzen, „kurz und stumpig;“ das hatte ein schmutziges Schurzfell



Silhouette Luise von Breitschwerts zum „Hutzelmännlein“.

um, sah den Gesellen mit seinen freundlichen hellblauen Augen an und stellte sich ihm vor: „Ich bin der Pechschwitzer, das Hutzelmännlein, der Tröster.“ Als Wanderpfennig schenkt es dem Burschen 2 Paar Glücksschuhe; eins soll er anziehen, eins unterwegs an eine Straße hinstellen, ohne daß es jemand sieht; obendrein erhielt der Gesell von ihm „ein Laiblein Hutzelbrot“, das nimmer alle wird, wenn er stets ein Ränftlein davon übrig läßt. Dafür soll ihm der Bursch „ein Klötzlein Blei“ zurückbringen, wenn er es bei Blaubeuren findet. Daselbst nämlich ist der „Blautopf“, eine unergründlich tiefe, trichterförmige

Quelle, in der vor Zeiten eine Wasserfrau ihr Wesen hatte. Unglücklicherweise verwechselte nun der Gesell den einen Schuh von seinem Paar mit dem einen vom anderen, das hernach das schöne Vronle fand, woraus den beiden manch übler Schnack und Schaden erwuchs. Als aber das Männlein das Klötzlein Blei vom Seppe erhalten hatte, brachte es alles wieder in Ordnung, und der Gesell und das Vronle wurden ein glückliches Paar. In die Erzählung, unter die Regierung Eberhards des Greiners verlegt, ist die Geschichte von dem Blautopf, von der „schönen Lau" künstlerisch verwebt. Diese Episode hat später bekanntlich Moritz v. Schwind mit köstlichen Bildern versehen. In dem ganzen Stück waltet die schöpferische Phantasie des echten Epikers und die heitere Gestaltungskraft des wahren Humoristen. Echt homerisch und echt deutsch zugleich ist die Charakteristik wie die treffende Frische des Ausdrucks; nur ein paar Beispiele. Gleich am Anfang (Gesamtausgabe Bd. II. S. 116) singt dem Seppe der „blaue Montag", der „kurzweilige Vogel", der seinen Namen davon hat, daß er immer einen Tag in der Woche mit der Arbeit aussetzt," seine Schelmenlieder so verlockend, daß der Gesell ihn fangen will und dabei beinahe den Hals bricht; von prächtiger Charakteristik ist die dicke Wirtin im Nonnenhof, „ein frohes Biederweib, christlich, leutselig, gütig" &c. (S. 127 f.); mit schalkhafter Derbheit ist die Scene mit dem Enkelein gezeichnet (S. 134), das „mit rotgeschlafenen Backen, hemdig, und einen Apfel in der Hand, auf einem runden Stühlchen von guter Ulmer Hafnerarbeit, grünverglaset" saß; mit schelmischer Anmut wird der Seppe dargestellt, wie er auf der Leiter im Schlote die Würste aufhängt und um seiner Frau Meisterin Liebe wirbt (S. 186). Wie weiß der Dichter den naseweisen Schönfärbergesellen zu zeichnen: „spitzig, witzig, mit Backen rosenrot, Glitzäugelein, ein schwarzes Kräuselhaar dazu," der immer schwatzt oder pfeift (S. 117), und die ergötzliche Rache, die Seppe an ihm nimmt, (S. 216 f.); wie treffend schildert er den Hunger als schlimmsten Weggenoß (S. 224 f.) und den totmüden Seppe, der noch nicht weiß, daß das Schlafen in der Mühle gelernt sein will wie das Psalmenbeten in der Hölle. (S. 219 f.) Zum Schluß verspricht der Dichter, sobald nicht wieder ein Märchen zu Markte zu bringen, denn da gelte auch, „wie geschrieben steht zum Schluß des anderen Buchs der Makkabäer: allzeit Wein oder Wasser trinken ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist es auch lustig, so man mancherlei lieset."

Aus seinem treuen Herzen sind gar manche liebe Erinnerungen in dies herrliche Märchen geflossen: von Nürtingen, Urach und Bernhausen. —

Luise von Breitschwert, Stieftochter des Rektors Wolff vom Katharinenstift,

später an den Obertribunalrat Walther verheiratet, hat zu dem Märchen Figuren und Scenen aus schwarzem Papier meisterlich ausgeschnitten, die Mörike auch dichterisch gewürdigt hat (Ged. S. 280).

Mit dem Vorlesen des Hutzelmännleins begann er seine Museumsvorlesungen im Jahre 1853 und fuhr fort mit einer Charakteristik Göthes, der die Vorlesung von Götter, Helden und Wieland und Vorträge über Sesenheim, Lili und Goethe, die Geschwister, Triumph der Empfindsamkeit, Iphigenia, Faust, ausgewählte Gedichte, Xenien und ein Vortrag über Göthe und Schiller als Humoristen folgten; auch Stücke von Hebel, Uebersetzungen klassischer Dichtungen wie Sophokles' Antigone, Euripides' Alcestis rc. kamen zum Vortrage. —

Das Märchen bot dem Dichter endlich die Gelegenheit, mit einer Gegengabe Th. Storms Brief und Sendung zu erwidern, und so hob sich sein „Schreibemut" so weit, daß es Ende Mai 1853 zu einer Antwort kam, freilich hatte unterdessen Frau Konstanze Storm „zu einem ersten Buben noch zwei andere in die Wirtschaft gebracht."

Storms Verehrung, ja Liebe für Mörike, der 13 Jahre älter war, rührte schon aus der Studentenzeit her, als er mit Theodor Mommsen und dessen Bruder Tycho das „Liederbuch dreier Freunde" (1843) herausgegeben hatte. In diesem befindet sich ein Sonett Th. Mommsens mit der Ueberschrift: „Eduard Mörike"; der Schluß lautet: „Da fand ich in dem eignen Bett von Moose, erblühend im geheimsten Thal von Schwaben, des reichen Liedersommers letzte Rose." „Man sah," schrieb Storm, „durch diese (Mörikes) Gedichte wie durch Zaubergläser in das Leben des Dichters selbst hinein;" man hatte „den Wunsch, die besonnten Rebenhügel, die heimlichen Waldplätze oder stillen Dorfseiten aufzusuchen, denen sie entstammt sind, in des Dichters Pfarrgarten einzutreten und bei ihm selber vorzusprechen." „Da war Tiefe und Grazie, und deutsche Innigkeit verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhythmisch bewegte Zug des Lieds und doch ein klar umrissenes Bild; die idyllischen, von anmutigstem Humor getragenen Stücke der Sammlung, von farbigster Gegenständlichkeit und doch vom Erdboden losgelöst und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben." Das Publikum freilich zeigte wenig Verständnis, meinte Storm, denn es vermißte die Phrasen und jene aus der Alltäglichkeit der Anschauung hervorgehende bequeme Verständlichkeit rc.

Es ist unzweifelhaft, daß zwischen beiden Dichtern nicht bloß tiefes Verständnis, sondern auch eine merkliche Uebereinstimmung in ihrer dichterischen Gefühls- und Anschauungsweise bestand, so verschieden sie sonst auch sein mögen.

Mit inniger Freude nahm Mörike Storms Mitteilung auf, daß Paul Heyse sich in der Litteraturbeilage zum Deutschen Kunstblatt so günstig über seine Leistungen ausgesprochen hatte; hinsichtlich des Nolten habe er ihn, meint Mörike, offenbar geschont. „Verschiedene Partien im ersten Teil desselben," schreibt er Storm, „sind mir selbst widerwärtig und fordern eine Umarbeitung," die schon im Jahre 1850 vom Dichter geplant war. Storm vermittelte dann



Silhouette Luise von Breitschwerts, zum „Hutzelmännlein".

zwischen Heyse und Mörike den Grußaustausch. Es ist bemerkenswert, daß Storm wie Heyse den Nolten nicht verändert haben wollten.

Neben Uebersetzungen aus griechischen Dichtern, zu denen er sich durch einen Verleger „beschwatzen" ließ, förderte er die Mozartnovelle und dachte „an einen rein poetischen Stoff", wobei ihm „abermals die Makkabäer einfielen."

Außer Gelegenheitsgedichten, von denen zwei einen, wenn man so sagen darf, halbamtlichen Charakter haben (Ged. S. 282 f.,) — eins ist ein sinniges

Geburtstags-Gedicht an seine Frau (Gel. 46) — ist aus dieser Zeit nur die köstliche „häusliche Scene“ (Ged. S. 304—309) bekannt: „Unwillkürlich“ reden der Herr Präzeptor Ziborius und seine junge Frau nächtlicher Weile „elegisches Maß“ und der klugen „Rike“ gelingt es die Wahrheit ihres Pentameters zu erweisen: „Ehre genug blieb uns, ehe wir Essig gebraut.“

Auch journalistisch war er zuweilen thätig, wie aus einzelnen Beiträgen zur Allg. Zeitg. hervorgeht, und Mährlen war es, der eine Anfrage wegen Uebernahme der Redaktion des „Salon“ vermittelte; Mörike hatte zuerst trotz vieler Bedenken zugesagt (Oktober 1853), bat dann aber „zu erlauben“, daß er von der besprochenen Redaktion zurück und in die Reihe der Mitarbeiter trete. In der Nachschrift zu diesem Briefe schlägt er als Ausweg vor, den „Salon“ in zwei ungleiche Hälften mit je einem Redakteur zu teilen, eine prosaische und eine poetische. „Ich würde,“ fährt er fort, „letztere übernehmen und könnte helfen, diesem Fache, welches bis jetzt mehr nur als Lückenbüßer angesehen wurde, durch meine persönlichen Verbindungen und eigne Mitwirkung, Revision 2c. ein höheres Interesse zu verschaffen, ohne daß ihm ein unverhältnismäßig großer Raum auf Kosten der prosaischen Unterhaltungs-Artikel zugedacht werden sollte.“ Die ganze Sache scheint sich aber wieder zerschlagen zu haben. —

Im Frühjahr 1855 hatte Mörike die große Freude, daß ihm sein Gretchen ein starkes Mädchen schenkte. Am 7. Mai sollte es in der Hospitalkirche getauft werden, Hartlaubs wurden dazu geladen, „damit wir, schreibt der Dichter, die alte Wermbrechtshauser Gevatterschaft, die bisher ja nur einseitig war, aus Anlaß dieses denkwürdigen casus, auf Stuttgarter Grund und Boden erneuern und komplettieren.“

Kurz darauf war die Mozart-Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ endlich vollendet. Die Novelle beruht ebenfalls auf freier Erfindung; der Dichter schuf sich eine einfache Begebenheit: Mozart reist in Begleitung seiner Frau Konstanze nach Prag, um den Don Juan daselbst zur Aufführung zu bringen. Unterwegs läßt sie der Dichter auf einem Landsitze mit einer gräflichen Familie in Berührung kommen, und im Verkehr mit dieser gestaltet sich nun ein meisterhaftes Bild von Mozarts liebenswürdiger und geistvoller Persönlichkeit. Der Dichter gewährt hier seinem Liebling einen Glückstag, den ihm das Geschick versagt hat; er läßt ihn in der sorgenlosen Fülle eines edlen Hauses ein paar selige Stunden seines kurzen Daseins leben und den neuen Freunden einen Vorgenuß seines herrlichsten Werkes geben: „wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.“ Aber auch

diesen seligen Tag des großen Meisters muß der Dichter in das wehmütige Lied ausklingen lassen:

„Ein Tännlein grünet wo, wer weiß im Walde;"

und:

„Zwei schwarze Rößlein weiden auf der Wiese;"

„Denk es, o Seele!"

Im Jahre 1856 erschien dies Kleinod von Erzählerkunst in der Einzelausgabe und im selben Jahre schon mußte eine neue Auflage der Novelle folgen; — die 3. Auflage der Gedichte erschien ebenfalls in diesem Jahre —; keine größere Arbeit Mörikes hat eine so ungeteilte begeisterte Aufnahme gefunden. Ein ihm persönlich ganz Unbekannter, ein preußischer Landrat v. W. schrieb dem Dichter bald nach dem Erscheinen: „Sie müßten dem ewigen Gotte danken, der Ihnen die Seele eingehaucht, der diese Seele geküßt und Ihnen in dem Kuß die Fülle der Poesie, der Kunst zu eigen gegeben." „Eine solche Vereinigung der Musik und der Poesie wie in Ihrem Mozart traf ich noch nie. . . . Noch weiß ich nicht, ob ich eine Dichtung in Worten gehört, oder ob ich die Wellen der höchsten göttlichsten Musik im Geiste vernommen."

Auch die Freunde hatten nicht einen Augenblick an dem durchschlagenden Erfolg der Novelle gezweifelt, und als nach dem Vorlesen derselben Rektor Wolff sagte, er sei dabei nicht aus einer wehmütigen Stimmung herausgekommen, antwortete der Dichter: „das ist es aber eigentlich, was ich bezweckte." Freilich waren manche nicht ganz damit zufrieden, daß er „aus der Novelle so vieles weggeworfen habe." Besonders erfreut war Mörike darüber, daß man ihr nicht ansehe, mit wie starken Unterbrechungen sie gearbeitet, ja wie sie manchmal beinahe ganz aufgegeben gewesen sei.

Um sich sein Konzept nicht verrücken zu lassen, hatte er erst nach der Vollendung der Novelle Mozarts Biographie von Nißen gelesen, aus der er von der Anwesenheit Mozarts mit seinem Vater in Ludwigsburg (1763) Kenntnis erhielt. „Also," schreibt er da an Hartlaub, „hätten die kleinen Füße doch auch auf jenem Pflaster gewandelt."

Die Mozartnovelle that auch in München starke Wirkung. Schon vorher hatte P. Heyse den König Max auf Mörike aufmerksam gemacht, und Auerbach hatte bei ihm so gesprochen, als ob es nur auf ihn ankomme, um sich „ganz warm in München zu betten." Als der Dichter dem Könige Max nun seine

Gedichte und die Mozartnovelle geschickt hatte, antwortete dieser u. a.: „Inmitten so mancher von Leidenschaft bewegten litterarischen Schöpfungen der Zeit ist ein Dichter, der, wie Sie, die Anmut liebt und das heilige Maß eine wohlthuende Erscheinung". Mörikes Berufung nach München wurde ernstlich ins Auge gefaßt, und Geibel übernahm es, bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Stuttgart den Vermittler zu machen. Ein Augenzeuge erzählt von dem Zusammentreffen beider Dichter und ihrem gemeinsamen Gang nach Cannstadt: „Auf dem Heimweg bedeckte sich der Himmel mit Wolkenflocken, welche die untergehende Sonne bemalte. „Welch ein Schauspiel, lieber Mörike!" sagte Geibel, indem er schwärmerisch dessen Arm ergriff. Dieser, von dem Gefühlsausbruch fast erschreckt, versetzte: „Das heißt man bei uns Schäfle." Dann auf den ihm gemachten Antrag zurückkommend, sagte Mörike: „Sie dürfen mirs glauben, daß ich dankbarst die freundliche Absicht, welche Sie leitet, empfinde. Aber es geht nicht. Wenn Sie wüßten, welchen Entschluß schon es mich kostet, einer Gesellschaft zu lieb in einen andern Rock zu schlüpfen!" —

Die Wirkung der Mozartnovelle in Wien blieb nicht hinter der in München zurück; und daß sie Th. Storm mit solchem Entzücken anhörte, war dem Dichter ganz besonders erfreulich.

Im August 1855 nämlich hatte Storm, der mit seinen Eltern eine Reise nach Heidelberg unternehmen wollte, dem Dichter den längst geplanten Besuch angekündigt, der auch wirklich ganz der Absicht gemäß zur Ausführung kam. Da Mörike seiner Unterrichtsstunden halber nicht selbst zum Bahnhof kommen konnte, um Storm abzuholen, hatte Hartlaub diesen in Empfang genommen. „In der einfach, aber nett eingerichteten Wohnung," erzählt Storm, „freilich mehrere Treppen hoch, wurde ich von Frau und Schwester empfangen. Mörike selbst war noch nicht da; aber während ich mich an einem Glase jungen Weins, noch aus dem Garten in Mergentheim, nach der heißen Fahrt erquickte, trat auch er herein. Er war damals erst 51 Jahre alt; in seinen Zügen aber war etwas Erschlafftes, um nicht zu sagen Verfallenes, das bei seinem lichtblonden Haar nur um so mehr hervortrat; zugleich ein fast kindlich zarter Ausdruck, als sei das Innerste dieses Mannes von dem Treiben der Welt noch unberührt geblieben.

„Er faßte mich an beiden Händen und betrachtete mich mit großer Herzlichkeit. ‚Gelt, Alte, sagte er dann zu seiner Frau, so haben wir ihn uns ungefähr vorgestellt. Als ich eben da heraufgegangen bin, da habe ich mir die Stufen angesehen und gedacht, ob wohl der Storm da herüber gestiegen ist.' Bei den Gesprächen, in die wir bald vertieft waren, offenbarte sich überall der ihm

innewohnende Drang, sich alles, auch das Abstrakteste gegenständlich auszuprägen; die Monaden des Leibnitz erschienen ihm wie Froschlaich; von den kleinen Naturbildern des ihm befreundeten Dichters Karl Mayer sagte er: ‚Er kann nichts passieren lassen, ohne es auf seine Art gespießt zu haben.‘ rc. Von Heine sagte er: ‚Er ist ein Dichter ganz und gar, aber nicht eine Viertelstunde könnte ich mit ihm leben wegen der Lüge seines ganzen Wesens.‘ Zu Geibel und Heyse fühlte er sich dagegen hingezogen und wünschte sich nur Jugend und Gesundheit, um ihnen recht feurig entgegen kommen zu können. Aus Storms „Im Sonnenschein“, das, wie er sagte, mit feinem Pinsel ausgeführt sei, möchte er drei Stellen auf Porzellan gemalt haben. Dann kam er auf seine Liebhaberei für Vögel zu sprechen, und im Schlafzimmer, wo sein erst einige Monate altes Kind schlief, standen zwei Rotkehlchen im Bauer am Fenster; ‚richtige Gold- und Silberfäde,‘ sagte Mörike, ‚ziehe sie heraus; sie singe so leis, sie wolle das Kind net wecke.‘“

Ueber Tisch sprach er besonders mit Hartlaub in seinem behaglichen Schwäbisch und auf eine Bemerkung Storms über Platt- und Hochdeutsch legte er zutraulich seine Hand auf jenes Arm und sagte lächelnd: „Wisse Sie was? Ich möchts doch net misse.“

Daß Mörike vor Tisch betete, war Storm allerdings erstaunlich und nur als pastoraler Ueberrest erklärlich. Bei dem Gespräch über dichterisches Schaffen äußerte sich Mörike dahin, es müsse nur so viel sein, daß man eine Spur von sich zurücklasse; die Hauptsache sei aber das Leben selbst, das man darüber nicht vergessen dürfe.

Am Nachmittage, erzählt Storm, wurde mir zu Ehren auf nordische Weise der Theetisch hergerichtet, Mörike selbst schleppte aus seinem Studierstübchen einen Lehnstuhl herbei, und als Storm sich gesetzt hatte, begann er seinen Mozart, der eben vollendet war, vorzulesen. „Die noch jugendliche Frau des Dichters ging indessen, wie ein freundlicher Hausgeist, ab und zu; die wirtschaftliche Sorge für die Gäste hatte sie genötigt, sich dem pantomimisch kundgegebenen Wunsche ihres Mannes, sich mit in unseren Kreis zu setzen, mit dem liebenswürdigsten Ausdruck des Bedauerns zu entziehen. Mörike las, wie mir damals schien, vortrefflich; jeder Anflug von Dialekt war dabei verschwunden.“ Wenn Hartlaub dem Vorlesen mit Begeisterung folgte, so muß Storm von sich bekennen, daß er davon „freudig hingerissen“ war.

Sobald das Gespräch auf den Nolten kam, klagte Mörike, daß ihm die Umarbeitung nicht gelingen wolle, er habe das Buch schon einmal vor Ungeduld an die Wand geworfen. Als aber Storm von der Bearbeitung überhaupt abriet,

entgegnete der Dichter: ein Maler, der ein Bild wiederholt, würde doch nicht „mit Bewußtsein dieselben Verzeichnungen wieder hineinmalen." Zum Schluß kam die Rede noch auf Geistergeschichten, die Mörike, wie später Storms Sohn sich ausdrückte, „mit einer die Nachtruhe gefährdenden Meisterschaft" zu erzählen wußte.

„Bei einem Abendspaziergang durch die Stadt, berichtet Storm weiter, wurde mir die Steinfigur des Hutzelmännleins gezeigt, welche oben an der Ecke eines Hauses huckte; weiterhin trat Mörike in einen Laden und kaufte mir ein paar weiße Kreidestifte, deren ich mich, wie er zu thun pflege, zum bequemen Niederschreiben poetischer Produktionen auf eine Schiefertafel bedienen möchte."

Am anderen Vormittage kramte Mörike allerhand handschriftliche Raritäten aus, wie ein Gedicht von Heine, mehrere von Hölderlin, auch allerhand kolorierte Zeichnungen, die von einem Zeichenlehrer aus dem vorigen Jahrhundert stammten; Mörike wußte diesen, den er nicht gekannt hatte, in seiner Schilderung so plastisch darzustellen, daß Storm zuletzt sah, „wie das fettige Zöpflein sich auf dem blauen Rockaufschlage hin und wieder rieb."



Nachmittags kamen Storms Eltern nach, die Mörike prächtig fand. Beim Abschied beschenkte er den Gastfreund nach seiner Art; der von Storm und seinen Eltern öfter angeregte und dringend gewünschte Gegenbesuch Mörikes unterblieb allerdings. —

Mörikes Stellung im Katharinenstift hatte sich unterdessen insofern zu seinen Gunsten verändert, als sein Gehalt schon 1854 auf 100 und Januar 1856 auf 350 Gulden (ca. 600 M.) mit dem Vorbehalt erhöht wurde, daß Mörike gegebenen Falls mehr Stunden erteile, wozu es übrigens nur vorübergehend kam. Im September 1856 erhielt er den Titel Professor, nachdem er schon im August 1852 von der Tübinger Hochschule die philosophische Doktorwürde erhalten hatte. Zeitweilig gab er nicht der obersten, sondern der zweitobersten Klasse den deutschen Unterricht einschließlich des deutschen Aufsatzes. Mörike ließ es sich in seinem Lehramt angelegen sein, seine Schülerinnen zu litterarischem Urteil und Geschmack nicht bloß im allgemeinen anzuleiten, sondern auch in metrischer Beziehung Indem er von ihnen einige selbstgemachte Hexameter verlangte, wollte er sie nicht, wie er sagte, „zum Versemachen anleiten", sondern damit sie das metrum inne haben, bei der Lektüre solche Verse gut vortragen können sowie auch beurteilen lernen, ob sie gut oder schlecht gemacht sind.

Nachdem er aus Gesundheitsrücksichten seine Museums-Vorlesungen aufgegeben hatte, kündigte er Privatvorlesungen in folgender Weise an: „Der Unterzeichnete hält in seiner Wohnung, Hospitalstraße 36 (vorher hatte er Alleenstraße Nr. 9 gewohnt), vom November an wöchentlich zweimal für eine kleine Anzahl Töchter von 16 bis 20 Jahren Lektionen über die poetische Litteratur der Deutschen — mit Parallelen aus anderen Litteraturen, aus alt-griechischen Dichtern ꝛc. —“ Hauptzweck: „Bildung des ästhetischen Urteils durch Betrachtung guter Muster und entsprechender Beispiele.“ Später können damit auf Wunsch „praktische Uebungen im Vortrage prosaischer und poetischer Stücke verbunden werden.“ —

Auch für diese Vorlesungen bot ihm das immer wieder aufgenommene Studium des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels neue Anregung. Das Buch ist, urteilt er damals, „in seiner Art ein Buch aller Bücher“. Wenn er da so ein Kraftwort traf, das ihm aus der Seele geschrieben war, so zeichnete er es auf. Eine Stelle, die ihm ganz besonders treffend erschien — in einem Briefe Goethes vom 6. März 1800 — hieß wörtlich so: „Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand.“ Man könnte Mörikes dichterische Wesenheit nicht tiefer und schlagender bezeichnen als es hier im allgemeinen von Goethe geschehen ist. —

Im Januar 1857 brachte, wie sich Storm auszudrücken pflegte, Frau Margarete noch ein zweites Mädchen in die Wirtschaft, Maria genannt. Die lang ersehnte Reise nach dem geliebten Bodensee konnte in diesem Jahre ausgeführt und all die lieben alten Erinnerungen an ihn aufgefrischt werden. Als im folgenden Jahre sich „die edle Freundin“ Luise von Breitschwert verheiratete, widmete ihr Mörike zu ihrem Hochzeitstag das duftige „Wie manchen Morgen, frisch und wohlgemut, im lichten Sommerkleid, Feldblumen auf dem Hut“ ꝛc. (Ged. S. 281). Auch im darauf folgenden Jahre kam es nur zu einigen Gelegenheitsgedichten — darunter das schalkhafte Geburtstagsgedicht (Gel. S. 47) an seine Frau, dessen Schluß sich auf einen unterwegs gefundenen kupfernen Fingerring bezieht:

Auf dieses Zeichen geb' ich nichts verloren:
Dein erster Mann lebt noch, gottlob!
Für einen zweiten — bist Du nicht geboren.“

Reichlicher floß anfangs der 60er Jahre die dichterische Quelle. Im Jahre 1860 entstanden das liebliche Stück „Citronenfalter im April“ (Ged.

S. 287), die knappe dramatische Romanze „Ritterliche Werbung“ (S. 66) mit dem schnippischen Schluß, das Epigramm auf die Nürtinger Schule, aus der Schelling hervorgegangen war (Ged. S. 277) und an den Rektor des Katharinenstifts die tiefempfundene Schul-Elegie „Hermippus“ (Ged. S. 263 ff.), der, „vom stärkenden Anhauch kindlicher Lippen genährt“, bis ins höchste Greisenalter „in geschlossener Halle“, „auch wohl öfter im Gärtchen am Haus“ bei bescheidenem Brot die versammelten Mädchen lehrt, denn es fristet Asklepios selbst „ihm die gesegneten Tage“.

Aus dem Jahre 1861 ist nur ein Gedicht in die Sammlung (S. 69) aufgenommen, „Die Tochter der Heide“, am 3. September an Hartlaub gesandt mit der Bemerkung, es habe zuerst „Morgentoilette“ geheißen, sei „aus Anlaß eines englischen Kupferstichs entstanden“ und „eine Art Pendant zum König Milesint, mit einer halb scherzhaften Schlußwendung, worin doch noch ein Stachel von heftiger Eifersucht.“ Als Gegengabe für den großen Globus, den ihm Hartlaub geschenkt hatte, sandte er diesem Ende 1861 die köstliche Epistel an das „Glückskind“ Paul Heyse, zuerst „Pater Schaffner“ genannt und als „Besuch in der Karthause“ (Ged. S. 240—245) bekannt. Unter jenem Namen aber blieb sie im Mörike'schen Hause wie der treueste Hausfreund; das kleine „Mariele“ kannte sie vom häufigen Vorlesen alsbald auswendig und trug sie in des Vaters Tone zum allgemeinen Ergötzen auch im Freundeskreise vor.

Dieser Kreis hatte sich beständig erweitert. Von Schauspielern war es besonders Karl Grunert und später Feodor Löwe, mit denen und deren Familien der Dichter gern Verkehr pflegte; Moritz Hartmann führte ihm J. Turgenjeff zu, mit dem er noch einmal bei der Viardot-Garcia zusammentraf. Wie diese ihn durch den Vortrag selbstkomponierter Mörike-Lieder erfreute, so wußte ihm Baron Hornstein durch seine Kompositionen Interesse abzugewinnen. In Michael Bernays fand Mörike einen „grundgelehrten Mann“, der „ungemein lebhaft und voll Geist“ war. Andere litterarische Bekanntschaften, namentlich die mit Manuskripten versehenen, waren ihm nicht sehr erfreulich: Bodenstedts „Marfa“ schien ihm als Ganzes nicht halt- und druckbar; H. Linggs „Völkerwanderung“ wirke, meinte er, „unrein und peinlich, betäubend und dumpf“. Ganz Fremder und Unbekannte erschienen mit Manuskripten, oder schickten solche andere übereichten Albums zum Einschreiben, Autographensammler und ungezählte andere männlichen und weiblichen Geschlechts schwärmten durch sein Haus.

Auf Andringen der Seinigen entschloß sich der Dichter wenigstens zu einer „Erklärung“, daß er Manuskripte nicht mehr durchsehen könne; als ihn aber Frau und Schwester dazu bringen wollten, wenigstens eine Sprechstunde einzu-

richten, lehnte er dies mit der Bemerkung ab, das würde von ihm eine großthuerische Unbescheidenheit sein. So blieb er denn vorerst im „Stuttgarter Strudel". Wenn Fanny, die älteste Tochter, ihre Klavierstunde hatte, erzählt seine Frau, wären nicht genug Zimmer, um allen Besuch unterzubringen, der oft genug Stunden lang dauerte. Um sich Sonntags einige Ruhe zu verschaffen schlossen sie sich öfter ein; aber dann drangen doch die Pakete ein. „Keinen Sonntag, schreibt Frau Margarete 1861 einmal an Clara, können sie einen ungeschoren lassen; und als wenn Eduard von ihnen besoldet wäre, soll er die Sache — gemeint ist ein Drama von neun Akten — nochmals durchlesen; wahrscheinlich hängt sich aber daran noch anderes, wiewohl er schon zwei halbe Tage seine Ohren dazu hergab; es ist zum Blutweinen, wie Eduard seine Zeit gestohlen wird! Der arme Maler Nolten!" Ein andermal, um dieselbe Zeit, macht sich die bedrängte Dichterfrau ihrem Manne gegenüber, als er nach Lorch geflohen war, so Luft: „Hat man denn hier auch nur eine Stunde vollkommene Ruhe? Kaum war eine bedürftige Frau von mir mit einem Sechser und Trostsprüchen entlassen, als es wieder läutete: ein Herr war es, der auf seine Frage, ob Mörike zu Hause sei, und auf die thörichte Antwort der Magd, Du seist in Lorch, sogleich sagte: so, da reise ich ihm nach." Er stellte sich dann als bayrischer Offizier vor, der die Reise nur unternommen, um den Dichter kennen zu lernen; und alle Listen und Ausreden halfen nichts: er hatte auch in Lorch keine Ruhe. Und so ging es ohne Gnade und Ende.

Um so größer war freilich dann die Freude, wenn Mörike Samstag Nachmittag mit den Seinigen zu Fuß einen Ausflug machen konnte. Da wurde auch öfter ein Päckchen für arme Leute, die ihnen in der Nachbarschaft bekannt waren, mitgenommen mit abgelegten Kindersachen, altem Spielzeug, Aepfeln und dergleichen. So ging's durch Wald und Flur, im „Waldhorn" wurde eingekehrt und sich erquickt, und auf dem Heimweg durch den Wald wußte der Vater so geschickt den Kuckuck nachzuahmen, daß der ihm aus dem Walde antwortete. —

Ungeteilte Freude erlebte der Dichter auch an manchem Freunde nicht. Als Strauß seinen Aufsatz über das Tübinger Kleeblatt — Mörike—Bauer—Waiblinger — von neuem erscheinen ließ, war es ihm sehr verwunderlich, wie einer „einen alten Freund bei dessen Leibesleben auf solche Art dem Publikum ausstellen mag". Strauß der Mensch scheine in Strauß dem Autor aufgegangen zu sein. Auch Hermann Kurz meldete sich wieder litterarisch an, indem er ihm den „Fremdling" ohne Begleitwort zuschickte. Mörike hatte Kurz, der 1843 nach Karlsruhe übergesiedelt war, zuletzt seine „Idylle vom Bodensee" übersandt, aber, wie es scheint, keine Antwort erhalten. Als Kurz im Jahre 1848 Führer

der Radikalen in Stuttgart geworden, war es, wie bekannt, zum völligen Bruch zwischen beiden Freunden gekommen. Jener Versuch ohne ein Freundeswort schlug nicht ein, der „Fremdling" erschien Mörike als „eine Art Märchen und Gleichnis in Bezug auf sein eignes (Kurz') Schicksal, stolz resigniert und mir nicht angenehm." Erst spätere Annäherungsversuche führten wieder zu gegenseitigem herzlichen Einvernehmen.

Seitdem Mährlen seine Professur am Polytechnikum in Stuttgart mit einer Stellung im statistisch topographischen Bureau (1860) bezw. in der Centralstelle für Handel und Gewerbe vertauscht hatte, ging er auf dem Wege zur Kanzlei gewöhnlich nach Tisch zu dem alten Freunde, um ihm etwas Süßes vom Nachtisch und dergleichen mitzubringen. Und wie die beiden Freunde einst einen gemeinsamen Schlafrock und Cylinder, genannt Schlosser, gehabt hatten, so stellte Mährlen schon seit Jahrzehnten für den Freund fast jedesmal den Besuch- und Festfrack. Eine gemeinsame Reise rechneten beide zu ihren höchsten Genüssen; auch in den Sommerferien 1862 führten sie eine solche nach Rippoldsau ꝛc. aus, und bei der Heimkehr meinte der Dichter: „Eine Vakanz ohne Exkursion ist eigentlich keine rechte. Es ist hintennach, als wenn man sich in ein ungemachtes Bett legen muß."



Professor Mährlen.

War Mährlen verreist, dann half Professor Klaiber mit dem Festfrack aus, den der Dichter dann als „einen der gelehrtesten und ehrwürdigsten Fräcke im ganzen Lande" preist. Von einem Unbekannten war einmal „dem hochgeschätzten Dichter" eine französische Uebersetzung des „Gärtner" nebst einem Thaler übersandt worden, für den er sich eine Flasche vom „Allerbesten" kaufen sollte. Mörike leitete später (Mai 1867) diese Spende in Gestalt einer Flasche

Champagner an Freund Klaiber, der kurz vorher ihn durch eine Vorlesung über seine Gedichte erfreut hatte, mit folgenden Distichen weiter:

** „Was Du Guter dem Gärtner erzeigt und der übrigen Sippschaft,
Solches zu lohnen, — was sind Rosen und Nelken für Dich?
Hätt ich nur Flaschen genug vom „allerabesten" im Keller!
Aber nun heißet es: Nimm Eine für Tausend von mir!"

„Allerabesten" im 3. Vers war eine Anspielung auf einen längst verstorbenen Pfarrer, dessen gravitätische Sprechweise der Dichter unter Freunden zuweilen nachmachte. Recht bezeichnend für Mörike ist sowohl seine dichterische Reise mit L. Richter, auf der sich dieser „immer praktischer" erwiesen haben sollte als jener (Ged. S. 249 ff.), als auch „Jedem das Seine" (Ged. S. 65) mit seinem neckischen Schluß: „Mein ist das Mädchen und Dein der Knopf." Das innig-fromme „Schlafendes Jesuskind", zuerst „Der Erlöser" überschrieben, (Ged. S. 163) trägt im Original das Datum: 14. März 1862. —

Freudig bewegt wurde Mörike, als ihm zu Schillers Geburtstag der Verwaltungsrat der Schillerstiftung eine Ehrengabe sandte und in dessen Begleitschreiben, das von Dingelstedt unterzeichnet war, aussprach: „Nicht nur die Tiefe und Weihe Ihrer lyrischen Eingebungen, auch die Lieblichkeit und plastische Schönheit Ihrer epischen Darstellungen haben Ihnen das Herz der Nation gewonnen." Ein wirkliches Verdienst um Mörike erwarb sich aber der Verwaltungsrat der Stiftung, als er ihm im folgenden Jahre eine jährliche Pension von 900 Mk. aussetzte. Kurz nach jener ersten Gabe erhielt er ein Telegramm von Kaulbach, daß ihm der Maximilians-Orden verliehen sei; Anfang Dezember 1862 (8./12.) überbrachte der bayrische Gesandte in Stuttgart die Insignien. Als der Dichter darüber an Hartlaub berichtete, schrieb er in seiner schlichtbescheidenen Art: „Bei all dem hatte ich wahrhaftig und habe noch die Empfindung, als liege ein seltsamer Irrtum zu Grund. Wenn ich das Wenige, was von mir ausgegangen ist, ansehe, so weiß ich wirklich nicht, wie ich zu dieser Auszeichnung komme."

Wie er später hörte, Kaulbach habe die Verleihung des Ordens an ihn durchgesetzt, während Geibel diese Auszeichnung für P. Heyse wünschte, fand er letzteres „höchst natürlich, recht und billig", und fügte hinzu: „Seitdem ich dies weiß, will mich der ganze Handel etwas drücken." —

Als eine „wahre Herzenserquickung" las Mörike in jener Zeit Boisserées Biographie nebst Briefen von und an Goethe. „Ein schönerer Charakter als

dieser Boisserée, urteilt er, auf solcher Höhe der Bildung ist schwerlich in der Welt zu finden."

Mörikes „spekulative Sehnsucht war es, die ihn immer wieder zu philosophischen Studien, damals zu Schopenhauers Leben und Werken führte, die er „höchst merkwürdig" fand.

Tieferes Interesse erregten indes bei ihm Hebbels „Nibelungen," die ihm der Dichter zugesandt hatte: er fand das Werk „bei aller Eigenheit eines halb änigmatisch-zugespitzten Stils der Größe des Originals nicht unangemessen." Und als Ende Juni 1862 der Dichter selbst auf seiner Rückreise aus London bei ihm vorgesprochen hatte, schrieb er an Hartlaub: „Dieser Hebbel ist ein Glutmensch durch und durch, zugleich von einem schneidenden Verstand, und wo er Liebe, Anerkennung findet wie bei mir nichts weniger als herb und verletzend, wofür er insgemein gilt, vielmehr recht gut und menschlich, äußerst beredt auf alles Mögliche mit gleicher Lebhaftigkeit eingehend." Charakteristisch ist für Mörike die Art, wie er Hebbels Gedichte in einem Briefe an ihn in einer „registermäßigen Manier" bespricht. Nur ein paar Beispiele: Er findet zwar in „Ein Spaziergang in Paris" den Treff auf Meyerbeer „wohlverdient", „nur weiß ich nicht," fährt er fort, „ob der Spaß in Ansehung des Ganzen und der darin herrschenden Stimmung nicht etwas unverhältnismäßig stark hervorsticht." Hebbel hat die „Erleuchtung" begonnen mit „in unermeßlich tiefen Stunden", das scheint Mörike „zu laut für den Anfang." Im Anschluß an Hebbels Sonette bekennt er „jene spekulative Sehnsucht", die nicht aufhört und aufhören soll uns zu regieren ꝛc. Tief erschüttert wurde er durch den ganz unerwarteten Tod Hebbels im folgenden Jahre. Hebbel habe allerdings, schreibt er Hartlaub, längst Todesahnungen gehabt, habe aber bei seinem Stuttgarter Besuch gar nicht leidend ausgesehen; geistige Aufregung und Arbeit, sowie seine gewaltsame Kaltwasser-Anwendung hätten wohl so schnell sein Ende herbeigeführt.

„Vielfach sind zum Hades die Pfade" sang Mörike damals, sah „in die nachtschaurige Kluft schwindelnd hinab" und erwog wohl „das eigne Todesgeschick". Diesem klassischen Grabgesang. „Erinna an Sappho" (Ged. S. 113) folgten in demselben Jahre die „Bilder aus Bebenhausen" (Ged. S. 266 ff.) in Distichen. Ende August nämlich zog der Dichter mit Clara und Mariele in das ehemalige Gasthaus der früheren Abtei Bebenhausen, damals wie jetzt noch im Besitz der Kielmayerschen Familie. Freund Wolff, Rektor des Katharinenstifts, mit der Tochter Kielmayers, Luise v. Breitschwerts Mutter, in zweiter Ehe verheiratet, hatte den Dichter endlich überredet, sich diese Erholung zu gönnen. Zunächst freilich verdüsterte ihm die Abgeschiedenheit und klösterliche Umgebung

den Kopf etwas; „ich wurde ganz schwer und einsilbig," schreibt er Hartlaub, „sodaß die Clara sagte, sie habe mich noch nie so verpelzt und verduselt gesehen." Aber diesen Uebergangszustand hatte er bald überwunden und schwelgte dann um so mehr in Kunst und Natur, als ihn bei seinem einsamen Garten- und Kreuzgangweg der Küster auf der herrlichen Orgel der Abteikirche begleitete. Am 1. September übersandte er Hartlaub 9 von den 11 Bildern, die noch fehlenden — Nr. 7 und 8 — vollendete er (15. Oktober 1863) auf der Heimreise im Eisenbahnwagen, als der Zug wegen eines Schadens am Geleise etwa 1 Stunde halten mußte, mitten unter dem Schwatzen und Summen erregt-neugieriger Menschen.



Clara Mörike,
nach der Silhouette
Louise von Breitschwerts.

Für die Krone der ganzen Reise hält der Dichter selbst seine Fußreise nach Tübingen am 13. Oktober. Nach einem Besuche bei K. Mayer und Holland, der mit Uhlands Nachlaß beschäftigt war, trieb ihn sein Herz zu dessen Wittwe. „Sie war," schreibt er an Hartlaub, „soweit es die Trockenheit ihrer Natur oder ihrer Manier erlaubte, freundlich entgegenkommend"; sie zeigte ihm auch ein Paket ungedruckter Gedichte, gegen deren Veröffentlichung sie Skrupel hatte, die Mörike unbegründet fand; zuletzt gab sie ihm das Blättchen, auf dem Uhland seine Bemerkungen über den im Hutzelmännlein vorkommenden Zahn niedergeschrieben hatte, der unsichtbar macht: Uhland hatte dies Motiv in einer Sage gefunden, Mörike, der davon nichts wußte, sah es als seine Erfindung an und las nun Uhlands Worte: jener Zauberzahn sei in unergründlicher Tiefe versunken gewesen, „bis ein schwäbischer Dichter neuerlich ihn — am Rande des Blautopfs wieder gefunden." Am Nachmittage führte der Dichter seine Schwester und Mariele zu den lieben alten Erinnerungsorten: in die Schloßküferei, die alten Tische und die Laube standen noch, wo er mit Bauer nach der Scheibe geschossen; die selige „Beckbeckin" sah er im Vorbeigehen mit Seufzen an, sowie den bedeckten Stufengang, durch den man Sonntag morgens aus der Kirche entwischte 2c. —

Bald nach der Rückkehr nach Stuttgart trat bei ihm — er war sehr unwohl — trotz aller Abwehr ein Mann ein, dem die Thürhüterin sich nicht gewachsen zeigte: Bogumil Goltz, „eine große stattliche Figur mit ein paar feurigen Augen, sein Gespräch von einer entsetzlichen Lebhaftigkeit. Was er aus seiner unaffektiert

enthusiastischen Naturanschauung heraus, z. B. von dem eigentümlichen Eindruck der gewöhnlichsten Dinge auf eine feingestimmte Seele sprach, und daß sein ganzes Leben nur ein tägliches und stündliches Staunen über die Tiefe sei &c. ließ sich wohl hören."

Wie im Jahre 1859 der italienische Krieg Mörike stark beschäftigt hatte, so drängte jetzt die Sache der Schleswig-Holsteiner alles Andre in den Hintergrund; bis tief in die Nacht hinein mußte Gretchen die Zeitungen vorlesen. „Was ist da aber," schreibt er Hartlaub, „viel zu prophezeien? Ob der preußische Rüssel und der lange Franz bei ihrer Spiegelfechterei, vielleicht durch den Protest der allgemeinen Bewegung geschreckt, sich doch noch anders besinnen, und wie dann das Urteil in Frankfurt lautet, muß sich nächstens ausweisen." Ein komisches Distichon gegen die Dänen ließen die Kinder, zumal Mariele, so unablässig erschallen, daß es „der Clara verdrießlich" ward. —



Eduard Mörike,
nach der Silhouette
Louise von Breitschwerts.

Bei seinem letzten Aufenthalt in Tübingen hatte Mörike gelegentlich eines Besuchs beim Musikdirektor Scherzer Schwinds Darstellung des Märchens von den sieben Raben gesehen, er empfand sie zunächst als „eine Sonderbarkeit, eine bildliche Symphonie von Beethoven." Den Wesensverwandten hatte er schon länger herausgespürt, und als Hartlaubs Tochter Clara im Spätherbst 1862 nach München reiste, hatte er sie gebeten, falls sie Gelegenheit habe, Schwind zu sehen, ihm Mörikes „besonderen Respekt zu bezeugen." Das war für einen so zurückhaltenden und schweigsamen Mann schon viel. Weit mehr aber ist es, daß er es war, der den Briefwechsel mit Schwind veranlaßt hat, ein Vorgang, der in des Dichters Leben durchaus vereinzelt ist.

In dem Teil des Nachlasses, der mir zur Verfügung gestellt worden ist, befindet sich die Urschrift des ersten Briefes, der wie Schwinds Antwort verloren gegangen ist, auf einem Blatt, an dessen Kopf Mörike mit roter Tinte den Vermerk gemacht hat: „An Schwind mit dem Gedichte Erinna &c geschrieben."

Der Wortlaut ist folgender: „Gestatten Sie einem Ihnen persönlich ganz Unbekannten die Mitteilung eines Anliegens, das zwar nicht zunächst sein eigenes ist, bei dem er jedoch auch keineswegs nur als uneigennütziger Referent angesehen werden möchte.

Ich besuchte unlängst in Tübingen den Herrn Musikdirektor Otto Scherzer — Ihnen von München her wohlbekannt — und las unter anderem beiliegendes kleines Gedicht. Es schien ihm zu gefallen und später regte er bei seinem hiesigen Freunde, Herrn Dr. Kray, Buchhändler und Herausgeber der illustrierten Zeitschrift Freya, den lebhaften Wunsch an, dasselbe von einer Schwind'schen Zeichnung in dem eben genannten Blatte begleitet zu sehen. Ich sollte Ihnen die Verse vorlegen und das Gesuch durch meines unterstützen. Nun hat mir zwar Herr Scherzer schon sonst, so oft wir uns von Ihnen unterhielten, und uns an der unerschöpflichen Schönheit der sieben Raben oder anderm erquickten, versichert, wie freundlichen Anteil Sie jederzeit an meinen wenigen Arbeiten genommen, und ich habe mir, eben weil es der Anteil eines Malers und dieses Malers ist, im stillen immer viel darauf zu gut gethan. Dessen ungeachtet entschloß ich mich nicht ohne Bedenken zu dieser Empfehlung, die doch am Ende wesentlich meinem eignen Vorteil gilt. Ich weiß wie unwillkommen häufig einem Künstler dergl. von außen dargebotene Aufgaben sind und sein müssen. Scherzer sagte zu Kray: „Dieser Mann kann alles was er nur will, und gewöhnlich kommt er den Sachen von einer Seite bei, wovon wir andern keine Ahnung haben." Das ist sehr wahr. Ob aber der Meister gerade dieses, und ob er es jetzt gerade will, ist eine Frage, und darauf müssen wir es denn ankommen lassen.



Marie Mörike,
nach der Silhouette
Louise von Breitschwerts.

Erlauben Sie mir noch die Bemerkung, daß die Freya, meines Erachtens, eine der (Lücke) Zeitschriften ihrer Art ist, und daß der Verleger als ein feinsinniger Mann den Wert eines Beitrages von Ihrer Hand vollkommen zu schätzen versteht.

In jedem Falle freue ich mich des Anlasses, Ihnen die große Verehrung und Liebe bezeugen zu können, mit welcher ich seit lange bin und stets verbleibe

Ihr"

Wie wir aus der Korrespondenz mit Hartlaub wissen, antwortete Schwind sogleich freundlich, meinte aber, dies Gedicht eigne sich nicht zur Illustration, herzlich gern wolle er aber etwas Anderes von Mörike vornehmen, z. B. den sicheren Mann. Schwind, der auch in diesem Briefwechsel alsbald die Führung übernimmt, wollte sogleich den neuen Freund zu einem Besuch in München persuadieren, aber „man sagt Ihnen nach," fährt er fort, „Sie seien über die Maßen ansässig." Schwind tröstete sich hiermit gleichsam selbst; Mörikes körperlicher Zustand bot für seine Seßhaftigkeit Grund genug. Und gerade damals stand es mit seiner Gesundheit nicht gut; namentlich erkältete er sich häufig, wenn er bei ungünstigem Wetter nach seiner Lehrthätigkeit den Heimweg machen mußte; an seine Schwester schrieb er, als sie verreist war, einmal folgende ganz ungestiefelte Hexameter:

* * „Eben dem Stift Katharinas entwandelend, regenbeträufelt
Und von didaktischem Schweiße bedeckt, in Eile vertausch ich
Stiefel und Hosen und Hemd, Dich noch vor Tische zu grüßen,
Beste Clarissa, mit innigem Gruß, und das Fräulein im Armstuhl."

Fanny Mörike,
nach der Silhouette
Louise von Breitschwerts.

Die Sorgen um den Gang der öffentlichen Dinge lasteten auf ihm, die Muse schwieg darüber; so nahm er den Anakreon wieder vor, und zwar zunächst die Stücke, von denen er eine Uebersetzung nicht kannte. Als ihm nun ein Verleger den Antrag machte, einen deutschen Anakreon in einer Miniaturausgabe herauszugeben, lehnte Mörike dies ab und schrieb darüber an Hartlaub, der indes nach Stöckenburg versetzt war, wenn er auch die paar hundert Gulden gern und leicht verdient hätte, so hieße das doch sein Gewissen verletzen, wenn man so was dem großen Publikum „als besonderen Leckerbissen" vorsetzen wolle. Nachdem er seinen „Anakreon und die sogenannten Anakreontischen Lieder 1864" an Schwind geschickt hatte, antwortete dieser: „ich will aufrichtig gestehen, daß mich Ihre Vorrede noch mehr angezogen hat als die treffliche Uebersetzung der Gedichte." Denn „schließlich dachte ich: es lebe Deutschland, das alte,

gelehrte, versessene Deutschland, das nie zugreifen kann, und wenn man's ihm um's Maul schmiert. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber es wird Einem schlimm, wenn ein Mann wie Sie Zeit hat zu übersetzen, und vollends eine Uebersetzung nebst Zubehör für den Druck herzurichten. Wenn uns diese Arbeit ein einziges Gedicht von Ihnen kostet, so ist der ganze Anakreon zu teuer bezahlt. Ich tröste mich damit, daß etwa die Beschäftigung mit den Alten Sie zu der unvergleichlichen „Erinna“ veranlaßt hat. Sagen Sie selber, ob ein so schönes Gedicht im Anakreon steht? Ich glaube es nicht.“ —

Mörikes schwankende Gesundheit veranlaßte ihn wieder zu einem längeren Aufenthalt in Bebenhausen; daran schloß sich dann in Stuttgart eine „frühe Trinkkur“, die ihm „neuen Lebensmut“ gab. Als sein Uebel, namentlich die Schmerzen in den Füßen sich wieder einstellten, ergab er sich eine Zeit lang „mit Leib und Seele der Homöopathie“. Dabei hatte er die „Briefscheue, die, wenn einmal ein Aufschub stattgefunden hat, und das aus Gründen, die sich noch etwa hören ließen, kein Maß und Ziel mehr findet“; hatte er aber einmal angefangen zu schreiben, so kam einer und saß ihm ein paar Stunden da, bis ein unerträglicher Kopfschmerz ihn zu allem unfähig machte.

An äußeren Ehren fehlte es dem Dichter auch damals nicht: König Karl verlieh ihm eine Ordensauszeichnung, denn sein neuer Landesherr, der litterarische und künstlerische Interessen hatte, war wie die Königin Olga dem Dichter und den Seinigen wohl gewogen, wie sie durch mehrfache Besuche im Katharinenstift und besonders in den Lehrstunden Mörikes deutlich bekundeten. Auch sonst fehlte es ihm nicht an freundlicher Teilnahme: B. Gugler übersandte ihm seine Komposition von „Septembermorgen“, Hugo Pierson hatte „Schön-Rohtraut“ in Musik gesetzt, im Katharinenstift überreichte ihm eine Schülerin zwei photographische Bildchen von Pocci in dessen Auftrage. Als L. Richter ihm eine Zeichnung übersandt hatte, war er „außerordentlich erfreut“ und schrieb an Hartlaub: „wie ehrlich, ungeziert und edel ist der Mann auch hier in seiner Sprache;“ Lebenszeichen von Th. Storm und dem „trefflichen“ Kl. Groth, den er durch jenen kennen gelernt hatte, liefen ebenfalls ein; Schwinds Besuch im Oktober steigerte seine Freude. Den Antrag des Kultusministeriums, der nach einer Audienz Mörikes beim König im November 1864 an ihn kam, Vorlesungen am Polytechnikum zu halten, lehnte er seiner schwankenden Gesundheit wegen ab. Innerlich scheint ihn in dieser Zeit stark eine Mitteilung des Rektors Köstlin in Nürtingen (vom 22. Oktober 1864) beschäftigt zu haben. Dieser hatte nämlich auf einer Wanderung an einem der letzten Häuser des Dorfes Nehren, südlich von Tübingen, unter dem Dach auf einem weißen Brett eine

Inschrift mit schwarzen Buchstaben gefunden, die lautete: „Der Mensch hat Kreuz und Leiden" ꝛc. Köstlin fragt bei ihm an: wie kommt das ins Hutzelmännlein, wo es mit leichter Aenderung heißt (S. 223): „Ich habe Kreuz und Leiden" ꝛc.? Ob der Dichter darauf eine Antwort gegeben hat, kann ich nicht sagen; vielleicht hat die Mitteilung ihn aber zu dem schwermütigen Gedicht „Auf der Wanderung" veranlaßt, das jetzt den Schluß der Sammlung macht.

Dem lieben Freunde Marus (Mährlen), der Ulmer Bürger war, sandte der Dichter zu dessen Geburtstag (14. September) einen alten Holzschnitt der Stadt Ulm im Mittelalter, dem er in schöner Schnörkelschrift folgende Widmung beifügte:

* * „Wer diese Stadt nicht ehrt um ihren besten Sohn,
Der heißet nicht mein Freund, ich biet ihm Trotz und Hohn;
Ja, sei er wer er sei, ich weis' ihm die Manier,
Der Leineweber heut vor seiner Stubenthür."

Auch den Hausfreund J. G. Fischer erfreute er mit zwei Distichen (Ged. S. 277); aus demselben Jahre rührt das sinnige Gelegenheitsgedicht an eine Freundin her (Gel. S. 110), sowie das mit Wehmut gemischte Scherzgedicht „An Gretchen" (Ged. S. 263).

Zu einer lange nicht mehr geübten Art dichterischer Produktion wurde er durch ein seltsames Abenteuer angeregt, das er auf einer Reise nach Cleversulzbach und Stöckenburg erlebte. Unterwegs mußte er nämlich über Nacht in einem Gasthof bleiben, in dem eine Hochzeit gefeiert wurde; der einzige Raum, der für ihn übrig blieb, war eine Art Saal, an dessen Thüre ein adliges Wappen in Stein ausgeführt war. Seinem Bette gegenüber an der Wand hing ein schwarzes Tuch, das ihm unerklärlich war. Die Gedanken über dieses Rätsel verursachten in ihm eine gewisse Bangigkeit, sodaß er das Licht wieder anzündete und nochmals zu seiner Nachtlektüre — es war Kants Kritik der reinen Vernunft — griff, als er an die Stelle kam: „denn sinnliche Wahrnehmung, wenn sie den Schatten eines Menschen" ꝛc., diese Stelle wiederholte sich unwillkürlich bei ihm; meine Phantasie, erzählt er, bildet rasch eine ganze Fabel aus der Aehnlichkeit mit der Gräfin im „Schatz", er fürchtet sich vor seinem eignen Gespenst, vertreibt den Teufel mit dem Teufel und macht ein Gedicht daraus; fünf Strophen waren bis zum Morgengrauen geschaffen: So entstand die Romanze „Der Schatten" (Ged. S. 77).

Von litterarischen Leuten war Auerbach auch im Herbst 1865 zweimal bei ihm und wußte viel von seinen vornehmen Bekanntschaften zu erzählen; trotzdem

meint Mörike, sein Gespräch ziehe mehr an als was er schreibt; von seinem letzten Roman „Auf der Höhe" fühlte er sich zumal wegen der Unwahrhaftigkeit und der Phrasen „aufs äußerste zurückgestoßen". Während eines Augenleidens das ihn den ganzen Dezember plagte, las ihm Rektor Wolff aus Reuters „Ut mine Stromtid" vor, die dem Dichter sehr gefallen zu haben scheint. Kaum konnte er wieder die Augen gebrauchen, so war er Freunden und Bekannten zu Diensten; er übersandte z. B. an Künzel „ein ganzes Heft Autographa", (Gel. S. 106); und die Rezensentenarbeit für Cotta konnte wieder aufgenommen werden. Im Frühjahr 1866 erfreute ihn P. Heyse durch seinen Besuch und dann durch die Zusendung von seiner und seiner Kinder Photographien und einigen Schriften von ihm. Um dieselbe Zeit waren endlich die Verhandlungen zwischen Vischer und der Regierung, die Mörike seit Jahresfrist in beider Auftrag geführt bezw. vermittelt hatte, zum Abschluß gekommen: Vischer zeigte dem Freunde (18. April 1866) „seinen Entschluß zur Rückkehr ins Vaterland" an, dankte ihm für seine „stets erneute Bemühung" und nannte ihn den „Vermittler seiner neuen Lebensstellung".

Die 4. Auflage der Gedichte, zu der Hartlaub der Ratschläge nicht wenige und nahezu alle Jahreszahlen geben sollte, wurde in dem auch für unseren Dichter persönlich unerfreulichen Kriegsjahr 1866 in Angriff genommen; von Gedichten sind nur die beiden innigen Gelegenheitsgedichte „Das Türmerskind an seine Patin" (Gel. S. 88) und das zu Auguste Mährlens Hochzeit gesandte „Lang, lang ist's her" (Ged. S. 271) besonders zu erwähnen. In jenen aufregenden Maitagen erschien plötzlich bei ihm der treue Käferle, den er seit 30 Jahren nicht mehr gesehen hatte, und so saßen die beiden alten Freunde sechs Stunden zusammen, die wie eine verflogen waren. — Bis Mitte Mai wollte Mörike nicht an die Möglichkeit des Krieges glauben; allein als der Pariser Kongreß, „der einem schon an und für sich ein Greuel sein muß" berufen war, schien ihm der Krieg unvermeidlich, denn von einem solchen Kongreß „kann ja kein vernünftiger Mensch etwas hoffen" schrieb er an Hartlaub. Obgleich er wegen seines schlechten Gesundheitsstandes eine lange Badekur in Wemdingen gebrauchen mußte, sind alle entscheidenden Vorgänge des Jahres von ihm in sein Kalender-Tagebuch eingeschrieben, vom 5. Juni „Krieg vor der Thür" bis zum 5. Juli „Einmischung Napoleons". Die Stimmung bei den Freunden, besonders Hartlaub, war wie bei Mörike entschieden anti-preußisch und äußerte sich bei letzterem sogar in einem sehr bitteren Epigramm auf Bismarck. Sobald er aber den Inhalt der Friedensschlüsse erfahren hatte, begann er Bismarcks Politik zu verstehen und sich, zum Mißfallen Hartlaubs, Preußen zuzuwenden.

Am 1. September erfreute ihn Schwind wieder mit einem Besuche; aber sein Befinden schlug abermals um, und so faßte er Ende Oktober den Entschluß, um seine Pensionierung einzukommen, am 20. November hielt er seine letzte Unterrichtsstunde und an demselben Tage wurde er „wegen seiner leidenden Gesundheit unter gnädigster Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste in Gnaden in Ruhestand versetzt und ihm bei diesem Anlaß mit Rücksicht auf seine Verdienste als deutscher Dichter die bisher von ihm als Lehrer des Katharinenstifts bezogene jährliche Besoldung von 350 Fl. (600 M.) auch fernerhin als eine aus der Oberhofkasse Sr. Majestät zu bezahlende Gnadenpension bewilligt."

Seine Schülerinnen schieden in Trauer von ihm und hörten nicht auf seinen Abgang zu beklagen und seine Lehrthätigkeit zu rühmen, die sie so erquickend und erfrischend an ihren Herzen erfahren hatten.

Zur selben Zeit hatte Vischer seine doppelte Lehrthätigkeit in Tübingen und am Polytechnikum in Stuttgart begonnen; so konnte der persönliche Verkehr, der in den letzten Jahren sehr rege gewesen, fortgesetzt werden; Mörike wurde auch sein sowie Lübkes fleißiger Zuhörer, so lange er noch in Stuttgart aushielt.

Seiner freundschaftlichen Hochschätzung L. Richters (vergl. auch Gel. S. 106) gab er durch einen kleinen Scherz zu dessen Geburtstag (28. September 1866) Ausdruck: „Der alte Cleversulzbacher Turmhahn Herrn Ludwig Richter zum Geburtstag."

* * „Dem edlen Meister, der mich kennt,
Mach ich mein dankbar Kompliment,
— Daß Gott ihn uns noch lang bewahre!
Von Herzen gern die Hälfte meiner Jahre
Wär' ihm, zu seinen hin, von mir gegönnt."

Die Tiere wurden auch zu Claras Geburtstag wieder beredt gemacht: „Weißling" und „Sauberschwarz" huben da an:

* * „Heut in der Frühe weckten Wir zweie uns und leckten
Die Pelze um und um:
Mit schönen Reverenzen Dich freundlich zu umschwänzen,
Das ganze Haus weiß ja, warum." ꝛc. —

Gegen Schluß des Jahres ließ sich Schwind also vernehmen: „Wenn man Ihnen eine Statue setzte, so müßte am Sockel auf einer Seite — um den Umfang ihrer dichterischen Kraft anzuzeigen — der sichere Mann angebracht sein, der mit der Kohle in sein scheuerthorenes Buch schreibt, mit des Teufels Schweif als Merkzeichen, und auf der anderen schön Dorothea, mit der Feder des heiligen Michael schreibend was sie nicht weiß."



Achtes Kapitel. Lebensabend und Ausgang.

1867–1875.

In einem Briefe an Th. Storm schrieb der Dichter einmal: „Ich bin Hypochonder von Hause aus und kann im nächsten Augenblick gleich wieder über meine extremen Sorgen lachen, sie mögen nun mich oder andere betreffen." Gewiß lag dieser krankhaften Stimmung ein thatsächlicher Krankheitszustand zu Grunde, ebenso gewiß war aber auch die Hypochondrie nicht selten das Mikroskop, durch das er seine und anderer Uebel ansah; er verstand — wie Lichtenberg — aus an sich wenig bedeutenden Vorfällen große Quantitäten Gift zu eigenem Gebrauch auszusaugen; damit hing auch — wie bei Lichtenberg — die Eigenthümlichkeit zusammen alltägliche Dinge als vorbedeutend anzusehen, z. B. schreibt er einmal ganz genau Tag und Stunde an, wann ihm ohne sichtbaren Anlaß das Glas auf seiner Taschenuhr zersprang.

In seiner Jugend hatte Mörike mit großem Eifer Karl Adolf Eschenmayers Schriften, die von dessen religiösem und naturphilosophischem Mystizismus zeugen, sowie J. Kerners „Seherin von Prevorst, das „Magikon" ꝛc. studiert. Als anfangs der 50 er Jahre das Tischrücken und Tischklopfen in Stuttgart an der Tagesordnung war, interessierte sich Mörike außerordentlich dafür und that mehr als einmal mit. Zwanzig Jahre später konnte er der Schwester schreiben: „es stach mich der Fürwitz, einen leichten Versuch mit dem Tischrücken zu machen und ich fühlte mich nach wenigen Minuten empfindlich davon affiziert, sodaß ich schwur, es niemals ernstlich zu probieren." Immer jedoch blieb er allen diesen Vorgängen, zumal sogenannten Medien gegenüber sehr kritisch und verfuhr in jedem einzelnen Falle mit Vorsicht und Scharfsinn, um sich von Fehlerquellen zu isolieren, sah auch sehr wohl, daß die Gegner alle dergleichen Vorgänge nur deswegen leugneten, weil sie nicht in ihr System paßten.

In seinen späteren Jahren studierte er mit großem Eifer M. Perty, „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur,“ 1861 erschienen, sein Handexemplar war voll Randbemerkungen, die wiederum von seiner Vorsicht, auch diesem Buch gegenüber, zeugen. Er fand aber in seiner eigenen Erfahrung genug, was nach seiner Ueberzeugung jenem Gebiet zugewiesen werden mußte. Außer dem früher angeführten Traum war es besonders ein Vorgang aus dem Jahre 1845 (in Mergentheim), der ihn zu folgender Mitteilung veranlaßte. Damals habe eine Familie S. (Speeth) mit ihm in demselben Hause gewohnt, jene im 2., Mörike mit seiner Schwester, die mit der Tochter befreundet war, im 1. Stockwerk. „Einst in der Nacht, fährt er fort, erweckte mich ein plötzliches Gefühl, als wenn mir kalte, schwere Tropfen gewaltsam in das Gesicht gespritzt würden. . . . Den anderen Tag erzählte ich die Sache in Gegenwart der Freundin. Erst späterhin bekannte sie der Schwester folgendes: Sie hatte jene Nacht bei ihrem Vater zu wachen, verrichtete ihr Gebet, griff nach dem geweihten Wasser und sprengte, was sie sonst nie that, für jeden Einzelnen besonders, der Reihe nach und in der Richtung, wo die Lagerstätte eines jeden war, einige Tropfen in die Luft. . . Seit ich das Buch von Perty kenne, bin ich fest überzeugt, daß hier ein unbewußtes Magische von der weiblichen Seite sein Spiel getrieben.“

Lichtenberg nennt sich einmal einen „pathologischen Egoisten“, auf unseren Dichter paßt dies Wort ganz und gar nicht, denn seine Uebersorglichkeit erstreckte sich noch mehr auf andere als auf ihn. Wenn die Mutter, oder Clara, oder Gretchen nicht wohlauf waren, dann ließ er auch gleich „das Garn vollends am Boden laufen“ und im Eifer zu helfen rannte er herum und suchte seine Brille „wie ein Esel ohne Kopf“; jedes ernstliche Unwohlsein der Kinder versetzte ihn sogleich in die äußerste Besorgnis. Als Fanny einmal schwer erkrankt war, schnitt er, wie Notter erzählt, auf seinen Spaziergängen in den Thürpfosten eines Weinberghäuschens täglich mit dem Messer ein Zeichen über das Befinden des Kindes ein, „das, wenn es so und so viel Male angebracht wäre, ihm ein Pfand des Himmels sein sollte, daß das Mädchen gerettet werden würde. Die Zahl, die er sich in Gedanken hierfür gesetzt, kam heraus, und das Kind blieb wirklich am Leben.“ Unabläßig war dagegen seine Sorge wegen des jüngeren Töchterchens, bei dem sich allmählich ein unheilbares Brustübel entwickelte. Die Hausfreunde fragten zuletzt nicht mehr nach deren Befinden, weil sie die ängstliche Gegenfrage: Haben Sie etwas Ungewöhnliches an ihr bemerkt? fürchteten, und sprachen so harmlos als möglich von einer katarrhalischen Verstimmung, so daß der besorgte Vater aufatmete.

Im Januar 1867 wurde die Revision der Gedichte für die 4. Auflage vollendet. Mit Hartlaubs Hilfe wurden, wie gesagt, die Jahreszahlen der Entstehungszeit, soweit es ging, angegeben, die Anordnung im ganzen belassen, im einzelnen, trotz Hartlaubs Widerstreben, wieder manches geändert.

Ende März war die Korrektur beendigt, ein Bild von ihm wurde gegen seinen Wunsch beigegeben, denn die Erfahrungen, die er mit seinen Porträts gemacht hatte, waren keine erfreulichen. Nur Zeichnungen könnten allenfalls, so urteilte er schon früher, verwandt werden. Die Zeichnung von Schreiner (1826) fand er gut, die von Weiß (1851) wenig charakteristisch; von seiner ersten Daguerrotypie (1855) meinte er, sie stelle einen „uralten, greulichen Kanzleiratskopf mit halboffenem latschigen" Maul" vor. Auch von den Photographien späterer Zeit sind nur wenige annehmbar. —

Von politischen Angelegenheiten hatte der Dichter Hartlaub gegenüber während des ganzen Winters 1866/67 geschwiegen, da er des Freundes Preußenhaß nicht von neuem erregen wollte. Gegen das Frühjahr 1867 aber teilte er dem Freunde ausdrücklich mit, „daß sich schon seit vorigen Herbst mein Fähnlein stark nach Preußingen gedreht hat, daß ich über Bismarck anders denken lernte und mich einstweilen freue, daß doch einmal ein Deutschland nolens volens zusammen kommen soll. Was weiter not thut, wissen wir, dies aber muß und wird ja nach und nach auch werden." „Inzwischen ist es jedenfalls ein Vergnügen zu sehen, was die Herren Thiers, Favre rc. für Grimassen dabei schneiden. Der Kaiserling (Napoleon III.) steht dabei so recht wie das Kindlein beim Dreck."

Gerade auf Maries Geburtstag (28. Januar) war Schwinds Kiste mit seinen drei Blättern (der sichere Mann, „schön Dorothea" mit St. Michaels Feder und das Cleversulzbacher Pfarrhaus mit der musikalischen Gartenthür) angekommen. Das letzte Bild war ihm, wie der Dichter antwortet, „für seinen innerlichsten und Privatmenschen eigentlich das Hauptblatt", das erste hatte allerdings sein Zwerchfell fast über die Gebühr erschüttert; er mag jedoch nicht so einen prosaischen Dank schreiben, „ich hoffe mir vielmehr" schreibt er, „mit einigen Versen im Tone der musikalischen Gartenthür (Ged. S. 224) zu helfen." Auf eine Anfrage des Dichters, ob Schwind, dem Antrage M. Hartmanns an Cotta entsprechend, den Turmhahn und einige andere Gedichte mit etwa 10 Zeichnungen ausstatten wolle, erklärte sich der Künstler sogleich bereit. Ende April kam Schwind mit seiner Frau, konnte aber nur 1½ Tage bleiben. Der Dichter hatte dabei seine Sorgen über den „Luxemburger Handel", und wie aufmerksam er sogar die französische Presse verfolgte, beweist seine Bemerkung über den Artikel von Dollfuß im Temps, „worin er den Franzosen den Unsinn vorstellt."

Die Besuchsnot in Stuttgart stieg; Frau Margarete, die nach Kräften darüber wachte, daß nicht jeder ohne weiteres in des Dichters Zimmer vordrang, setzte sich mehrfach Unannehmlichkeiten aus; so reifte der Entschluß, auf das Land zu ziehen — um in Stuttgart nicht „totbesucht" zu werden — schneller: Mitte Juni bezogen Mörike und seine Frau ihre neue Wohnung in dem damals ganz ländlich-einfachen Lorch, während Clara mit den Kindern, die das Katharinenstift noch weiter besuchen sollten, vorerst in Stuttgart zurückblieb. Auch für seine Frau war es Zeit gewesen, aus dem Strudel zu kommen, denn sie hatte sich, wie Schwind sagte, eine rechte „Nervenwirtschaft etabliert." „Wir arbeiten" schrieb der Künstler mit Recht, „alle zu viel und haben zu wenig Freude." An Hartlaub ging die Mitteilung: „Wir haben hier vollkommen was wir brauchen, was Gretchen fast noch mehr wie ich bedurfte, die langersehnte absolute Ruhe und Stille. Der Gegensatz unseres hiesigen Lebens zu dem in Stuttgart ist so stark, daß wir als wie nach einem glücklichen, doch übergroßen Sprung noch eine ganze Weile jenseits des Grabens liegen blieben und eben nur allgemach aufstehen." Nun schwelgt der Dichter in der herrlichen Luft und den duftenden Wäldern und freut sich des Rechbergs und des Hohenstauffen, und die Ueberreste des Pfahlgrabens interessierten ihn nicht wenig. „Wenn nur unsere Verborgenheit sich hält!" ruft er nicht ohne Bangigkeit.



Frau Margarete Mörike.

Freilich eine Sorge schwebte auch hier immer über seinem Haupte: Die Sorge um seine Kinder; nicht gerade wegen der schwankenden Gesundheit Maries — ein Umstand, der damals noch nicht so stark hervortrat —, sondern wegen der rechten Erziehung; wie oft schickt er eine Mahnung an die Kinder und bittet Clara streng darauf zu sehen, daß sie die „rotgeschriebenen Notabene am Spiegel ihres Zimmers jeden Tag ohne Ausnahme befolgen."

Unterdessen hatte der treue Schwind die größte Freude an der neuen Ausgabe der Gedichte, die die Leute „büffeln“ sollen. Dem Dichter gegenüber meint er einmal: „Wie nobel ist es, daß so wenig Neues darin ist! Ein anderer würde sein Gäulchen anders hetzen! Aber, damit auch die Kritik nicht fehle, muß ich gestehen, daß ich einen traurigen Einblick in Ihren Charakter gethan habe. Wenn Sie sich dazu bekennen, noch unpraktischer zu sein als unser werter Freund Richter (vgl. Ged. S. 252), da bin ich mit meinem Latein zu Ende. Ich habe immer geglaubt, der hätte das Uebermenschliche geleistet.“





Eduard Mörike, von Paul Konewka.

Wie Mörike früher (1861) von Wilhelm Grimms Tochter eine freundliche Zuschrift nebst einem Andenken von dem Schreibtische ihres Vaters erhalten hatte, so sandte ihm jetzt Herman Grimm seinen Roman „Unüberwindliche Mächte“ zu, dessen Held freilich wie manches Andere darin Mörike nicht gefiel, aber das Buch habe Wert, meinte er. Wenn unser Dichter mit Hans Hopfen in litterarisch-epistolarische Beziehungen kam, so trat er mit Paul Konewka in persönliche Verbindung, als Freund Klaiber diesen im Frühjahr 1869 nach Lorch brachte. Von diesem Künstler, den der Dichter hoch schätzte, haben wir den Schattenriß, wie „der Herr Professor“ mit geschultertem Regenschirm den hohen Hut auf dem Kopf seinen Ausgang macht. Konewka hat den Dichter gerade in dem Augenblick künstlerisch erfaßt, als dieser in der Lorcher Wohnung vor ihm die Treppe hinunter ging. — Nach und nach hatten sich die alten Freunde Mährlen, Vischer, Wolff, Hartlaub u. a. in Lorch zum Besuch eingestellt, der Dichter selbst war unterdes „der alte Hafner von Lorch“ geworden.

„So alt ich bin, so bin ich doch Der Kunst noch nicht gar abgestorben,
Was ich als Dichter nicht erworben, Verdien' ich mir als Hafner noch.“

Sein Drang sich künstlerisch zu bethätigen, wenn auch in der elementarsten Form, führte ihn nämlich in die Werkstatt des Töpfermeisters Groß in Lorch, dem er sich in die Lehre gab; Töpfe mancherlei Art, besonders Blumentöpfe gingen aus

seiner kunstfertigen Hand hervor und wurden, mit Sprüchen und Gedichten ausgestattet, an Bekannte und Verwandte, an Freunde und Freundinnen zu aller Freude versandt, denn auch mit den Proben seiner „neuen Profession" geizte er nicht. Weihnachten besuchte er die Freunde in Stuttgart, sehnte sich aber bald nach seinem „Lorcher Neste", das seine Frau bald darauf verlassen mußte, um Clara bei den Kindern abzulösen. Der unnötige Stuttgarter Aufenthalt, klagt er hernach Hartlaub, habe ihn wieder ganz aus dem Zug bei der Arbeit am Nolten gebracht. „Natürlich, fährt er fort, ists auch nicht die angenehmste Arbeit. Sie muß aber gethan sein, und falle sie aus wie sie wolle, so weiß ich doch, daß ich mit dieser Umformung das alte Buch vertilge, d. h. den Wiederabdruck unmöglich mache." — Dem Inhalte nach bereits Ende 1867 entstanden, in der Form Anfang 1868 vollendet ist die schöne Epistel „An Moritz von Schwind" (Ged. S. 278); der „Musiker" (S. 278 drittletzte Zeile) ist nach des Dichters Angabe nur gebraucht, „weil der bildliche Ausdruck von der Orgel im Munde eines solchen natürlicher herauskommt, als von mir. Ich dachte übrigens dabei, schreibt er Hartlaub, Du könntest es etwa gewesen sein." An Schwind hatte er zugleich einen Blumentopf für dessen Tochter mitgesandt, die so darum gebeten hatte. „Sie können sich denken," antwortet nun der Maler, „wie ich für meine Person schwelgte, nachdem ich der Meisterschaft dieses herrlichen Gedichts das gehörige Staunen gezollt hatte. Bis ins kleinste Winkelchen hinein ist alles warmes, feines Leben." Schwind schrieb dann auch das Gedicht für Heyse ab, der davon, wie er berichtet, entzückt ist und es tapfer kolportiert. Zugleich erbot sich Schwind, die Fee Lau zu illustrieren. Das wäre, meint er, „eine schöne malerische Aufgabe" und kaum zwei Monate später schickte er dem Dichter seine acht Kompositionen zur Lau. Auch über Daumers Mystagog, den Schwind bei Mörike in Lorch gelesen hatte, sprachen sich die Freunde aus. „Mit der Geisterseherei," schreibt der Maler einmal, „ist's am Ende wie mit dem Siegellack, wenn man's reibt, zieht er Papierschnitzel an und dergleichen Dinge mehr; er ist aber zum Petschieren auf der Welt. So kann man aus des Menschen Geist auch allerhand herausfrottieren, aber vernünftig denken wird ziemlich das Gescheiteste sein, was er thun kann." Uebrigens wußte Schwind Mörike doch später allerhand merkwürdige Geistergeschichten zu erzählen, die Franz Lachner passiert waren. Er versäumte auch nicht, dem Dichter, der ja „mitunter ein Freund von Narrenspossen" sei, seine Joseph Joachim gewidmete Zeichnung „Le chat noir" zu schicken, deren Noten Katzen sind und die „Zukunftsmusik" bedeuten; es sei die höchste Zeit, daß Mörike die Lehre vom „Intestinal-Vers" bei sich zum Durchbruch kommen lasse und sich endlich der „Zukunftspoesie" in die Arme

werke. So lieb dem Dichter Schwind und sein Besuch war, so brachte er doch immer ziemlich viel Unruhe ins Haus. „Er ist, schreibt er an Hartlaub, ein unruhiger Gast, der einen ziemlich in Atem hält. In seinem Wesen liegt eine gewisse Gewaltthätigkeit, vor welcher die meisten wohl scheu zurückweichen. Das Genialische an einem Menschen aber habe ich nicht so leicht so wie bei ihm gefunden.“ So kam es damals über Mörikes Kopf zu einem starken Rumor, als der „Weißling“ dem Künstler auf sein ansehnliches Bäuchlein zur Nachmittagsruhe gesprungen war. —

Seit Jahr und Tag hatte der Dichter eine poetische Beschreibung von Schwinds Bild: Die Muse vor dem Sulzbacher Pfarrhaus im Kopf, nur zehn Verse wollten zustande kommen, diese sandte er im Sommer — zur selben Zeit etwa kam Schwinds „Pfarrhaus in Cleversulzbach“ heraus — an den Freund („Zuvörderst zeigt sich eine hohe Pilgerin“) und tröstet ihn darüber, daß es mit seiner „Melusine“ nicht voran wollte: „Liegt er (der Haken) an der Erfindung, so kann, wie es dem Künstler und dem Dichter ja hundertmal geschieht, ein einzig glücklich erleuchteter Moment, auf den man sich die Zuversicht im Inneren nur stet erhalten muß, ohne sich darum zu hetzen, mit einem Male ins Gleiche bringen.“ —

Der Aufenthalt in Lorch hatte sich doch nicht nach allen Seiten bewährt, sodaß Mörike dem Freunde klagte, bei ihm sei es seither „sehr bunt“ zugegangen, teils durch befreundete Besuche von da- und dorther, teils durch den vier bis fünf Wochen langen Vakanzaufenthalt der Kinder“ rc. „Nachgerade, fügte er hinzu, vermißt man doch sehr das ungeteilte Familienleben, und der doppelte Haushalt macht sich lästig. Auf Martini ziehen wir weg.“ Diesem Briefe schloß er ein von Luise Walther ausgeschnittenes Röslein mit ein paar Versen („Ich hatt' ein Röslein wunderzart“, Gel. S. 123) bei zu Schwinds beliebiger Verwendung. Hartlaub hatte indes seine besondere Freude an den Kinderversen, die ihm der Freund von Lorch schickte, z. B. „Wenn die Amseln wieder singen“ und „Schüsselchen, wie lang Du lebst.“ „Solch sonnige Sachen,“ urteilt Hartlaub, „macht auch nur Einer;“ das war eben der, welcher in Lorch mit den Kindern auf der Straße spielte. —

Als Schwester Clara Anfang Oktober unvermutet kam und die Nachricht von einer passenden Wohnung in Nürtingen brachte, entschloß man sich bald, dahin überzusiedeln; Hartlaub freilich warnte. Am 12. November erfolgte die Abreise nach Stuttgart, Anfang Januar 1870 der Umzug nach Nürtingen, das im ganzen doch keine glückliche Wahl war: Es fehlte da an der schönen Lorcher Umgebung, und die Zeitläufe verlangten nach Verkehr und Aussprache, denn an allen

nationalen Angelegenheiten nahm der Dichter den innigsten Anteil. Schon die Zollparlamentswahlen im März 1868 hatten ihn lebhaft beschäftigt und ihr „undeutsches Resultat in Württemberg" sehr betrübt. Der Krieg vollends, den freilich damals niemand ahnte, machte ihm seine Einsamkeit besonders drückend. Der außerordentlich große Kreis von Gelehrten, Künstlern aller Art — die Namen können nicht einmal alle angeführt werden — sowie von Söhnen seiner Bekannten und Freunde, in dem er seit lange zu leben gewohnt war, fehlte ihm nun gänzlich; es begann ihm vor der Oede, vor dem Alleinsein zu schauern. Mit wahrer Gier reiste er, von seiner Frau begleitet, im April 1870 nach Stuttgart, um mit Schwind zusammen dessen Melusine, die dort ausgestellt war, zu genießen. Hatte der Künstler auch nicht da sein können, so blieb dem Freunde doch sein Werk, das ihn, wie er Mährlen schreibt, „innerlichst erquickt, erschüttert und belebt" hatte. Schon im Mai 1870 ging Mörike mit dem Gedanken um, mit den Seinen nach dem geliebten Ludwigsburg überzusiedeln, aber, wie er schreibt, es hinge alles davon ab, „ob sich wirklich auch ein passendes Logis darbiete, das sie bezahlen könnten." Das war zu seinem großen Leidwesen nicht der Fall. Soweit es seine Gesundheit zuließ, setzte er seine Spaziergänge auch hier fort: nach dem nahen Geigerbühl, jenem aus dem Nolten bekannten lindengekrönten Hügel mit seinem stillen Zauber, und über die „reizenden Landstraßen", wie Schwind grimmig schrieb. Einmal machte er auch mit seiner Frau den weiten Gang nach Bettlingen; sie kehrten dort in demselben Wirtshaus ein, wo der Dichter vor 34 Jahren zum letzten Male mit seinem Bruder Karl gesessen hatte. „Auf dem Rückweg", schreibt er an Clara, „betrat ich unter wehmütigen Empfindungen das seitwärts im Felde liegende „Schützenhäuschen", einen seiner Lieblingsorte von den ältesten Zeiten her, wohin er mich schon als Ludwigsburger Schulknabe in die Vakanz mitnahm."

Zu Ostern 1870 besuchte ihn Schwind, der sich freilich über die „vertrackte Wohnung", den zweiten Stock samt der finstern Stiege und die Aussicht auf die „spanischen Wände von Hausdächern", die „Nürtinger Alpen" beklagte. Als Mörike da von dem „malerischen Dachgewinkel" sprach, versetzte Schwind: „Ja, ja, nur ist immer ein Unterschied, ob man etwas interessant findet, oder ob man sich damit vermählt." —

Unter philosophischen und theologischen Studien, der Lektüre Boisserées, Töpfers und einiger Novellen Heyses, der ihm auch seine „Braut von Cypern" dediciert hatte, nahten die Vorboten des Kriegs; zum 14. Juli schrieb er in seinen Kalender: „Kriegsdrohung von seiten Frankreichs gegen Preußen" :c. und dazu die Stelle aus Antonius und Cleopatra: „Wollt

Ihr Händel flicken, denn nicht aus ganzem Tuch könnt Ihr sie schneiden" rc.; zum 15. Juli merkt er an: „der Krieg entschieden." Nur einen Gedanken hatte er, wie alle guten Deutschen, mit ihm stand er auf, mit ihm ging er zu Bett: den Krieg. Mit Hartlaub und den anderen Freunden freute er sich, daß jedermann voll der besten Hoffnung sei, daß „der alte Wüstling," schreibt Hartlaub, „vor Gott und Menschen mit Schanden bestehen werde." Am 5. und an den folgenden Tagen im August heißt es im Kalender: „eine Siegesbotschaft nach der anderen"; zum 15. August „Schreckensbotschaft von einer angeblichen Niederlage unserer Armee vor Metz" rc. Am 3. September schreibt er an Hartlaub: „Ich lebte diese letzten Monate herein beinahe nur von Krieg und hatte, um die Zeit von einer großen Post zur anderen herumzubringen, den Kopf in lauter alten Kriegsgeschichten, las den Caesar de bello Gallico und viel dergleichen durcheinander mit solcher Gier und Ungeduld, daß ich mir oft selbst lächerlich dabei vorkam." „Soeben, kurz vor Mittag, trifft hier die Nachricht von Mac Mahons und Napoleons Gefangennehmung hier ein. Noch habe ich kaum das Herz daran zu glauben."

Während des Kriegs schrieb er an einen Freund, er solle ihm den Götz von Berlichingen grüßen und fügte hinzu: „Ob ihm nicht bei Weißenburg und Wörth im Geist die Eisenfaust vor Lust erzittert haben mag?" Ein wahrer Trost war er in dieser ganzen Zeit für Mährlen, dessen jüngster Sohn den Krieg als Einjähriger mitmachte und im Winterfeldzug fiel.

Unter diesen Umständen machte auch Strauß' „Voltaire", den dieser im Oktober dem Freunde übersandte, keinen merklichen Eindruck. Lebhaft beteiligte sich Mörike in Stuttgart, wo er wahlberechtigt war, an den Wahlen zur Kammer in nationalem Sinn und scheute dabei vor keinem Gang und keiner Reise zurück. Daß er seinen Patriotismus nicht dichterisch ausgemünzt hat, ist ihm natürlich auch zum Vorwurf gemacht worden, die bekannte treffende Antwort darf deshalb hier nicht fehlen:

„Bei euren Thaten, euren Siegen
Wortlos, beschämt hat mein Gesang geschwiegen,
Und manche, die mich darum schalten,
Hätten auch besser den Mund gehalten."

Weihnachten klopfte Freund Schwind wieder, freilich etwas scharf an: er ließ nämlich schreiben — ein Augenleiden verhinderte ihn selbst zu schreiben —: „Eine Zeit lang plagte ich mich mit einer Art Gedicht zum Lobe der erstaunlichen

Gerechtigkeit des Geschicks und des deutschen Volks, das seinem Erzfeind einen so schönen Sommersitz anweist wie die Wilhelmshöhe, und seinen Freund und Wohlthäter in so einem verwünschten Neste wie Nürtingen stecken läßt.“ Der Dichter ahnte nicht, daß das Schwinds letztes Wort an ihn sein werde. Am 8. Februar 1871 starb er, und Mörike konnte der Witwe nur klagen, daß er nicht mehr habe schreiben können, da „die widrigsten Umstände meinerseits eine gemütliche Mitteilung nicht mehr aufkommen lassen wollten! — Dieser Gedanke und was mir damit unwiderbringlich verloren ging, trübt mir die Erinnerung an unser schönes Verhältnis mehr als ich sagen kann!“ So viel Verständnis hatte Mörike selten gefunden wie bei dem nun auch Dahingegangenen; mit der Herzlichkeit, die beiden eigen war, hatten sie sich gefunden und an einander festgehalten, Kunst und Poesie schienen in diesen beiden Freunden verbunden, die in weihevoller Uebereinstimmung treuherzig ihre Gemeinschaft pflegten; wie sich der Maler an dem Poeten erfrischte, so brachte Schwind den lichten Tag künstlerischer Schönheit über den Dichter, um den der Abend schon zu dämmern begann.

Noch nach seinem Hingang sollte Schwind dem Dichterfreunde eine erhebende Freude bereiten; sein Schüler J. Naue hatte Schwirds „Germania“ gestochen und den Stich an Mörike gesandt, der ihm antwortete (17. Juni 1871), nachdem er eben mit Entsetzen von den Greueln der Pariser Kommune gelesen hatte: es war diese Germania, „die mir über jenem Höllengraus wie eine himmlische Erscheinung, recht wie ein lichter, frischgewaschener Stern am Horizont aufstieg.“

In Grillparzer — „Meister Franz“ nannte ihn Mörike — hatten beide Freunde überdies einen gemeinsamen Besitz gehabt. Alle drei haben der Kunst und der Wahrheit gedient und einander den Schild vorgehalten.

„Sein's froh, daß er (Mörike) nicht zu viel macht“, schmetterte der Maler dessen Anklägern und vermeintlichen Gläubigern entgegen.

Und schon stand Mörike ein neuer Verlust bevor: Im März 1871 starb ihm sein treuer, lieber Mährlen, dem der Schmerz um den gefallenen Sohn das Herz brach. Die beiden Freunde hatten sich versprochen, wenn einer stürbe, dem Ueberlebenden ein Zeichen zu geben; Mährlen hatte kein Zeichen gegeben. Als Mörike die Witwe des Freundes aufsuchte, soll er zu ihr gesagt haben: „Aber, Frau Professor, der Mährlen hat mir kei Zeiche gebe.“ —

Unter den Männern, die dem Dichter in seinen letzten Lebensjahren noch nahe getreten sind, muß Oberstleutnant von Günthert genannt werden, den ein feines Verständnis für Mörike auszeichnet. Als man, schreibt dieser, in Lauffen

Hölderlins Denkmal errichtet und er (Mörike) keine gleichgestimmte Seele zum Gedankenaustausch hatte, verließ er Nürtingen wie eine Nekropolis. Allerdings hatte er dort vorher noch die Freude, wieder mit Hermann Kurz in brieflichen Verkehr zu kommen, der ihm zwei germanistische Abhandlungen von sich mit einem Brief geschickt hatte, aus dem Mörike auf „die gute Gesinnung“ des alten Freundes schloß, für die er ebenso dankte wie für „die stille Absolution“, die er sich daraus entnehmen durfte.

In Stuttgart entwickelte sich sofort wieder ein lebhafter Verkehr mit Walthers — Rektor Wolff war schon vor dem Krieg gestorben —, Neffs, Güntherts, Hansen, Vischer, Notter, Klaiber, Löwe, dem Buchhändler Weibert, damaligem Inhaber der Göschen'schen Firma, J. G. Fischer, Professor Faißt ꝛc. Und nun kamen die Manuskripte wieder, die Anfragen, Besuche und Gesuche, auch der Autographensammler. Wie sich der Dichter in seiner unerschöpflichen Güte dabei mißbrauchen ließ, dafür nur zwei Beispiele: Als Günthert eines Tages bei dem Dichter ist, kommt einer von dessen Bekannten herein, — im Kalender steht auch sein keineswegs ansprechender Name —, der als bekannter Autographensammler vorgestellt wurde. Ziemlich kurz angebunden bat er sich die längst versprochene Photographie Mörikes aus; dieser suchte und fand endlich ein etwas abgegriffenes Exemplar, das er jenem gab; der musterte es kritisch und schnarrte, wo das Autograph sei. Mörike holte Tinte und Feder und schrieb ihm „Mein Wappen ꝛc.“ Das hab' ich schon mehrmals gelesen, brummte der Beschenkte, steckte die Photographie mit kurzem Danke ein und ging.

Ein anderer hatte als Mitarbeiter an einem Jugendalbum für ein Bildchen von Haider einen entsprechenden Text zu liefern und fragte Mörike, der damals noch in Nürtingen war, nach der schicklichsten Form dafür. „Unstreitig werden Sie,“ antwortete er, „anstatt der Prosa mit Versen am besten und leichtesten fahren. Mein Vorschlag wären reimlose vierfüßige Trochäen, bei denen zur Abwechslung hin und wieder, nur nicht zu oft und meistens nur bei einem Ruhepunkt, ein männlicher Versausgang wohlthun wird. Ich würde etwa folgendergestalt anfangen. „Seht doch drüben von dem Hügel, Den die alte Eiche krümmt, Steigt, im Zickzack sich bewegend, Unter kläglichen Gesängen Und barbarischer Musik ein Langer Leichenzug herunter! Mitten schwankt der Trauerwagen, dessen schwarzgedeckte Rosse Feierlich im Schritt ein dürrer Wohlbekannter Fuhrmann lenkt“ ꝛc.

Sehr bezeichnend für Mörike sind auch folgende Züge: Als Pfarrer Planck, Vater des bekannten Pädagogen Max Planck, als Emeritus mit seiner Tochter nach Stuttgart in Mörikes Nähe gezogen und beide Anfang 1872

erkrankt waren, pflegte der Dichter, den freund- und verwandtschaftliche Beziehungen mit Plancks verbanden, die Erkrankten zu besuchen. Dann setzte er sich in die Thüre zwischen den beiden Krankenzimmern und las ihnen vor. Wenn eine arme Näherin zur Arbeit ins Haus kam, las er ihr geeignete Sachen vor, denn solchen armen Leuten reiche doch niemand gute geistige Nahrung.

Während er so anderen zu helfen und zu dienen wußte, lag die Bearbeitung des Nolten wie ein Alp auf ihm. Schon im Frühjahr 1869 hatte, wie er Hartlaub mitteilte, der Roman bestimmt erscheinen sollen, und zwar bei einem neuen Verleger, dem schon genannten Weibert. Aber erst Anfang 1872 begann er diesem Stücke aus demselben vorzulesen; immer und immer wieder flickte, stückte und änderte er, überall schleppte er das Manuskript mit sich herum, in die Druckerei ging es so wenig wie ein Nervöser in einen kalten Strom. Im Herbst 1873 sandte er endlich den „zweiten Teil" an Hartlaub zur Prüfung, den „abgelegten Balg des ersten Teils" solle er nur nicht mehr lesen. „Was Du," antwortet Mörike im Dezember, „zum besten des Maler Nolten schreibst, ist mehr als ich mir habe wünschen und hoffen können, und gerne verspreche ich Dir dagegen, daß an jenen treuherzigen Zügen (mit Ausnahme vielleicht von einigen Grellheiten) nichts geändert werden soll." Gleichzeitig etwa heißt es dann im Kalender: „Einiges im Maler Nolten bereinigt," oder „zwei glückliche Gedanken nach einander für den Maler Nolten gefaßt."

Der neuen Auflage seiner Gedichte, der „sogenannten fünften", wie er sie nannte — 1873 erschien sie — schenkte er kein besonderes Interesse; er litt an „poetischer Apathie", und nichts gedieh als eine Trauerliste, auf der unter einem Kreuz die Namen von 16 verstorbenen Freunden standen.

Seine häuslichen Verhältnisse hatten sich allerdings unerfreulich genug gestaltet.

Bei dem massenhaften Verkehr im Hause machte sich alsbald die Beengtheit der Wohnung schnell so stark geltend, daß er vom 1. März 1872 ab anderwärts ein Zimmer für sich mietete, um nur einigermaßen Ruhe zu haben. Aber die Sache scheint sich nicht recht bewährt zu haben; das Besuchsströmen, auch von auswärtigen „Notabilitäten" ließ nicht nach. Eine Sommerreise nach Stöckenburg mit Clara und Marie wirkte sehr erfrischend; nach seiner Rückkehr reiste seine Frau mit Fanny nach Mergentheim, und während dieser Zeit kam Freund Hartlaub. Am häuslichen Himmel zogen sich immer stärkere Sorgenwolken zusammen; bald nach ihrer Rückkehr von Mergentheim reiste seine Frau (24. August) wieder ab, um erst am 6. November zurückzukehren. Während er selbst oft das Bett hüten mußte, erkrankte auch Marie, die sich nur vorüber-

gehend besserte. Im Jahre 1873 wiederholten sich jene Reisen und Verstimmungen, die sich zu stürmischen Auftritten steigerten. Von Lorch aus, wohin Mörike mit Clara und Marie auf längere Zeit gegangen war, erklärte er seiner Frau die „Notwendigkeit einer Trennung auf unbestimmte Zeit". Während sie mit Fanny vorläufig in der Stuttgarter Wohnung blieb, bezog er mit der Schwester und Marie Anfang September ein verlassenes Landhaus in Fellbach bei Cannstatt; allein Maries Gesundheitszustand nötigte wieder zur Rückkehr nach Stuttgart, wo der Dichter nunmehr mit der Schwester und der kranken Tochter in der sehr entlegenen Forststraße (Nr. 35) Wohnung nahm.

Diese lag dem Diakonissenhaus gegenüber, das einen kleinen Garten vor dem Hause hatte. Hier schritt der Dichter, wie Günthert erzählt, an warmen Tagen gern auf und ab. Auch damals war seine Unterhaltung noch humoristisch gefärbt und zum Scherz mit Freunden geneigt. Er ging gewöhnlich im dunklen Ueberrock mit schwarzem Cylinderhut und einem Stöckchen, dessen Griff ein metallenes Tierbild darstellte. „Er hatte blondgraues, lockiges Haar und ein rundliches, würdiges Gesicht, dessen Ausdruck ja damals gedrückt und sorgenvoll war, aber doch die Neigung zum Heiteren und Schelmischen durchschimmern ließ."

Ende Januar 1874 gab seine Frau die Stuttgarter Wohnung auf und zog mit Fanny nach Mergentheim. Am 8. Februar starb Strauß nach langer Krankheit, noch auf seinem Sterbebett hatte er sich an des Freundes Dichtungen erquickt. Um den Dichter wurde es immer einsamer, Maries Befinden machte ihn immer besorgter, die Trennung von seiner Frau lastete schwer auf ihm, auch wirtschaftlich. Juni und Juli brachte er wieder in Bebenhausen zu, wohin auch die Walthersche Familie kam, mit der er im regsten Verkehr geblieben war, auch Emil Kuh sah er dort; an Frau Luise Walther sind auch seine letzten Gedichte gerichtet (Gel. S. 101—103); Anfang November wurde eine neue Wohnung bezogen (Moserstr. 22). Den treuen Hartlaub sah er noch mehrere Male, zuletzt in diesem Jahre im Dezember bei der Taufe von dessen Enkelchen zu einer Zeit, wo er schon durch die stärksten rheumatisch-neuralgischen Schmerzen meist sogar an freier Bewegung verhindert war, am 30. Dezember scheint er den letzten kleinen Spaziergang gemacht zu haben. Mitte Januar 1875 besuchte Fanny noch einmal ihren Vater. Im Kalender dieses Jahres sind fast nur die Besuche des Arztes von ihm selbst kurz bezeichnet, vom März an sind auch diese Vermerke von der Hand der Schwester eingeschrieben. Daß es mit ihm zu Ende gehe, darüber war Mörike seit seinem letzten Geburtstage nicht im Zweifel. Er hatte diesen nämlich mit Hartlaub in aller Stille in Cannstatt begangen

und war am Abend früh zu Bett gegangen. Clara und Marie waren noch auf. Plötzlich erklang — allen dreien hörbar — ein voller Akkord wie von einer starken Harfe durch die Zimmer; keine Harfe, kein Musikinstrument war zu sehen: da unterbrach der Dichter das lastende Schweigen: „Das bedeutet mich. Es ist mein letzter Geburtstag."

Wer erinnert sich da nicht der wunderbaren Orgelklänge vor Noltens Tod?

Der Roman war ja sein Schmerzenskind geworden: nun lag er auf seinem kleinen mit grünem Tuch bezogenen Schreibpult und harrte der immer seltener werdenden Stunden poetischer Arbeit. Zuletzt hatte er noch im Frühling 1874 Teile im Freundeskreise vorgelesen. Wie er aus freien Stücken nie, aufgefordert nur ungern von seinem dichterischen Schaffen sprach und auch hier mit edler Würde die liebenswürdigste Bescheidenheit verband, so gerne bot er tröstende Zusprache, wenn sie gesucht wurde. „Die wenigen Freunde," sagt Günthert, „die sich noch bei ihm einfanden, können davon das beste Zeugnis geben, wenn sie mit schwer beladenem oder müde gerungenem Herzen bei ihm eintraten, und beruhigt, erheitert, erfrischt ihn wieder verließen."

Seitdem sich zu seinen übrigen Leiden eine Unterleibsentzündung — in Cleversulzbach hatte ihn eine solche schon einmal an den Rand des Grabes gebracht — eingestellt hatte, wuchsen die Krankheitsbeschwerden außerordentlich: völlige Appetitlosigkeit, grenzenlose Schwäche, heftiger Schmerz in Brust und Rücken Als der Zustand immer bedenklicher wurde, kam auch seine Frau zurück.

In den letzten Wochen seines Lebens ließ er sich seine Gedichte reichen, sah sie sorgfältig durch und gab sie mit der Bemerkung zurück: „Gottlob, es ist nichts Unreines darin." Als er sein Ende immer näher heranrücken sah, machte er unter großer körperlicher Not sein Testament und klagte, wie Günthert als Augenzeuge berichtet, er könne nichts essen, nicht schlafen, nichts lesen, nichts anhören. Ein ungeheurer Ekel peinige ihn, ohne Morphium finde er keine Ruhe, jede Einspritzung verursache jedoch große Schmerzen. „Wie Reisig auseinandergebrochen, stieß er mit herzdurchschneidender Stimme hervor, gekrümmt, zerschellt." Einige Frühlingsblumen standen auf seinem Nachttischchen in einem Glase voll frischen Wassers — begierig sog er Duft und Feuchte aus dem Kelche eines weißen Sternes. Dann flüsterte er fast unhörbar: „Gruß an Vischer, gute Nacht!" Es war 12 Uhr Mittags.

Am 24. Mai besuchte der treue Hartlaub den Freund zum letzten Male; er kam an ein Sterbelager. In der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni glaubte man sein Ende nahe. In den Fieberphantasien rief er seine Schwester an, die er so gern seinen „Haustrost" nannte: „Ist der Uhland da?" Dann schüttelte

er sein Haupt und sagte leise vor sich hin: „Ach, das ist nicht recht, wenn man (Heinrich Kurz war gemeint) einem sein bischen Ehre nicht lassen will.“ „Du hast doch keinem seine Ehre geschmälert,“ besänftigte die Schwester. „Nein, murmelte er, keinem! Aber wenn man einen dann über den Uhland stellen will, das ist noch ärger, weil es gewiß nicht wahr ist.“ Nach hartem Ringen und Kämpfen siegte noch einmal das Leben für ein paar schwere, harte Leidenstage und -Nächte. Als nun die Schwester sah — in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni —, daß es zum Ende gehe, hielt sie ihm das alte liebe Holz-Kruzifix hin, das ihm einst sein Bruder geschenkt hatte, und fragte ihn, ob er den Gekreuzigten kenne. „Ja, antwortete er, das ist der Fels, an den wir uns halten müssen.“ Darauf gab er der geliebten Schwester den Abschiedskuß, indem er sagte: „Clärle, das war der Todeskuß!“ Nach wiederholtem qualvollem Ringen verschied er sanft, fast unmerklich, Freitag, den 4. Juni, morgens 8 Uhr. —

Als die Trauerkunde durch Stadt und Land flog, mag sich mancher gewundert haben, daß Mörike bis dahin noch gelebt habe, so sehr, schreibt Günthert, war es ihm gelungen, sich schon bei Lebzeiten aus der Welt Staub und Zank zu retten. Sonntag, den 6. Juni, Nachm. 5 Uhr bewegte sich der kleine Trauerzug in wenigen Wagen — auch der immer getreue Hartlaub war herbeigeeilt — nach dem Pragfriedhof. „Als der Kreis der Trauernden,“ berichtet der Genannte, „das gähnende Grab umschloß, da gewahrte ich mit tiefer Befriedigung, daß diese Wenige doch sehr viele bedeuteten. Eine stille Gemeinde, aber eine verständnisvolle, erhebende; doch über allen ragte Freiligraths Löwenkopf hervor, und die scheidende Sonne ließ noch einen Augenblick der Umgegend schönen Wechsel von Höhen und Thal gleich einem feurigen Ring aufglühen, die seinem erlöschenden Juwel den letzten blitzenden Gruß sandte.“

Und nun rief dem zur ewigen Ruhe Gebetteten der sprach- und geistesmächtige Freund Friedrich Vischer das Abschiedswort in die Gruft:

„Hinabgesunken, teurer Freund, ist nun Dein Irdisches und Du bist ganz Geist geworden und webest unkörperlich im Weiten, in den Geistern und Herzen der Menschen.

Nicht so weithin wirst Du schweben und strahlen, wie jene größten Meister der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der schauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht so weit wirst Du glänzen, wie jene dürftigeren Talente, die es der Menge recht machen, weil sie ihre gewöhnlichen Vorstellungen von Welt und Menschheit ihr belassen und nur mit farbenreichen und duftlosen Blumen aufschmücken. Du warst nicht und wirst nicht sein berühmt bei jenen, die es nicht ahnen, welch ein Wesen es ist, das Dir bei Deiner Geburt die

sanfte Geisterhand auf Stirn und Lippen gelegt hat, die nicht finden können, was der Dichter sinnet und meint, wenn er aus Licht und Aether magische Fäden spinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüsternde Bäume und rauschende Wasser in ein Ganzes geheimnisvoll zusammenschlingt, — die es nicht fassen, wie es doch kommt, daß der Dichter von dieser und nicht von dieser Welt ist, daß er in diese unsere Welt eine zweite, eine Welt von holden und gewaltigen Wundern hineinstellt, — die ihn nicht verstehen, den Flor aus zartem Goldgespinnst, den er um die kahle Deutlichkeit der Dinge windet.



Aber es giebt eine Gemeinde, — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein, — eine stille Gemeinde, die sich labt und entzückt an Deinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen und die hohe Wahrheit schaut in diesen Träumen. Es giebt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.

Und sie wird wachsen diese Gemeinde, sich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird sich bilden von Einverstandenen in Deinem Verständnis und Du wirst ihnen nicht fern sein in der

— — stillen Himmelsenge,
Wo Lieb' und Freundschaft unsers Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Uns aber, die wir mit Dir sein, Dir in's Auge sehen, den Klang Deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geistertiefen kam, uns bleibt, da Du nun hingegangen, ein tiefes unsagbares Weh. Denn da ist ein guter Mensch geschieden, — gut, wenn Gutsein doch etwas Anderes, als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet.

Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichversetzen in jeden fremden Zustand, in alles und jedes, was Menschen sind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur. Er verstand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn sie kaum auf die Lippen traten.

Dies Versetzen, Eingehen, Teilen, Geben und Wiedergeben, und dazu sein Geist und der sprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geschärft, milde hinlächelnd über menschliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widersinn der Thorheit hervorstellend, dies zusammen schuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechselverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem keiner anders als erfrischt, getröstet, verjüngt hinwegging.

Gut — weich — auch etwas zu weich, — aber dafür auch gut im Sinne jenes stolzen geistigen Adels, von dem es gesagt ist:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,

und jenes Adels, der eine keusche Scheue ist vor eitler Selbstbespiegelung in sich und andern, eine strenge Scham, die es heilig meidet, das, was wir sind, auch zu spielen oder gar zu spielen, was wir nicht sind.

Und gut, weil keine Erfahrung ihn verbitterte, die Welt schwarz zu sehen. Mein letztes Gespräch mit ihm galt jenen, die das Dasein für schlecht und für das Beste das Nichts halten. Er nickte und blickte freundlich, als ich sagte, wir machten ja die Welt, falls sie schlecht wäre, noch schlechter, wenn wir in uns und andern das große, wahre Gute der schönen Täuschung über die Uebel des Daseins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit, den Glauben an ein ewig Festes zerstörten, ein Bleibendes in den Wogen der Zeit, das Wesen hat, *weil* es unsichtbar ist. Und so, freundlich blickend und nickend, bleibt er mir nun in's Gedächtnis geschrieben.

Wir sehen Dich nicht mehr freundlich blicken und nicken, wir dürfen nicht mehr in Deine weiche Hand die unsrige legen; das Herz steht still, das die Welt so innig in sich hereinzog und so innig in sie hinüberfloß. Wir wollen es uns ganz rein, ganz unversehrt erhalten, dieses Weh, denn auch in ihm, im Freundesweh, lebst Du, bis auch unsre Augen sich schließen.

Leb' wohl, lebenschaffender Dichter, der den Schatz der geistigen Güter unserer Nation um echte Perlen vermehrt hat; leb' wohl, bejahender, reicher Geist, leb' wohl, Du lebendiger, Du guter Mensch, teurer, lieber Freund, leb' wohl!" —

Das Grab hatte sich kaum geschlossen und der Hügel sich über ihm gewölbt, als die Freunde sich anschickten, es für die Nachwelt auszuzeichnen und durch Künstlerhand schmücken zu lassen: Ein hoher Marmorstein trägt das wohlgelungene Bronce-Relief des Dichters. Und nach einem halben Jahrzehnt erhob sich in den Anlagen am Fuße der Silberburg, wo unter grünen Laubgängen sich fröhliche Kinderscharen tummeln, ein schlichtes Denkmal, auf dem die Muse unter der Büste des Dichters dahinschwebt, indem sie ihre duftigen Gaben ausstreut. Bei der Enthüllung, die am Todestage des Dichters (1880) stattfand, hielt Fr. Vischer die Weiherede, an deren Schluß er noch einmal für den geschiedenen Freund dies Zeugnis ablegte: „Nicht ein kalter Zeuge warst Du dem Großen, was Du erlebt hast, und wir haben Dich gesehen tief und hoch bewegt, als von Heldenblut getränkt der Baum des Volks den stolzen Wipfel und die stolze Krone endlich entfalten durfte!" —

Als Karl Gerok am Abend des 6. Juni 1875 nach der Bestattung Mörikes den Pragfriedhof verließ und in tiefem Sinnen den Heimweg zurücklegte, gestaltete sich in ihm ein Erinnerungslied an den dahingegangenen Dichter, dessen mittlere Strophen dies Lebensbild schließen mögen:

„So lang aus Goldgewölken der Humor
Hernieder auf der Menschen Thorheit lächelt
Und von der Stirne sich der Wehmut Flor
Mit einem Rosenzweige spielend fächelt;

So lang noch ein verlassenes Mägdlein weint
Früh wenn die Hähne krähn, die Sterne schwinden;
Ein Knabe nach dem Mädchen, das er meint,
Die Grüße sendet mit den Frühlingswinden;

So lang die Rose blüht, die Traube reift,
Ein Immlein summt, wo heiß der Mittag brütet,
Der Nachtwind flüsternd durch die Haide streift,
Wo halb im Schlaf der Hirt die Schafe hütet;

So lange leben Deine Lieder fort,
Dem die Natur ihr Schweigen selbst gebrochen,
Weil Du belauscht so manch geheimes Wort,
Das mit sich selber sie im Traum gesprochen."



Mörike auf dem Totenbette.

Anhang.

I. Uebersicht über die Quellen.

1. Gedruckte Werke: Maler Nolten 1. Aufl. 1832, 2. Aufl. 1877 (gänzlich umgearbeitet) 5. Aufl. 1897, jetzt 3. und 4. Band der Gesamtausgabe Leipzig, Göschen. Gedichte 1. Aufl. 1838, 2. Aufl. 1847, 3. Aufl. 1856, 4. Aufl. 1867, 5. Aufl. 1873, die letzte, die der Dichter selbst besorgt hat, in der Gesamtausgabe Bd. 1, in 14. Aufl. 1900. Der 2. Band der Gesamtausgabe, 5. Aufl. 1900, „Gesammelte Erzählungen" enthält „Der Schatz", Novelle, früher Märchen genannt, und die beiden Novellen „L. Gelmeroth" und „Mozart auf der Reise nach Prag," sowie die drei Märchen: „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", aus diesem die Historie von der schönen Lau mit Zeichnungen von Schwind in besonderem Bändchen, „Der Bauer und sein Sohn," Die Hand der Jezerte." Nicht aufgenommen in die Gesamtausgabe sind die in der Sammlung „Iris" 1839 enthaltene Oper in 2 Akten „Die Regenbrüder", sowie die im Taschenbuch Urania, Jahrg. 1834 S. 313—339 erschienene „Skizze": Miß Jenny Harrower, später leicht umgearbeitet als L. Gelmeroth, „Classische Blumenlese" 1840, Uebersetzungen von Idyllen des Theokrit, Moschos und Bion, mit Fr. Notter gemeinsam bearbeitet, 1855, Degens Anakreon-Uebersetzung revidiert und ergänzt, 1864. Eine beträchtliche Anzahl Gelegenheitsgedichte nebst Zeichnungen sind veröffentlicht in dem Buche „Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter" von R. Krauß, Stuttgart 1895. Außerdem sind eine Anzahl Gedichte, meist Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne, ebenfalls — mit wenigen Ausnahmen — von R. Krauß herausgegeben in: Litt. Echo 1. Jahrg. 1. Heft S. 23 f.; Bes. Beil. des Staatsanz. für Württemberg 1895 Nr. 10 S. 145 ff.; 1896 Nr. 17/18 S. 386; Stuttg. N. Tagebl. vom 21. 5. 1898; Deutsche Dichtung 1894 H. 1; 1891 S. 265 f; 1891/92 S. 23 f.; 1892/93 S. 19; 1894/95 S. 161, Frankf. Zeitung vom 30. September 1900 Nr. 270, 2. Morgenblatt. Stuttg. Morgenbl. 1846 Nr. 41; die deutschen Mundarten I (1854) S. 290 ff; 's Schwoabaland in Bild und Wort S. 227 f.

Ungedruckte Gedichte befinden sich einige in der Stuttg. öffentl. Bibliothek, die auch in 2 Bänden Zeichnungen des Dichters besitzt, sodann einige Gedichte im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar; hier liegen auch die Vorarbeiten zu dem Roman „Der Kupferschmied von Rotenburg". 1 dramatisches Stück in 3 Aufzügen, wohl aus der Studentenzeit, ohne besonderen Wert, ferner „Das Fest im Gebirge. Dramatisches Spiel. Zur Gedächtnisfeier des 27. September 1841."

In dem Teil des Nachlasses, der mir zur Verfügung gestellt worden ist, befinden sich ca. 45 Gedichte, meist Gelegenheitsgedichte. z. T. in dem sogenannten „Roten Buche", das Bruchstück eines Romanes aus dem Jahre 1833 und eine dramatisierte Satire in 3 Aufzügen, die sich besonders gegen Tübinger Burschenschafts-Verhältnisse richtet.

2. Ungedruckte Briefe. Der bei weitem wichtigste und größte Teil der Briefe Mörikes befindet sich in der Stuttgarter öffentl. Bibliothek (Cod. hist. Qu. 327 ꝛc.) geordnet und gebunden. Vollständig ist allerdings keine der Sammlungen: Die Briefe an Hartlaub, 5 Bände, die an Mährlen u. a. 1 Bd., an Luise Rau 1 Bd., an Vischer u. a. 1 Bd. Die Gegenbriefe sind meistens im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar, noch nicht geordnet. Außer Briefen von Hartlaub, Mährlen und Bauer sind da solche von Blumhardt, Hardegg, Schöll, Nagel, Bruckmann, Albert Rheinwald, Käferle, Nast, Buttersack, Waiblinger, Hemsen; ferner Briefe Mörikes an die Mutter und seine Schwester Luise, sowie Briefe von diesen, von Georgii, Onkel Neuffer, von den Brüdern ꝛc., außerdem Briefe vom Vater Mörikes an dessen Mutter und Briefe der Beyer'schen Familie, die bis 1758 zurückgehen. In dem mir zur Verfügung gestellten Nachlasse befinden sich Briefe Mörikes an nächste Verwandte, Hartlaub u. a., wichtig ist besonders darunter ein Brief an seine Braut L. Rau; litterarisch wertvoll ist auch die Urschrift von Mörikes erstem Brief an Schwind, der verloren gegangen ist; auch Briefe von J. Kerner u. a., von Georgii, Blumhardt ꝛc. sind vorhanden, desgl. Scherze verschiedener Art und Zeichnungen ꝛc. 14 Briefe, 4 Zettel, das M. S. von Nolten I. Bd. der 2. Aufl. (von Mörikes Hand) befinden sich im Schillerhaus zu Marbach.

Gedruckte Briefe, besonders an Mährlen u. a. sind herausgegeben von Bächtold in „Deutsche Dichtung" 1891 S. 287—290 und in „Deutsche Rundschau" 1884 H. 2. S. 269 ff., desgl. in Pressel, Pfarrhaus zu Cleversulzbach; Briefe, besonders an Mährlen, von R. Krauß veröffentlicht in d. Rundschau 1895 Januar- und April-Heft und im Litt. Echo 1900 Sp. 1116 ff. H. Fischer hat in „Beiträge zur Schwäb. Litteraturgesch." 1891 S. 148 ff. 7 Briefe Mörikes an Waiblinger — davon 6 aus Urach — veröffentlicht, an Hebbel im Briefwechsel von F. Bamberg 1892 Bd. II. S. 378 f. und an J. Kerner im Briefwechsel 1897 Bd. II Nr. 556 f. und Nr. 567. Nicht ganz vollständig sind auch die Briefwechsel Mörikes mit Herm. Kurz (1885), mit Moritz von Schwind (1890) und Th. Storm (1891), herausgegeben von Bächtold. Bauers Briefe an Mörike, Hartlaub u. a. in Werke S. XII—LXIV.

3. Tagebücher. Das früheste noch erhaltene Tagebuch, von mir „Merkbüchlein" genannt, befindet sich in dem Teil des Nachlasses, den ich hier habe, desgleichen 7 dicke Schreibhefte, Tagebücher der Schwester Luise aus den Jahren 1822—26, und 24 Kalender in gr. Quart, durchschossen und als Tagebuch von Mörike verwandt; 7 Kalender aus der späteren Lebenszeit befinden sich in Weimar.

In dem Nachlasse, der bei mir ist, befindet sich auch ein Entwurf zu einer Kindheitsgeschichte Mörikes, von ihm selbst aufgezeichnet. Dieser Entwurf enthält nur Stichworte, die ich mit Hilfe seiner Schwester zum Teil habe enträtseln können. —

II. Ueberſicht über die Litteratur.

Die Normal-Verordnung für das Seminar Urach 1818 (geschrieben, später durch gedruckte Statuten ergänzt). Intelligenz-Blatt für die Oberamtsbezirke Tübingen ꝛc., Jahrgang 1822—1826, Statuten für das theolog. Stift o. J. E. Münch, Erinnerungen, Lebensbilder und Studien ꝛc. I. Band 1836. G. Schwab, Blätter für litterarische Unterhaltung 1833 Nr. 364 f. auch kl. prosaische Schriften 1882 S. 213—236. Fr. Th. Vischer, Mörikes Gedichte und Maler Nolten besprochen in Hall. Jahrbücher 1839; Nr. 141 f. u. 144 f., abgedruckt in „Kritische Gänge" Bd. II S. 216 ff.; vergl. auch das Vorwort S. VII f., S. L und S. 315. E. Reinhold (Köstlin), „Die Schwäbische Dichterschule und Eduard Mörike," Hall. Jahrbücher 1839 Nr. 6—8 u. 18 f. H. Blaze, de la poésie lyrique en Allemagne. Ed. Mörike ꝛc. Rev. d. deux Mondes 1845 S. 353—366. D. Fr. Strauß Art. über L. Bauer in den Tübinger Jahrbüchern 1847, auch in kl. Schriften 2. Aufl. II. Bd. S. 202—205. J. Kerner. Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. 1849. J. Kerner, Reiseschatten (1. Ausg. 1811), fünfte Schattenreihe. K. Mayer. Ludw. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, 1867 Bd. II S. 173—180, 248, 250 f. B. Gugler in Chrysanders allg. musik. Zeitung 1875 Nr. 43 f. Fr. Notter Eduard Mörike 1875. P. Heyse in der Vorrede zu Herm. Kurz ges. W. Bd. I. S. XX ff. Herm. Kurz, Gesammelte Werke Bd. VIII. S. 175 ff. u. in der Vorrede zum 4. Band des Novellenschatzes. E. Kuh, Ed. Mörike, ein Gedenkblatt 1875. J. Günthert in Birl. Alemannia, 1875 III. S. 193—205. Th. Storm, meine Erinnerungen an Ed. M. (1876) in ges. Schr. XIV. S. 141—173. W. Lang, Im neuen Reich 1875 Nr. 26, dann in „Von und aus Schwaben" 2. Heft 1885 S. 109 ff. J. Klaiber, Ed. M. 1876 und in der Einleitung zur Gesamtausgabe. R. Waldmüller-Duboc in Westermanns Monatsheften 1876 Nr. 235. S. 59—70. β. über Maler Nolten 2. Aufl. Bes. Beil. des Staatsanz. für Württemberg 1877 Nr. 23 f. A. Fresenius in Grenzboten 1879 4. Quartal S. 173—184. Th. Ziegler Studien ꝛc. 1877 S. 271—304.

Herm. Fischer, Ed. Mörike, ein Lebensbild 1881. Herm. Fischer, Beiträge zur schwäb. Litteraturgesch. 1891 S. 148 ff. Bächtolds Veröffentlichungen von Briefen (s. Quellen). Pressel, das Pfarrhaus zu Cleversulzbach 1885. v. Günthert, Mörike und Notter 1885. A. Mayr, E. M. Eine litterarisch-ästhetische Untersuchung, Programm des Gymnasiums in Bozen 1885; auch in „Die schwäbische Dichterschule" 1886. K. Weitbrecht, „Das Pfarrhaus in Cleversulzbach", Programm der höheren Mädchenschule in Zürich 1887. Rich. Weitbrecht, Aus Mörikes Dichterwerkstatt. Allg. Ztg. Beil. Nr. 32 f. 1888. R. Krauß im Euphorion Bd. I. S. 129—136; Bd. II. Ergänzungsheft S. 99—121; Bd. III. S. 561, Ergänzungsheft S. 140 f. Bd. IV, Ergänzungsheft (aus Mörikes Briefen über Uhland), Blätter für litt. Unterhaltung 1891 Nr. 10; bes.Beil. des Staatsanz. f. W. 1896 Nr. 5/6 S. 80—89. Goethe-Jahrbuch Bd. 17 S. 255—58. Schwäbische Kronik 1895 S. 1519—1549; Allg. Zeitg. Beil. Nr. 147, 1893; Biogr. Blätter Bd. II. S. 466—70. Deutsche Rundschau XXIV 4. H. S. 46 f. H. Krockenberger, Vortrag über Ed. M., Bericht in der Ludwigsburger Zeitung vom 1. Dezember 1893. R. Batka H. Wolffs Mörike-Lieder, Kunstwart 1898 H. 6. K. Weitbrecht, Ed. M. Gedächtnisrede, gehalten am Mörike-Abend des Lesezirkels Hottingen. N. Zürich. Zeitg. 1897 Nr. 59, 61 ff. R. Krauß, Schwäbische Litteraturgeschichte I. Bd. 1897. II. Bd. 1899. Dr. K. (Kurrer) Ed. M. Rems- & Feinthalbote 1899 Nr. 115—120. Jahresbericht des Ludwigsburger Gymnasiums 1900 S. 25. F. Avenarius, „Unsere Lyrik und Mörike", Kunstwart 1900 H. 17. K. Fischer, E. M. und seine Stellung in der Litteraturgeschichte und im deutschen Unterrichte. Progr. des Wiesbadener Gymnasiums 1901.

Nekrologe in Schwäb. Kronik 1875 S. 1475 f.; Allg. Ztg. 1875 Beil. Nr. 159; Bes. Beil. des St. f. W. 1876, S. 145—152 u. S. 161—67. „Unsere Zeit." Neue Folge, 11 Jahrg. 2. Heft 1875. S. 470 ff. Vischers Grabrede 1875 in Notter (s. ob) u. Vischers Gedächtnisrede, Schwäb. Kronik 1880 Nr. 133.

Die Allg. D. Biogr. enthält außer dem allerdings jetzt z. T. veralteten Artikel über Ed. M. (Bd. 22. S. 243—258) eine erhebliche Anzahl einschlägiger Artikel, z. B. über L. Bauer, J. Kerner, L. Uhland, G. Schwab, K. Mayer, Herm. Kurz, Fr. Notter, M. v. Schwind, Th. Storm, D. Fr. Strauß, W. Waiblinger, W. Zimmermann, Gottl. Köstlin, C. R. Köstlin, Georgii u. s. w.

III. Bemerkungen.

1. Kapitel. S. 2. Bartolomäus Mörike ist 1668 in Havelberg geboren. — S. 3. Unter die Originale von Ludwigsburg gehörte auch ein Baron Uexküll, ein hervorragender Kunstkenner und Mäzen; als Student besuchte ihn Mörike; vielleicht steckt

manches von jenem im Nolten (Jaßberg). — S. 6. Die Erzählung in der Novelle L. Gelmeroth (S. 290—297) enthält mehrere Ludwigsburger Anklänge, vielleicht auch einen Reflex von der Husarenherrlichkeit; daß sie aber so passiert sei, ist nicht anzunehmen. — S. 7. Ueber Regina Voßler zu vergl. Kerners Bilderbuch S. 343 ff. und 357, Allg. D. Biogr. Bd. 34 S. 344.

2. Kapitel. S. 25. Die Lesart in der 2. Hälfte der letzten Strophe ist an mehreren Stellen unsicher, ich habe gesetzt, was mir am passendsten schien. — S. 26. Die Lesart stuporum ist unverständlich. — S. 29. Im Gedichte selbst (Sammlg. S. 36) ist die Anrede, also die 2. Person gebraucht. — S. 34. Der Theaterzettel befindet sich in dem mir überlassenen Teil des Nachlasses. Daß Waiblinger bei dem Theaterunternehmen beteiligt war, ist wohl anzunehmen, aber nicht zu beweisen. — Ueber Gottl. Köstlin vergl. Allg. D. Biogr. Bd. 16 S. 757 f.

3. Kapitel. S. 41 ff. Diese dramatisierte Satire ist auf 14 Quartseiten geschrieben und befindet sich in dem mir übergebenen Nachlaß. In Weimar befindet sich auf 5 Blättern ein dramatisches Fragment von 3 Auftritten, aus der Studentenzeit; es sind wesentlich Karzerscenen. Aus derselben Zeit stammen die epischen „Nachtgesichte“ (Stuttg. Bibl.) vergl. Krauß, Euphorion Bd. II, Beil. zum Ergänzungsheft. — S. 43. Vergl. Notter, Ed. M. S. 10 u. S. 6. — S. 44. Vergl. Klaiber Ed. M. — S. 45. Zum Beweise liegt der Aufsatz noch in den Stiftsakten dem Berichte des Ephorus bei. — S. 51. Ueber R. Lohbauer zu vergl. R. Krauß, Schwäbische Litteraturgeschichte Bd. II S. 172 ff. u. 444 ff. — S. 52 ff. Die Darstellung der Peregrina-Geschichte beruht auf den Tagebüchern von Mörikes Schwester Luise, den Briefen, dem Buche E. Münchs Bd. I S. 347 ff. (gemäß Mörikes Brief an Hartlaub v. 23. 3. 1843) sowie auf Nachforschungen in der Schweiz, in Freiburg i. B. und in Tübingen. — S. 54. E. Münch hat sich in Freiburg — laut Ausweis des Freiburger Kirchenregisters — am 3. Juni 1824 verheiratet. — S. 59. R. Krauß erzählt dies in den Biogr. Blättern a. a. O. So, wie er es erzählt, kann es nicht richtig sein. Auch ist auffallend, daß niemanden, auch Notter nicht, etwas von diesem Ludwigsburger Aufenthalt Marias bekannt ist. — Einige Mal lautete 1825 Mörikes Adresse in Tübingen bei „Schneidermeister Werner“; auch in der „Walkmühle“ hat er gewohnt. — S. 60 f. zu Orplid rc. vergl. Maler Nolten I S. 149 ff. — S. 66. Das Schlußzeugnis, das sogenannte testimonium publicum, das er nach Vollendung seiner akademischen Studien beim Abgang aus dem Stift erhielt, lautete folgendermaßen. Valetudo: satis bona; Statura: media; Eloquium: satis distinctum; Gestus: vagi; Ingenium: satis bonum; Judicium: minus cultum; Memoria: fida; Scriptio: lectu haud difficilis; Mores: honesti, sed non satis constantes; Industria: jam satis assidua; Opes: exiguae. Studium theologicum mediocri cum successu absolvit. Orationem sacram mediocriter dispositam haud male elaboratam memoriter habuit. In Philologia et Philosophia mediocris.

4. Kapitel. S. 67. Ob die dramatischen Stücke, die sich auf Rotkäppchens Verwandlung in eine Elfe und das gespenstische Umgehen des Wolfs beziehen und sich handschriftlich erhalten haben, schon damals entstanden sind, bleibt zweifelhaft. Veröffentlicht habe ich sie in meiner Abhandlung zum Programm. — S. 70. Die Marie Meyer betreffenden Papiere hat Luises Freundin L. S., die später in Geistesverwirrung fiel, wie es scheint, mit anderen Familienpapieren vernichtet. — S. 73. Unsere Kenntnis von diesem Singspiel, das „ans ländliche grenzen", aber nicht „zu heiter" sein soll, beruht auf dem Briefwechsel zwischen Hetsch und Mörike, der sich in Weimar befindet. Erhalten ist von dem Spiel m. W. nichts. Im Mittelpunkt des Stücks steht ein blindes Mädchen, das durch die geheime Kunst eines Einsiedlers sehend gemacht wird, und nachdem es sich durch ein bis dahin verborgenes Mal als die Tochter eines Grafen, der sie zur Heilung hatte auf sein Schloß kommen lassen, erwiesen hat, kommt es zwischen ihm und dem längst geliebten „Robert" zur Verlobung. — S. 77. Der Bericht Blumhardts an Mörike über die Unterredung mit Georgii ist vom 20. Oktober datiert und befindet sich in dem mir überlassenen Teil des Nachlasses. — S. 78. Bemerkenswert sind die Aeußerungen von Hermann Kurz über Mörike als Dichter von Dramen und Romanen, Briefwechsel S. 108 f. — S. 81. Das Gedicht „Herbstfeier" erschien zuerst als „Bacchusfest" im „Jahrbuch schwäbischer Dichter" (1836) in der älteren Fassung, die in der vorletzten Strophe die Wendung hatte:

„Tretet also in Gedanken und mit heiligem Bedacht
Aus den purpurschweren Ranken in das blaue Schiff der Nacht."

Dieses „etwas mystische" Schiff verwandelte dann der Dichter „in ein buchstäbliches dem Publikum zu liebe." Auch die Ueberschrift „Herbstfeier" zog er vor, „denn es ist doch nicht rein antik" (vergl. Kurz-Mörike-Briefw. S. V f., 13, 17, 29). Dies Gedicht hat nach und nach viel Aenderungen seitens des Dichters erfahren. Ob das Gedicht „In der Frühe" (Geb. S. 31) in das Jahr 1828 gehört, ist mir zweifelhaft, da es im Tagebuch-Kalender Anfang des Jahres 1838 ohne Variante steht. Es war sonst nicht des Dichters Art, so mit seinen früheren Gedichten zu verfahren. In das Jahr 1828 gehört noch das Gedicht „Auf Schwabs Gedichte" bei Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter (S. 164). Nach Notters Zeugnis (S. 33) wäre es möglich, daß der Scheerer Pfarrherr mit seiner Stutzuhr in dem Prior der Karthause steckt. — S. 85. Den Enzio hatte er etwa seit Juni 1828 liegen lassen, obgleich ihm die bereits geschriebenen Scenen dem Zeitcharakter zu entsprechen schienen. Das von Mährlen zum Besuch Ludwigs I. in Augsburg verlangte Festspiel lehnte er ab: „mir wird ganz übel über dem bloßen Gedanken an so ein zugespitztes Gelegenheitsstück." — S. 86. Vergl. M. Nolten II, 15 f., I, 30 u. 33, 114, 297 f., II, 18. — S. 89. Ueber das Schicksal, Napoleon ꝛc. vgl. Nolten II, 84, 287. — S. 91. Dieser Brief Ms. an seine Braut befindet sich in dem mir

überlassenen Teil des Nachlasses. Den geistlichen Liederdichter Albert Knapp lernte er in dieser Zeit kennen und schätzen. — S. 96. Wie andre Briefe an die Braut ist auch der vom 3. März verloren; der Brief, in dem er zeigt, daß er an Karls Vergehen unschuldig sei und gegen ihn habe zeugen müssen, steht am Ende des Bandes der Briefe an Luise als Nr. 68 und ist etwa auf den 8. März 1831 zu setzen. — S. 97. Unter Nr. 38 in diesem Briefwechsel steht ohne Ort und Datum der Anfang des Briefes, durch den er offenbar der Braut ihr Wort zurückgeben wollte; er gehört wohl in den Anfang des Sommers 1831. — Anfang August scheint er in Eltingen eingezogen zu sein. Im August 1831 entstand das liebliche für die Braut gedichtete „Hochzeitslied" (Ged. S. 40). — S. 103. Auch den Plan einer Dedikation des Romans gab er wieder auf, vergl. Krauß. Bes. Beil. d. Staatsanz. 1896 Nr. 5/6. — Die Stelle im Nolten II, 193 ist, soweit sie sich auf die Betrachtung der Blumen bezieht, zwar Agnes in den Mund gelegt, geht aber auf eine Eigentümlichkeit der Peregrina zurück, von der Agnes noch manch anderen Zug verrät. — S. 104. Es würde die Grenzen einer Biographie weit überschreiten, wenn im einzelnen ausgeführt werden sollte, in welchem Verhältnis die überarbeitete zu der ersten Ausgabe des Nolten steht. Beschränkung auf ein paar Hauptpunkte ist deshalb nötig. Der Kürze halber bezeichne ich die 1. Ausgabe mit N. 1, die überarbeitete mit N. 2. Es leidet keinen Zweifel, daß N. 2 sowohl in den Motivierungen wie in der Ausführung, der Fassung &c. dem N. 1 durchaus vorzuziehen ist; freilich sind im N. 2 auch Scenen weggelassen, die man ungern vermißt, z. B. die Lörmer-Scene an Larkens' Totenbett, die Shakespearisches Gepräge trägt. Auch in Bezug auf die beigegebenen Lieder, besonders der Peregrinalieder liegen merkliche Differenzen vor. Es ist bekannt, daß nur der 1. Band und der Anfang des 2. im N. 2 von Mörike selbst druckfertig gemacht ist; dieses Original, von seiner Hand geschrieben, wie es in die Druckerei gegangen ist, befindet sich im Marbacher Schillerhaus und reicht bis I S. 346 letzte Zeile: „zur Sprache". Von „Larkens hatte" bis II 4 Z. 5 v. unten „wundern selbst" ist es in Weimar. Der Zwischensatz II, 4 „Von diesen Sorgen — zu entdecken" fehlt und stand wahrscheinlich auf einem Zettelchen; II, 4 die letzten $4^1/_2$ Zln. und S. 5 die 7 obersten Zln. sind aus N. 1 zusammengestellt; II, 5 Z. 8 „Ich danke Dir — S. 6 Z. 11 Augen beißt" ist in Weimar; die Stelle von II, 6 Z. 12 — S. 10 Ende des 1. Absatzes ist von Klaiber nach N. 1 S. 327—30 in der Hauptsache zusammengestellt; von II, 10 Mitte folgt der Text im wesentlichen dem von Mörike korrigierten N. 1, der ebenfalls in Marbach ist, — der in Weimar befindliche Text ist nach diesem Exemplar von der Hand Margarete Mörikes korrigiert. Die Korrekturen gehen bis zum letzten Worte des 2. Bandes. Von den Zetteln, auf die M. die neue Fassung z. T. geschrieben, habe ich nur einen gefunden, er ist in Marbach und enthält den mittlern Absatz von S. 42 des II. Bandes „Zum Ueberfluß — Schanden zu machen." Der Versuch, den Mörike in dem Marbacher Exemplar gemacht hat, den Roman in 3 Teile zu zer-

legen: der 2. sollte mit I 213, der 3. mit II, 55 oder 94 beginnen, ist nicht durchgeführt. Nach den äußeren Merkmalen gehört zu den ältesten Teilen des Marb. M. S.: Ein Tag aus Noltens Jugendleben I 283—318 und das folgende Diarium, sowie I S. 222—228, S. 235—38 u., zu den mittleren I 24 „Schon auf der Akademie" — S. 26 ob., S. 108—213., zu den jüngeren I S. 1—21, 26—107 u. S. 213 Abs. — S. 222 u., zu den jüngsten S. 341 letzter Absatz, S. 55 f. Das Marbacher Original-M. S. zeigt die unablässige Nachbesserungsarbeit des Dichters in 5—6 Schichten. Daß Klaiber in der Gestaltung des Textes von II, 10 an sich überall genau an die von M. redigierte Vorlage gehalten habe, läßt sich aus dem was bis jetzt vorliegt, nicht ersehen; jedenfalls hat er Scenen weggelassen, z. B. die genannte Lörmer-Scene (II 170), die M. in seinem korrigierten Exemplar stehen gelassen hatte. — S. 110 f. „Miß Jenny Harrower", „Eine Skizze" macht in der Urania von 1834 den Schluß. Ein englischer Geistlicher erzählt diese ergreifende Seelengeschichte, deren Inhalt kurz folgender ist: Jenny H. klagt sich selbst vor Gericht an, den treulosen Bräutigam ihrer aus Gram gestorbenen Schwester ermordet zu haben, weil sie den wirklichen, nur ihr bekannten Mörder desselben, wenn auch unbewußt, zu dem Mord (Duell) durch die Worte veranlaßt hatte: „Räche die Schwester, wenn Du ein Mann bist!" Während sie nun in Untersuchungshaft sitzt, kommt jener Geistliche in dieselbe Stadt, hört von dem Ereignisse, sucht die Jugendfreundin in ihrer Zelle auf, erlöst sie aus ihrem schweren Gewissenskonflikt und heiratet sie dann. — Bald darauf hat Mörike das Stück auf deutschen Boden übertragen: Ein deutscher Gelehrter, der in Göttingen studiert hat, ist hier der Erzähler und Träger der Geschichte, und Jenny heißt Lucie Gelmeroth. Abgesehen von den Namen sind nur ganz wenig Stellen, meist nur stilistisch, geändert; nur die Beschreibung des Seelenzustandes der unglücklichen Lucie ist stärker verändert und verkürzt (S. 302—305). Das Ganze trägt Ludwigsburger Färbung. In dieser veränderten Gestalt erschien die Novelle L. Gelmeroth, wie sie jetzt in der Gesamtausgabe steht, in der Sammlung „Iris" vom Jahre 1839. — S. 111. Die Brautbriefe, die hinter dem vom 9./12. Juli (Nr. 62 des Bandes in der Stuttg. Bibliothek) stehen, sind offenbar aus einer früheren Zeit, der Schluß des Briefwechsels fehlt also. — Dieser Brief an Clara vom 12. November 1833 befindet sich in dem mir überlassenen Teil des Nachlasses und ist in Weilheim geschrieben. — S. 112. Die Fragmente des religiösen Romans nehmen etwa 48 enggeschriebene Quartseiten ein und befinden sich ebenfalls bei dem mir überlassenen Teil des Nachlasses. — S. 113. Des Freundes Traum und Tod hat ausführlicher J. Kerner dargestellt in „Die Seherin von Prevorst". 4. Aufl. S. 125 f.

5. Kapitel. S. 114. Die Bestallungsurkunde Mörikes ist datiert vom 20. Mai 1834. — S. 116. Das Gedicht an Clara „Auf ein Ei geschrieben" (Ged. S. 313) ist später (1847) vollendet. — S. 118. „Die Regenbrüder," 1839 in der Sammlung Iris erschienen, sind von der 8. Scene des II. Akts an von Kurz; in

der Separatausgabe sind dies die Seiten 156—172, vergl. Briefwechsel Mörikes mit Kurz S. 1 f, 4, 6, 8, 40, 64—66, 69, 103, 113. — S. 119. Der „Schatz" erschien zuerst in dem mit W. Zimmermann 1836 herausgegebenen „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten". Die neue Novelle „Die geheilte Phantastin", von der Kurz spricht, kann schon deshalb nicht, wie Bächtold vermutet, L. Gelmeroth sein, weil diese als J. Harrower schon 1833 geschrieben und 1834 veröffentlicht ist, ob sie auf eine Skizze des religiösen Romans zurückzuführen ist, bleibt ungewiß. — S. 123. Anfangs scheint unter den Freunden eine feste Unterscheidung zwischen Sicheré und dem sicheren Mann nicht bestanden zu haben, denn Bauer schreibt (25. Februar 1828) vom „sicheren Mann", er habe sie mit vielem Hüsteln belehrt, daß Barbarossa von Barbaresken komme und so viel heiße, als ein Mensch ohne comme il faut ꝛc.; vielleicht liegt auch nur eine augenblickliche Verwechslung vor. — S. 126. Zum sicheren Mann befinden sich in der Stuttg. Bibl. noch 2 Zeichnungen; die Stellen, die sich im Briefwechsel mit Kurz auf ihn beziehen, stehen S. 51, 53 f, 56, 70 ff, 82 f. — S. 129. Ueber die Weihefeier am 9. Mai 1885 vergl. K. Weitbrecht, Das Pfarrhaus in Cleversulzbach. 1887. — S. 135. Das Original des „Komplimenten-Machers" befindet sich in der Stuttg. öfftl. Bibliothek (Hist. Qu. 327,7). — Die beiden Gedichte gegen den Priesterhochmut hat Krauß veröffentlicht in „Frankf. Zeitg." v. 30. Sept. 1900 Nr. 270. — S. 136. Ein kurzer Bericht über den Hausgeist findet sich auch in Kerners „Seherin von Prevorst" S. 512 ff. — S. 137. Ueber die Entstehung des Gedichtes „An den Schlaf" zu vergl. R. Weitbrecht Allg. Zeitg. 1888. Beil. Nr. 32 f. Die Zeichnung zum „Kanonier (Ged. S. 154) steht im Kalender, Januar 1838. — S. 138. Am Abschiedstage, 29. Mai 1838 Morgens 4 Uhr, schuf Kurz das schöne Gedicht, das auch im Briefwechsel S. VIII abgedruckt ist. — S. 139 f. Ueber eine Anzahl von Aenderungen und verschiedenen Fassungen der Gedichte giebt Krauß Auskunft im Euphorion II. Ergänzungsheft S. 99 ff, auch R. Weitbrecht bringt dazu Beiträge in der Allg. Ztg. 1888 Beil. Nr. 32 f; soweit Raum war, habe ich manches bemerkt. — S. 140. Die Einzelheiten über die Entstehung von Schön-Rohtraut verdanke ich den Mitteilungen von Clara Mörike, sie entsprechen auch den Briefen an Hartlaub; Mörikes Mitteilungen an Schwind, die etwa 30 Jahre später liegen, leiden unter Trübungen des Gedächtnisses. — S. 143. Ueber Luthers Trinkbecher hat Mörikes Großonkel J. Chr. L. Mörike in Burgstall 1817 eine Schrift nebst Stammtafel veröffentlicht, die bei Kohlhammer 1883 unverändert abgedruckt ist. — Die Kritiken Vischers und Köstlins sowie die späteren, auch die Gedächtnisrede K. Weitbrechts habe ich eingehend behandelt in dem Wiesbadener Gymnasialprogramm Ostern 1901. Hier fehlt der Raum für eine solche Besprechung. Bemerkenswert bleibt, daß ein Franzose 8 Jahre früher ein litterar-kritisches — und zwar anerkennendes — Urteil über Mörike veröffentlichte als ein Kritiker — Jul. Schmidt — aus Nord-Deutschland. — S. 151. Mörikes Brief an Tieck vom 20. Februar 1833 ist abgedruckt in der Sammlung Tieck'scher Briefe von K. v. Holtei II. S. 365 f. —

S. 154. Die Hand der Jezerte, zuerst Arete genannt, ist im ersten Entwurf im Anfang kürzer, sonst nahezu unverändert; der König ist ohne Namen; im Entwurf lustwandelt der König, ehe er die Hand fand (Gesammelte Erzählungen in der Gesamtausgabe II. S. 269) mit Naira, im Entwurf schreibt Maani nicht mit dem Griffel (S. 270), sondern mit einer „Schreiberose“ in „Rätselschrift“ und zwar „Verlange vor den Richter (nicht König)“, für „die das mit“ ꝛc. steht im Entwurf der Name (Naira). Statt „Den andern Tag“ ꝛc. steht im Entwurf ganz kurz: „Wie nun dem König gemeldet ward, wessen der Jüngling sich schuldig bekannte, wütete er und zerriß sein Gewand und“. Der Schluß ist nur skizziert: „Die Wahrheit kommt an den Tag, der Jüngling wird begnadigt, der Naira die Hand abgehauen und sie als Bettlerin in die weite Welt hinausgestoßen, Aretes marmorne Hand aber behält für immer einen Veilchenduft, der den ganzen Tempel erfüllt.“ Wie sehr die spätere Ausführung den Entwurf übertrifft, liegt auf der Hand. — Das „Fest im Gebirge, Dramatisches Spiel zur Gedächtnisfeier des 27. Sept. 1841“ heißt der volle Titel des Festspiels, das — sauber in ein Heft in groß Quart geschrieben — sich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar befindet. Als Personen traten auf: Bergfürst der schwäbischen Alb, Bergnymphen, seine Töchter, sodann Richter, Bürgermeister, Burschen, Mädchen ꝛc.; Schauplatz ist eine schöne Thalgegend bei einem der Eingänge in die schwäbische Alb. Das Ganze, in elf Auftritte gegliedert, sollte ein patriotisches Stück für den König und sein Haus sein. — S. 158. Die Episode mit der vornehmen Dame, einer Baronin H., ist für die Herzensgüte, wie für die Festigkeit und das sichere Urteil des Dichters sehr bezeichnend, namentlich wenn man den entsprechenden Briefwechsel, an dem auch Kerner beteiligt war, kennt; er ist zwar in meiner Hand, kann aber nicht veröffentlicht werden. — Bettina v. Arnims Buch über Karoline von Günderode war 1840 erschienen. Waiblingers Gedichte-Sammlung ward im Frühjahr 1842 von Mörike abgeschlossen und dem Verleger Heubel im Juli 1843 übergeben. — S. 159 f. Dieser sehr ausführliche Brief Mörikes über den Besuch der Freunde, die Fahrt nach Heilbronn und dem benachbarten Sontheim, wo Strauß mit seiner jungen Frau, der berühmten dramatischen Sängerin Agnes Schebest wohnte, ist von J. Bächtold größtenteils veröffentlicht in der Deutschen Rundschau (1884 S. 276 ff). So reizvoll der ganze Brief ist, so läßt der Raum es nicht zu, ihn hier abzudrucken. Im Text ist deshalb nur auf einen Hauptpunkt eingegangen. Strauß' Scheidung von seiner Frau lag damals schon in der Luft. In dem ungedruckten Teil des Briefs befindet sich der Hinweis auf das Buch E. Münchs und die Stelle, die sich auf Maria Meyer (Peregrina) bezieht. — Sehr bezeichnend ist es für Mörike, daß er in Hillers „Geistliches Liederkästlein“, das seiner Schwester gehörte, alle sprachlichen Verstöße ꝛc. am Rande berichtigte und am Schluß desselben eine Uebersicht über dialektische Ausdrücke und deren hochdeutsche Bedeutung gab.

6. Kapitel. S. 167. Das „rote Buch“ enthält auf 144 Quartseiten eine große

Anzahl von Gedichten und ist im August 1875 von Hartlaub in Stöckenburg, wo er damals war, abgeschlossen. Fortgesetzt ist es von ihm als „zweite Sammlung", unterschrieben Neuenstadt a. L. 1884 und enthält 110 Seiten. Beide befinden sich in dem mir zur Verfügung gestellten Nachlaß. — S. 171. Diese „Kreidestifte" verzierte er gern beim Sinnen, Vorlesen ꝛc. mit Arabesken, Figuren und Aufschriften; so steht auf dem Stifte, mit dem er die Mozart-Novelle vollendete: „Mozärtlein, 30./3. 55". — S. 172. Mörikes M. S. der „Idylle vom Bodensee", mit einem Motto aus Catull, befindet sich in Weimar. Daß das Glockenmotiv Tübinger Herkunft ist, geht aus den Brief an Kauffmann vom Oktober 1828 (D. Rundschau 1895 S. 75) hervor; daß der Stoff ganz frei erfunden ist, spricht Mörike selbst Hartlaub gegenüber aus (24. Oktober 1846). — S. 176. Der Rahmen der Biographie gestattet es nicht, über das Verhältnis der 2. Auflage der Gedichte zur ersten und die mit Hartlaub deshalb gepflogenen Verhandlungen zu berichten. — S. 178. Die zahlreichen Briefe Mörikes an Blumhardt sind nicht mehr vorhanden, da dieser, wie mir sein Sohn mitgeteilt hat, alle Briefe zu vernichten pflegte. — S. 180. Die Veronika sollte, auf Elfenbein gemalt, den Deckel eines Buchs bilden, das Pergamentblätter mit schönen Sprüchen in altdeutscher Schrift enthielte. Das ganze sollte ein Geschenk für die Kronprinzessin Olga sein. Die Sprüche fand Mörike nicht wie er es wünschte. So kam nicht alles zur Vollendung. Nach Mörikes Tod wünschte die Königin Olga, die davon gehört hatte, das Werk zu sehen, worauf es ihr übergeben wurde. Nach deren Tod kam es in den Besitz der Witwe des Dichters.

7. Kapitel. S. 183. Was von dem Roman „Der Kupferschmied von Rotenburg" noch erhalten ist, befindet sich in Weimar. Daß sich Mörike mit diesem Stoff noch im Herbste 1851 beschäftigt hat, geht aus einer Kalendernotiz von seiner Hand hervor. — S. 186. Die Turmhahnidylle schickte er am 20. Juli 1852 an den ihm befreundeten Rektor des Katharinenstifts Wolff, den Stiefvater Luises von Breitschwert. — S. 187. Vielleicht bezieht sich die im Briefwechsel mit Kurz erwähnte „Perlenschnur" ebenfalls auf ein Motiv im „Hutzelmännlein". Die Ueberschrift „Historie von der schönen Lau" ist erst später von Mörike eingeschoben, damit der Leser auf eine „längere Episode" aufmerksam gemacht wird. Auch diese „Historie" ist vom Dichter frei erfunden. — S. 190. Z. B. „Konstanzens Fall" in der 1. Aufl. I, S. 236—246; sie war ein starker Mißgriff des jugendlichen Verfassers. — S. 192. Vergl. die treffende Charakteristik der Mozartnovelle von H. Kurz im deutschen Novellenschatz Bd. IV S. 266., vergl. auch Krauß, Gel. 118 u. f. — Vergl. P. Heyses Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. 1900. S. 197. Ueber Geibels und Mörikes Zusammentreffen s. Pressel, Das Pfarrhaus ꝛc. S. 24 f. — S. 193. Storm beschreibt seinen Besuch bei Mörike in Th. Storms ges. Schriften 1882. Bd. 14 S. 141—173. Im Briefwechsel mit Storm, der 17 Briefe enthält, sind nur vier von Mörike. Mit dem Jahre 1865, in dem Storm seine Konstanze verlor, bricht er ab. — S. 195. Das Doktordiplom wurde Mörike verliehen, als

Hefele Rektor, Gerber Kanzler der Universität und Im. Fichte Dekan der philosophischen Fakultät war „propter insignia quibus in Germanico Parnasso Suevicae musae laudem auxit merita.“ — S. 197. Diese „Erklärung“ charakterisiert den Dichter und lautet: „Dem Unterzeichneten werden vielfach Manuskripte und Bücher zur Einsicht oder Empfehlung von den Verfassern zugesendet. Je ehrenwerter ein solches Vertrauen in der That ist und je erfreulicher nicht selten das Mitgeteilte selbst sein mag, desto aufrichtiger bedauert er sich zu der Erklärung genötigt zu sehen, daß seine Zeit ihm nicht erlaubt, dergleichen ferner anzunehmen.“ — S. 201. Mörikes Brief an Hebbel in dessen „Briefwechsel“ herausgegeben v. F. Bamberg. 1892. II. Band S. 378. — Mörikes und Hebbels erste persönliche Begegnung fällt wohl in das Jahr 1857; Hebbels Brief an Mörike vom 20. Februar 1858 scheint verloren zu sein. Zu Hebbels Besuch bei Mörike im Jahre 1860 zu vergl. Hebbels Briefe, Nachlese von R. M. Werner Bd. II. S. 130 f. ebenda zu vergl. S. 248; S. 274. — S. 203 f. Der erste Brief Mörikes an Schwind wird geschrieben sein zwischen dem 16. Nov. und 17. Dezember 1863. Daß eine ganze Anzahl Briefe Mörikes an Schwind verloren gegangen ist, erhellt aus dem Tagebuch-Kalender.

8. Kapitel: S. 214. Die zahlreichen Gelegenheitsgedichte zwischen 1867 u. 1869 kamen in das sogenannte „Lorcher Buch“. — S. 219. Mörikes Worte an Mährlens Witwe hat mir dessen Enkelin Frl. Marie Mährlen freundlichst mitgeteilt. — S. 221. Wenn hier vom 2. Teil des Nolten die Rede ist, so kann damit wohl nur der mittlere Teil desselben, I, 213 — II, 54 — damals wollte der Dichter nach des Verlegers Vorschlag das Ganze in 3 Teile zerlegen — gemeint sein, denn der 2. Band ist nur nach korrigierten Handexemplaren der 1. Auflage zusammengestellt. — Alle Besuche bedeutender Männer bei Mörike, sowie nur das von Büchern, litterarischen und künstlerischen Beziehungen &c. zu erwähnen, was er im Kalender selbst aufgezeichnet hat, ist nicht möglich. — S. 222. Die Schilderung Mörikes aus dem Jahre 1874 rührt von Düboc-Waldmüller (s. Anhang I.) her. — S. 227. Das Grabmal Mörikes mit dem Bronce-Relief ist von dem Bildhauer Dittenbach, das Denkmal auf der Silberburg mit des Dichters Büste von Wilhelm Rösch, einem Schüler Donndorfs, modelliert.

P. Stankiewicz' Buchdruckerei Berlin SW.

Im gleichen Verlage erscheint:

Friedrich Hebbels

Sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe besorgt von **Rich. Maria Werner.**

In 12 Bänden à M. 2,50 geheftet, M. 3,50 gebunden.

Die Subskription verpflichtet zur Abnahme **aller** Bände.

Vierteljährlich erscheint ein Band; bis Weihnachten 1901 liegen 5 Bände vor.

Bühne und Welt. Aeußerlich ein Muster von vornehmer und geschmackvoller Ausstattung, inauguriert diese monumentale Ausgabe eine neue Aera der Hebbelforschung.

Dresdener Anzeiger. Der (erste) Band vereinigt *vorzügliche Ausstattung*, wie sie unseren Klassikern leider nicht immer zu teil wird, mit *ungewöhnlich niedrigem Preis*. Der 500 Seiten starke Band kostet nur 2 Mk. 50 Pf., der gebundene 1 Mk. mehr, so daß auch die ganze, auf zwölf Bände berechnete Ausgabe nicht unerschwinglich wird.

Südwestdeutsche Schulblätter. Ihre ganze Ausführung berechtigt zu der Hoffnung, daß diese Ausgabe ein des *großen Dichters und Denkers würdiges Denkmal* werden wird . . . . . Jeder, der Hebbels Werke in einem fehlerfreien Drucke lesen will und sich zugleich nach einem kundigen Führer umsieht, wird jetzt zu dieser Ausgabe greifen. Die *Ausstattung in Druck und Papier ist geradezu musterhaft und der Preis sehr niedergehalten.*

Friedrich Hebbels Briefe.

Nachlese in zwei Bänden.

Preis: Geheftet M. 8,—, gebunden M. 10,—.

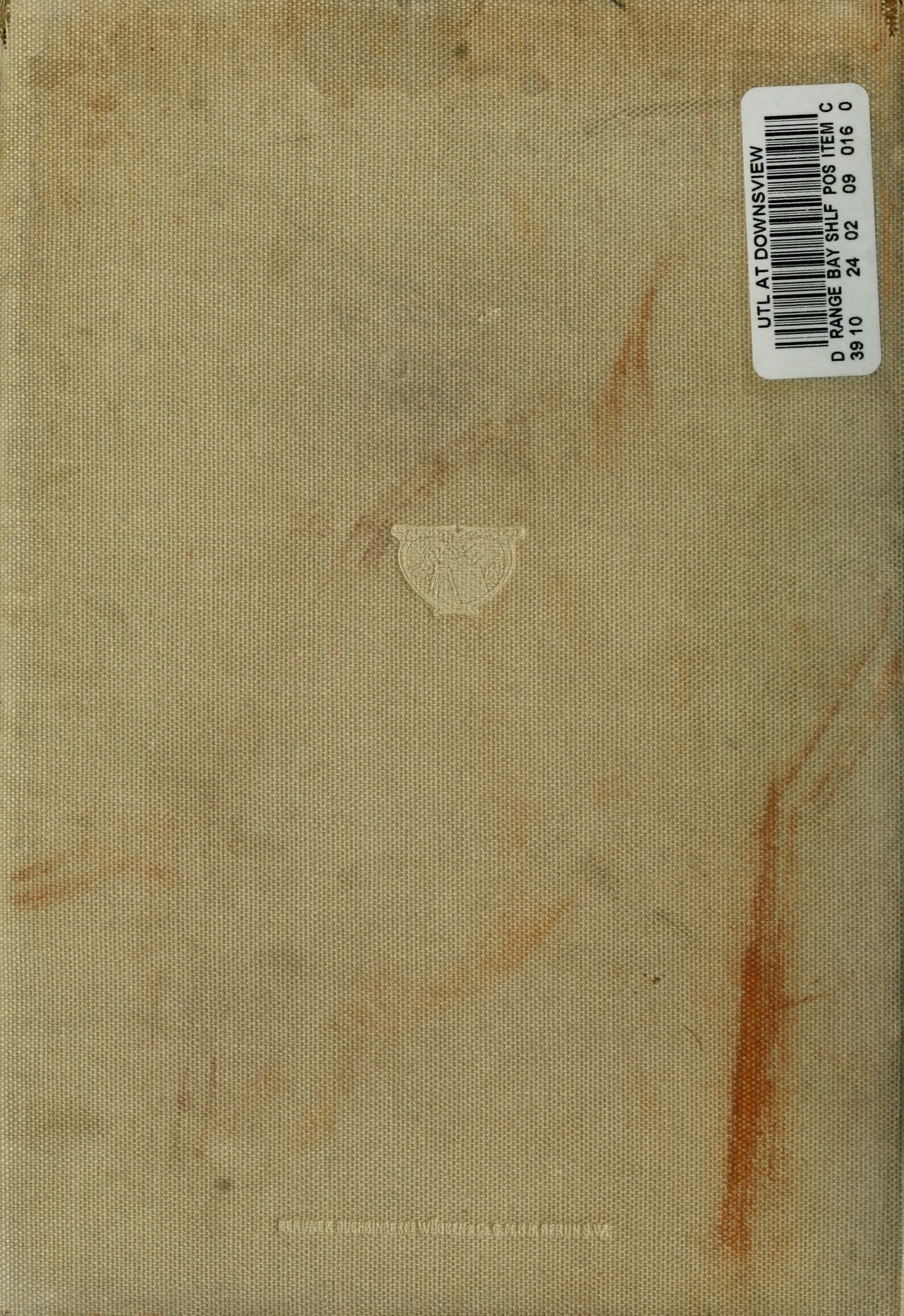
Für Subscribenten der „Werke", denen sich die „Briefe" in ihrer Ausstattung völlig anschließen: Preis: Geheftet **M. 5,—**, gebunden **M. 7,—.**

Allgem. Zeitung. Beilage. Die Ausgabe ist, was Sorgfalt und kritische Zuverlässigkeit angeht, musterhaft.

Deutsche Heimat. Ein Reichtum sondergleichen thut sich hier für uns auf.

Christliche Welt. Was diese Nachlese besonders wertvoll und so recht zum Weihnachtsgeschenk geeignet macht, sind die vielen bisher noch nicht gedruckten Briefe Hebbels an seine Frau. Briefe von echt Hebbelscher Diktion, voll Humor und Ernst, die vor allem den Menschen Hebbel in immer neuem, wohlthuendem Lichte zeigen. Aus ihnen allen leuchtet das volle, tiefe Glück dieser Ehe als der hellen Sonne, die endlich dem bisher so rauhen, harten Leben des Dichters aufgegangen. *Den Hebbel dieser Briefe muß man lieben.*

Contents of Notker vol. 8.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 24 02 09 016 0